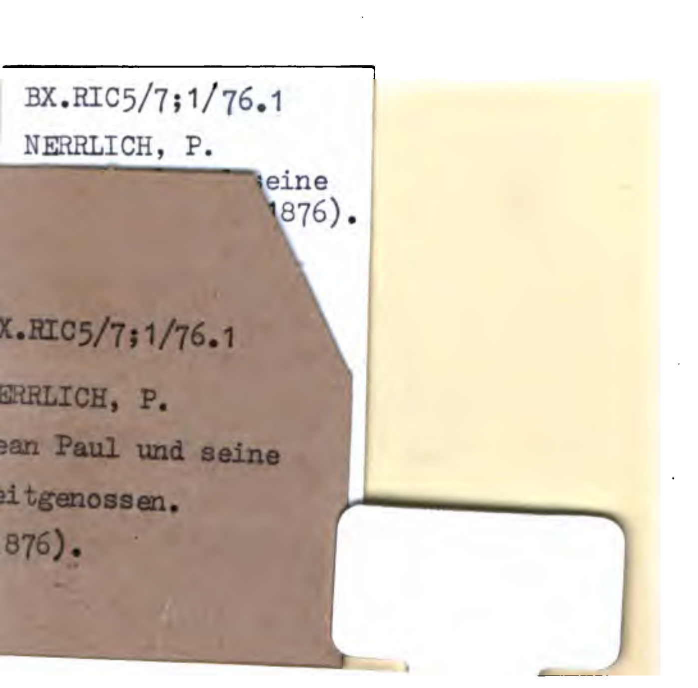
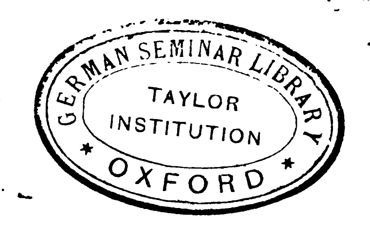








Jean Paul

und

seine Zeitgenossen.

Von

Dr. Paul Nerrlich.

Berlin,

Weidmannsche Buchhandlung.

1876.

Vorwort.

Wenn die Wiener Jahrbücher noch 1836, also elf Jahre nach dem Tode Jean Pauls, erklären konnten, daß der eigentliche Maßstab zu der Beurtheilung des Dichters noch nicht aufgefunden, die Zeit, über ihn zu richten, noch nicht gekommen sei, ja wenn noch vor wenigen Jahren ein Fr. Vischer es aussprechen mußte, daß unsere neuere Literaturgeschichte noch eine sehr empfindliche Lücke habe, da uns noch eine unparteiische, gründliche Analyse Jean Pauls, dieses zu den verwickeltsten Phänomenen gehörenden Dichters, fehle, so erscheint es außerordentlich schwierig, durch eine Darstellung von Jean Pauls Verhältniß zu seinen Zeitgenossen das objektive, endgültige Verständniß des Dichters irgendwie zu fördern. Und doch erstrebt dies der Verfasser des vorliegenden Buches. Er möchte noch etwas mehr geben, als eine bloße Zusammenstellung von allerlei ausschließlich persönlichen Notizen, die doch nur die Klatschliteratur vermehren würde; er will auch nicht bloß eine Menge von einzelnen Urtheilen über das Schaffen des Dichters aufspeichern, die jeglichen Zusammenhanges und jeglicher Geltung entbehren. Zur Lösung der obwaltenden Schwierigkeit scheint ihm dreierlei förderlich zu sein.

Wer sich rühmen kann, einen Goethe und Schiller, Herder und Wieland, Kant, Fichte, Jacobi, Schleiermacher, von an=

dern nicht zu reden, als Zeitgenossen, zum Theil auch als Freunde zu haben, und wem diesen sein Denken und Sein offenbaren zu können das Glück wurde, für dessen Verständniß wird sicher etwas zu gewinnen sein, wenn wir die Urtheile solcher Männer, die zum Theil den ersten unserer Nation beizuzählen sind, über ihn vernehmen, wenn uns aus einem solchen Spiegel sein Bild zurückstrahlt. Es gilt allerdings, daß nicht der, welcher am Fuße eines gewaltigen Berges steht, die Höhe desselben abschätzen kann, sondern nur der, welcher sich von ihm entfernt hat, und daß im allgemeinen weit eher die kühl und unbefangen richtende Nachwelt die Größe eines Mannes erkennt, als die Zeitgenossen. Allein es kommt doch auch darauf an, welche Bedeutung die Zeitgenossen haben. Stehen sie selbst auf gleicher Höhe mit dem zu Beurtheilenden oder überragen sie ihn, so fällt ihr Urtheil gewiß schwer in die Wagschale. Sodann hat unsere Betrachtung ebenso sehr darnach zu fragen, wie umgekehrt Jean Paul sich zu den Mitlebenden stellt. Aus seinen Urtheilen über einen Lessing oder Klopstock, einen Herder oder Goethe, daraus, wie er die großen politischen, literarischen, wissenschaftlichen, religiösen Fragen seiner Zeit beantwortet, ist jedenfalls ein Urtheil über ihn selbst zu gewinnen. Schicken wir endlich als Einleitung des Ganzen einen Ueberblick über Jean Pauls Verhältniß zur Gegenwart voraus, so werden wir uns am Schluß unserer Untersuchung überzeugen, daß die Urtheile der Gegenwart mehr noch durch die der Zeitgenossen modificirt werden müssen, als diese nach jenen zu gestalten sind.

Für seine Darstellung hat der Verfasser leider nur bereits gedrucktes Material verwenden können. Er richtete im September

des vorigen Jahres an Ernst Förster die Bitte um Einsicht in den schriftlichen Nachlaß des Dichters. Derselbe bedauerte jedoch, diesem Wunsche nicht entsprechen zu können, da er auf dem Punkte stehe, mit einer öffentlichen Anstalt in Verhandlung über die Erwerbung „dieses unvergleichlich kostbaren Schatzes" zu treten. So sehr offenbar nicht nur die Vollständigkeit, sondern auch die Genauigkeit vorliegender Arbeit hierunter leidet, so darf vielleicht zur Rechtfertigung unseres Unternehmens angeführt werden, daß wir nicht nur Jean Pauls Werke und Correspondenz, soweit letztere gedruckt, auf das Gewissenhafteste benutzt haben, sondern auch das, was die Zeitgenossen über ihn darbieten. Außerdem ergeben sich, zumal grade Jean Paul bis jetzt so stiefmütterlich in unserer Literatur behandelt worden ist, durch Auszüge und Combinationen auch von Bekannterem, z. B. von Jean Pauls Denkwürdigkeiten, neue Gesichtspunkte. Die Denkwürdigkeiten und so vieles andere Material gleichen einem überaus werthvollen, aber noch völlig unbearbeiteten Marmorblock. Bis jetzt hat noch niemand den Versuch gemacht, eine Bildsäule daraus zu meißeln; es wird also wohl der erste, wenn auch noch so unvollkommene derartige Versuch nicht ganz werthlos erscheinen.

In Bezug auf die Art der Darstellung liegt der Einwand nahe, der Verfasser halte sich zu ängstlich an die vorhandenen Quellen, statt dieselben frei zu verarbeiten und seiner Individualität entsprechend wiederzugeben. Allein einerseits kann er sich überhaupt nicht davon überzeugen, daß der Leser nicht ein um so treueres Bild einer Person oder eine um so unverfälschtere Darlegung einer bestimmten Ansicht erhält, wenn das Charakteristische möglichst im Anschluß an das Original

dargestellt wird. Andererseits dürfte diese Methode sich vielleicht grade bei Jean Paul empfehlen, dessen Gedanken ohne seine Ausdrucksweise wiedergeben zu wollen in den meisten Fällen bei dem innigen Zusammenhange, in welchem grade bei ihm Form und Inhalt stehen, kaum möglich sein dürfte.

Gervinus, um damit zu schließen, verlangt von einem Beurtheiler Jean Pauls, daß er einmal mit ihm geschwärmt und dann sich gefaßt hat, daß er die möglichst vielen Saiten, die seine Schriften berühren, in sich anklingen hörte und sich Rechenschaft von seinen guten Eigenschaften geben kann, ohne für seine üblen blind zu bleiben. Wenn dies wirklich die wichtigste Bedingung einer guten Darstellung ist, so könnte der Verfasser dieser Schrift mit einer gewissen Zuversicht vor das Publikum treten, denn aus seiner bedingungslosen, unmittelbaren Begeisterung für den Dichter ist längst eine ruhigere Betrachtung hervorgegangen. Allein er selbst weiß nur zu gut, was sonst ihm fehlt; er erachtet daher den Zweck dieses Buches für erreicht, wenn es neue Darstellungen angeregt und sich selbst ebendadurch überflüssig gemacht hat.

Berlin, den 19. Oktober 1876.

Inhalt.

Einleitung. Jean Paul und die Gegenwart. Seite

Seite

Drittes Buch. Jean Paul und die Gelehrten seiner Zeit.

Einleitung.

Jean Paul und die Gegenwart.

Allem Anscheine nach wird Jean Paul heutzutage fast von niemandem mehr gelesen und geliebt; er ist völlig unmodern, er paßt nicht mehr in unsere dem Realen und dem Concreten zugewandte Zeit. Einem verfallenen Riesenbaue gleich steht jetzt da, was er geschaffen; mit Geröll und mit Schutt bedeckt ist, was einst das Entzücken der Besten gewesen. Die Wogen des Meeres haben sich geschlossen über dem einst so stolz auf ihnen dahinsegelnden Fahrzeuge; ob aber dies Fahrzeug nicht zu heben, ob die Kleinodien, welche es birgt, nicht die Mühe des Hinabtauchens lohnen, darnach scheint keiner zu fragen. Und doch hat sich, unbemerkt von der großen Masse, bereits eine gewaltige Schar von kundigen Männern die Aufgabe gestellt, das von den Fluten der Zeit bedeckte Kunstwerk des Lebens und Dichtens von Jean Paul wieder ans Tageslicht zu fördern; die Zeit ist nicht fern, in der ihre Arbeit gelungen und in der die Nation wiedergefunden haben wird, was bereits verloren geglaubt.

Darnach könnte man vielleicht sagen: Es giebt augenblicklich keine Erscheinung in unserer gesammten deutschen Dichtung, die einerseits so verächtlich bei Seite geschoben, so streng verdammt, nach der mit so scharfen Pfeilen des Spottes sowohl als des Zornes und Unmutes gezielt würde, und die andererseits bei allem Zugeständniß ihrer Schwächen doch mit so warmem Eifer vertheidigt, mit so glühendem Enthusiasmus gepriesen und den ersten Reihen unserer ersten Genien beigeordnet würde als Jean Paul. Allein bei genauerer Betrachtung erweist sich das Verhältniß der Gegner und der Wiedererwecker als ein ungleiches. Die Wagschale jener ist in Wirklichkeit augenblicklich hoch in die Höhe ge-

schnellt, die andere dagegen ist nicht nur durch die Zahl derer, welche sie füllen, sondern, was werthvoller ist, durch das Gewicht, durch die Bedeutung so manches einzelnen derselben tief zur Erde gedrückt.

Der gewaltigste unter den Gegnern des Humors überhaupt und Jean Pauls im besondern ist Gervinus. Bei dem Ansehen, welches sein Name mit vollem Rechte genießt, ist es erklärlich, daß auch seine Beurtheilung Jean Pauls, zumal auch Koberstein dieselbe als ganz vortrefflich rühmt, für die Mehrzahl der Gebildeten maßgebend geworden ist und daß diese, gestützt auf eine so wichtige Autorität, den Versuch, sich in den allerdings nicht ohne weiteres verständlichen Dichter hineinzulesen, gar nicht erst wagen. Vilmar modificirt zwar Gervinus, allein auch bei ihm überwiegt das absprechende Urtheil; er ist noch weit populärer, als Gervinus, warnt also vor Jean Paul in Kreisen, für welche jenes Werk mit sieben Siegeln verschlossen ist. Zu bemerken wäre dabei freilich von vornherein, daß die Stärke Vilmars anerkanntermaßen durchaus nicht in der Darlegung der neueren Zeit beruht, daß er vielmehr hier, mit Vischer zu reden, überall den Senf ohne das Fleisch giebt. Noch strenger als beide geht Hillebrand mit Jean Paul ins Gericht; Roquette vollends behauptet nicht nur, daß der Dichter „nichts, auch gar nichts" von einem Künstler an sich habe, sondern er glaubt auch vor ihm als einem gefährlichen Feinde der Sittlichkeit warnen zu müssen. In neuerer Zeit hat auch Fr. W. Ebeling eine drei starke Bände umfassende „Geschichte der komischen Literatur in Deutschland während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts" geschrieben. Außer einigen Seiten des zweiten Bandes, die fast durchweg mit Auszügen aus Jean Pauls Clavis Fichtiana angefüllt sind, werden der Besprechung des Dichters im dritten Bande zwei und eine halbe Seite gewidmet. Verglichen mit der Art, wie hier über ihn gerichtet wird, ist Roquettes Beurtheilung eine gemäßigte und milde zu nennen; Ebeling müßte freilich so consequent sein, dann auch die, welche dereinst Jean Paul hochgehalten haben, wie etwa Herder und seine Gattin, Jacobi, den jüngeren Voß, die Königin Luise u. s. w. von der Klasse der „ehrlichen Menschen, die ihre fünf Sinne noch ordnungsmäßig zusammen haben", auszuschließen.

Diesen fünf Hauptantijeanpaulianern gegenüber hat sich nun eine allerdings bunt zusammengesetzte Phalanx von Vertheidigern er-

hoben. Jene haben grundsätzlich alle Philosophie bei ihrer Betrachtung der Literatur ausgeschlossen oder glauben dies wenigstens gethan zu haben, diese halten sie zum Theil für ein unentbehrliches Rüstzeug, für den alle Geheimnisse des wundersamen Baues mühelos öffnenden Schlüssel. Eine bunte Schar ist es in der That! Hegelianer, zum Theil recht gottlose, vereinigen sich mit Herbartianern zum Preise des Humors und zum Rühmen Jean Pauls; Aesthetiker, Literarhistoriker und Dichter bauen auf den Fundamenten, welche diese gelegt haben, rüstig weiter. Fromme Christen, welche sich in allem übrigem wahrscheinlich mit Abscheu von jenen Ungläubigen wegwenden, scharen sich, die Lämmer neben den Wölfen, hier friedlich mit ihnen, um den gemeinsamen Feind abzuwehren, um den gemeinsamen Liebling zu schützen.

Als Vorkämpfer dieser Reihe trat 1840, noch ehe Gervinus mit seiner Beurtheilung Jean Pauls auf dem Kampfplatze erschienen, Heinrich Laube in die Schranken. Nach ihm ist die That des Dichters seiner Absicht allerdings nicht entsprechend, diese Absicht aber ist eine der größten, stellt den Dichter unter die ersten unserer Heroen. Laube begnügt sich jedoch mit allgemeinen Andeutungen; es fehlt eine tiefere Begründung vom Wesen des Humors und von der Jean Paul eigenen geschichtlichen Stellung. Diese Begründung gab nicht lange darauf Vischer in einer so umfassenden und so eindringenden Weise, daß er gradezu epochemachend für alle darauf folgenden Beurtheilungen Jean Pauls geworden ist. Sie alle, die folgen, greifen irgend einen der von Vischer als für den Humor und für Jean Paul charakteristisch nachgewiesenen Punkte heraus, modificiren auch hier und da, mitunter überzeugend, seine Darlegung, allein seine Principien zu stürzen ist keiner im Stande gewesen und keiner hat auch seitdem wieder eine so nach allen Seiten hin durchgeführte Entwicklung vom Wesen des Humors zu geben vermocht. Die bedeutendsten unter den Nachfolgern sind Lazarus, Planck und Gottschall. Die Abweichung des ersteren von Vischer ist freilich mehr eine scheinbare als wirkliche; nichtsdestoweniger gehört seine Abhandlung mit zu dem Besten, was wir nach dieser Richtung hin besitzen. Fast gleichzeitig und im Resultat vollständig mit Lazarus übereinstimmend, wenn auch von andern Gesichtspunkten ausgehend, trat Zeising mit seinen Aesthetischen Forschungen auf. Beiden schließt sich, fast durchweg unselbständig Carriere an; auch

Köstlin dürfte bei aller Verschiedenheit im übrigen und bei aller Selbständigkeit an dieser Stelle Platz finden. Hatten die Genannten Jean Paul und den Humor mehr vom metaphysisch-ästhetischen Standpunkte aus betrachtet, so suchte Planck nach dem Vorgange von Mundt nachzuweisen, daß der Dichter ein scharfer und treuer Spiegel der damaligen deutschen Entwicklung sei, er stellte sich also auf den politisch-nationalen Standpunkt. Seit lange, ja man kann gradezu sagen, seit dem Erscheinen von Spaziers Biographie ist er wieder der erste, welcher nicht allgemein argumentirt, sondern, nach gründlichstem Studium, die Werke Jean Pauls im einzelnen bespricht und daraus seine Schlüsse zieht. Vischer zeigte diese Schrift an und nahm dabei Gelegenheit, von neuem darauf hinzuweisen, wie ersprießlich eine eingehende Beschäftigung mit Jean Paul sein würde. Die so gefundenen Resultate hat Hettner in seine Literaturgeschichte aufgenommen; mit ihm stimmen im wesentlichen Kurz und Schröer überein; letzterer freilich sieht in dem Titanen, als welcher uns Jean Paul bei Vischer und andern erscheint, nichts weiter als eine dem liebenswürdigen kindlichen Hebel verwandte Natur. Die dritte und letzte Gruppe schart sich theils vorbereitend, theils ergänzend, um Gottschall. Sie feiert in Jean Paul vor allem den Priester der modernen Humanität, ihr ist er der specifisch ethische Dichter, der Dichter des deutschen Gemüts und der deutschen Tiefe. Wolfgang Menzel und O. L. B. Wolff stehen da neben Scherr und Auerbach, Robert Zimmermann neben Julian Schmidt, ihnen allen sind verwandt, wenn auch auf die ihnen eigene Weise, Gelzer und Eichendorff. Hören wir nun nach diesen allgemeinen Andeutungen zunächst die Argumente der Gegner.

Die Art, in welcher Gervinus[1]) an vielen Stellen des vierten und fünften Bandes seiner Geschichte der deutschen Dichtung bei der Beurtheilung eines einzelnen Dichters oder einer Dichtergruppe von Jean Paul redet,[2]) läßt durchaus nicht erwarten, daß wir in ihm den Stimmführer der Gegner Jean Pauls vor uns haben; sie paßt viel-

1) Das Folgende ist, mit wenigen Veränderungen, bereits abgedruckt in der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung. 1876 Nr. 21.

2) Vergl. 5. Aufl. Band IV S. 421, 471. V S. 366, 561, 613, 705, 734, 744, 764, 794.

mehr völlig dazu, daß er ihn zwar den nächsten Anlaß so mancher romantischer Ausartungen nennt, ihm aber doch stets die lucida intervalla des gesündesten Urtheils nachrühmt, ja daß er ihn neben „den größten Männern des Jahrhunderts“, neben Herder und Wieland, neben Goethe und Schiller anführt. Um so überraschender muß es erscheinen, daß er in dem Jean Paul selbst gewidmeten Abschnitt behauptet, die Nation werde diesen nie zu ihren gefeierten Dichtern in eine Linie stellen, die Tadler würden vielmehr immer die Oberhand behalten. Es ist ihm nicht denkbar, daß ein Tadler Jean Pauls zu seinem Lobredner werde, wohl aber muß seiner Ansicht nach der Lobredner im natürlichen Gange der Dinge zum Tadler werden. Diesen Jean Paul behandelnden Abschnitt hat Gervinus schon in der ersten Auflage von dem „Humoristische Romane“ überschriebenen getrennt; da er in diesem letzteren jedoch ausdrücklich den Dichter als den „Gipfelpunkt in der Gattung des humoristischen Romanes“ bezeichnet und da er ihn sehr oft zum Belege seiner eigenen Ansichten über den Humor anführt, so empfiehlt es sich, vorerst von diesen Ansichten zu reden.

Am Schlusse des vierten Bandes erklärt Gervinus, daß der Mittelpunkt der humoristischen oder, wie er sie auch nennt, pragmatischen und praktischen Romane derselbe sei mit der Tragödie der Sturm- und Drangperiode, derselbe, um den sich die tiefsten geistigen Regungen jener ganzen Zeit herumbewegten. Es ist der gewaltige Stoß der Natur gegen die Kultur, der Jugend gegen das Alter, des Herzens gegen den Verstand, der Freiheit gegen den Zwang des Staates, der Dichtung gegen die Wirklichkeit. Diese Gegensätze stellen sich den Empfindsamen tragisch, den Verständigen heiter und humoristisch dar. Am eingehendsten läßt sich Gervinus bei Besprechung des Faust über diese Zeit aus. Im Alterthum, sind seine Worte, in der Jugendzeit der Menschheit waren die Triebe der Natur mit den Forderungen des Geistes in jenem Einklang, den nur der ungeirrte Instinkt treffen und bewahren kann. Sinn und Geist, Einbildungskraft und Vernunft hatten damals keine getheilten Gebiete, die menschliche Natur war in einem ungetrennten Bunde. Aber dieser beneidenswerthe Zustand konnte nicht dauern, es mußte eine Zeit folgen, wo der Mensch seiner Doppelseele sich bewußt ward und diese Erkenntniß mußte ihn in unseligen Zwiespalt mit sich selbst gerathen lassen. Das Mittelalter begann damit, daß der Geist die

sinnliche Natur unterdrückte, sich der Fesseln des Körpers in wunderbaren Verirrungen zu entledigen strebte und sich dadurch die schlimmeren selbst schmiedete. Von diesen Einseitigkeiten sucht uns die neuere Zeit zu heilen und sie begann in der Reformation damit, des Geistes Forderungen zu reinigen und die der Sinne anzuerkennen.

Könnte nun ein Volk oder eine Zeit dazu gelangen, daß auf der erhöhten Stufe der geistigen Freiheit jene Totalität der menschlichen Natur hergestellt würde, dann wäre dies eine Aussicht auf beneidenswerthere Zustände, als sie selbst das Alterthum besaß. Wäre es möglich, auch nur in Einem Volke jene Einfalt der Natur herzustellen, die Sympathie mit dem Ganzen der Welt zu verbinden mit der Ausbreitung des Wissens, wäre es möglich, diesen Frieden zwischen Wissen und Leben, zwischen Natur und Kultur zu stiften, dann wäre der Augenblick erschienen, zu dem man sagen möchte: Stehe still. Wie wenig es aber auch den Anschein hat, daß dieser Zeitpunkt damals gekommen, ja wie wenig man glauben möge, daß er jemals kommen werde, so muß man doch gestehen, daß nie eine Zeit war, die ihm so nahe gerückt wäre wie eben die neueste; nie war, wenigstens dem einzelnen, die Möglichkeit so nahe gelegt, sich zur reinen Menschlichkeit hinanzubilden. Der Gegensatz, um den es sich hier handelt, der Contrast zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Natur und Kultur, ist nun, wie bemerkt, eben so Mittelpunkt der *humoristischen* Romane wie der Tragödien der *Sturm- und Drangperiode*, nur daß er sich dem einen *tragisch*, dem andern *heiter* und *verständig* darstellt.

Allein indem Gervinus im fünften Bande dazu übergeht, dies „Heitere und Verständige" näher zu bestimmen, malt er es mit so starken Farben aus, daß von dem Idealen, welches doch mit ihm in Contrast stehen soll, durchaus nichts mehr übrig bleibt.

Bei den Kraftgenies und Starkgeistern, sagt er hier in Uebereinstimmung mit dem vierten Bande, war die Betrachtung der gegebenen Welt und ihr Gegensatz dazu immer aus Einem Gusse. Sie warfen ihr das eigene Selbst eigensinnig entgegen; sie stellten sich aus ihr, die ihr entschiedenes Mißfallen erregte, heraus; sie bildeten sich schöpferisch in ihrem Innern eine eigene, bessere Welt aus und trugen deren Bild in ihre Schriften und Dichtungen, deren Gesetze in ihr Leben über. Sie waren erfüllt mit jenen titanischen Bemühungen, die des Menschen Selbstkraft

unter die Waffen riefen und ihn von den Göttern sich zu sondern hießen. Stolz auf moralische Unabhängigkeit und Lossagung von dem persönlichen Gotte war die Losung. Es giebt aber, fährt Gervinus fort, eine andere Art, sich der Wirklichkeit gegenüber zu stellen, indem man sich nämlich nicht aus ihr heraus, sondern mitten in sie hineinstellt, ohne sich ihr übrigens gleichzustellen. Diese Art ist die pragmatische. Sie schließt die humoristische ein, umfaßt zwar als der weitere Begriff noch anderes in sich, was nicht unter jenen fallen kann, beide Begriffe fallen aber in dem der blos verständigen Betrachtung der Welt zusammen. Weder der Pragmatiker noch der Humorist bekümmern sich um den unsichtbaren Hintergrund der Menschengeschichte; Jean Paul hat daher auch seine hoch humoristischen Charaktere zu Leugnern der Gottheit oder Unsterblichkeit gemacht. Dichter dieser Art entbehren des Ideals; sie betrachten die Dinge blos mit dem menschlichen Witze, an ihren Werken hat der Verstand mehr Antheil als das Herz, es giebt für sie nichts Innerliches, was sich nicht äußerlich den Sinnen faßlich ausprägte. Sie ziehen das Große herab, rücken das Kleine hinauf und heben den Unterschied zwischen beiden auf. So entsteht eine heitere Weltanschauung, die sich in die Dinge schickt, die, weit entfernt von dem sogenannten Weltschmerz jener Genialen, einen allgemeinen Weltscherz an die Stelle setzt. Nicht aus dem großen Stande der Dinge betrachten sie Handlungsweise und Charaktere der Menschheit, sondern aus kleinen, zufälligen Ursachen und Anlässen. Nicht auf das Innere des darzustellenden Charakters wendet sich der Fleiß des humoristischen Dichters, sondern auf das Aeußere und Gesellige; nicht die Gewalt der Triebe ist seine Aufgabe, wie bei den Kraftgenies, sondern äußere Begebenheiten und Schicksale, die eine zufällige Macht über den Menschen üben. Die Lieblingscharaktere auf dieser Seite sind die schroffen Gegensätze zu jenen Himmelsstürmern, die die Welt nach ihrem Willen zu lenken suchen: es sind die Narren des Glücks, die Spielbälle des Zufalls; wie die Hanswurste des Possenspiels müssen sie sich hetzen, treten und schlagen lassen. Dies Geringfügige läßt sich auch nur in einer kleinlichen Manier darstellen, die sich bis ins Endlose verläuft. Tristram und die Flegeljahre haben deswegen kein Ende, weil der fünfzigste Band nichts weiter sagen könnte, als der vierte schon gesagt hat. In diese Scherze des Humoristen mischt sich freilich ein Zug der Wehmut; allein es ist nicht jener prometheische Geier, der die Freude

des Lebens wegfrißt, sondern es ist jene weiche Empfindsamkeit, jene Rührung zum Weinen, die eben so sehr wie ihr Gegensatz, die Rührung zum Lachen, aus der gutartigen Ansicht von der menschlichen Schwäche fließt. In dem eigentlichen Vertreter unserer humoristischen Romane, fährt Gervinus fort, in Jean Paul, legen sich beide Gegensätze, des Kraftgenies und Originals, der Empfindsamkeit und des Humors, dicht nebeneinander, ohne daß es uns Befriedigung gäbe: wir empfinden das Krankhafte nach beiden Seiten hin abwechselnd desto unmutiger.

Nach dem Bisherigen erwarten wir, zumal Gervinus noch am Schlusse des Abschnittes über den Humor Jean Paul einen Mann nennt, der von all den Welthändeln in seinem Schneckenhäuschen wenig oder keine Notiz nahm, wir erwarten, sage ich, daß in dem Jean Paul behandelnden Abschnitte von dessen Hauptwerken nachgewiesen wird, inwiefern grade diese den „Gipfelpunkt in der Gattung des humoristischen Romanes“ bilden, humoristisch natürlich in dem zuletzt angegebenen Sinne. Wir erwarten demzufolge allerdings den Nachweis, daß der Dichter mit den Kraftgenies verwandt sei, allein diese Verwandtschaft wird nur eine untergeordnete Rolle spielen dürfen; von jenem „prometheischen Geier“ darf ja in keinem der Hauptwerke etwas zu finden sein, um so mehr aber von einer weichen Empfindsamkeit und Rührung.

Allein auffälliger Weise kehrt Gervinus in diesem Jean Paul insbesondere behandelnden Abschnitt wieder zu jener ersten Erklärung des Humors zurück, wonach das den Geniedichtern Eigene nicht vollständig verschwindet, sondern nur in einem andern Verhältniß existirt, ja es ist überhaupt keine Differenz mehr zwischen Jean Paul und den Geniedichtern zu bemerken.

Man halte vorerst nur die Art, in welcher Gervinus von den Flegeljahren spricht, die er doch ausdrücklich an mehreren Stellen als humoristisches Werk hinstellt, mit dem unmittelbar vorher über das Wesen des Humors Gesagten zusammen, so wird schwerlich etwas anderes übrig bleiben, als die Alternative, entweder ist dies Werk nicht humoristisch oder Humor ist noch etwas anderes als da angegeben. Wie paßt die Liebe, Sanftheit, Jungfräulichkeit und Heiligkeit des Herzens, die Gervinus in den Flegeljahren findet, zu der blos verständigen Betrachtung der Welt, die das Charakteristische des Humors sein soll?

wie paßt die durch Phantasie reiche Zeit, die stillen, sanften Empfindungen des Sonntagheimwehs, der gläubige Mensch, das dunkle Gedankenleben der Troubadourzeit im Menschen, wie paßt dies alles dazu, daß der humoristische Dichter nicht auf das Innere des darzustellenden Charakters seinen Fleiß wendet, sondern auf das Aeußere und Gesellige, daß bei ihm nicht die Natur den Menschen macht, sondern die Umstände, daß er sich nicht um den unsichtbaren Hintergrund der Menschengeschichte bekümmert? Gervinus findet diese „Juvenilität" aber nicht blos in den Flegeljahren, sondern er behauptet und weist sehr ausführlich nach, daß sie in Jean Pauls „Werken und Wesen" überhaupt sich bis ins einzelne herab verfolgen lasse, daß Jean Paul zwar nicht die Menschen und auch nicht den Menschen gekannt habe, wohl aber habe er, wie vielleicht nie wieder jemand, den innern Menschen gekannt, wie er in jener rührend komischen Zeit beschaffen ist, wo sich Ideal und Wirklichkeit in ihm streiten.[1]) Diese Zeit idealisirt alles; es ist die Zeit idealer Bestimmbarkeit, weil sie der Unendlichkeit der Hoffnungen und Erwartungen freien Spielraum giebt. Sie entfremdet den Menschen dem äußern Leben und weist ihn auf das innere an; in ihr spielt die Phantasie am lebendigsten, in ihr ist das Gebiet der Ideale am weitesten. Wie aber paßt dies alles zu dem Humoristen, der doch realistisch in der Welt steht, an dessen Werken mehr der Verstand als das Herz Antheil hat, in dessen Scherze sich allenfalls ein Zug der Wehmut mischt?

Gervinus geht aber selbst weiter. Er redet allerdings auch in diesem Abschnitt immer noch von Jean Pauls Realismus und nennt ihn einen humoristischen Pragmatiker, allein er sagt auch, der Dichter habe in der Erklärung der Empfindungen die kleinlichen Herleitungen der Pragmatiker mit genialem Zuge überschritten. Gleich in seinen frühesten Jugendschriften und Briefen, heißt es an einer andern Stelle, hören wir ganz entschieden in dem 16—17jährigen Jünglinge die Stimme unserer Genialitäten. Seine satirischen Erstlingswerke gehören der genialen Richtung an. Auch die Unsichtbare Loge und der Hesperus sind

1) Gödeke (Grundriß zur Gesch. d. deutschen Dichtung. 2. Ausg. II. p. 1119) sagt, Jean Paul habe nicht die ewige Jugend der Menschheit (wie Schiller) zum Ausgangspunkt seines poetischen Schaffens genommen, sondern eine in Thränen und Lachen verschwimmende Jugendstimmung des Individuums.

nach Gervinus troß der theilweise scherzhaften Manier mehr neben Klingers Werke zu stellen; der Held der ersteren ist „eine jener erdeumarmenden, himmelsüchtigen Seelen, denen die Flügel der Phantasie nicht genug beschnitten sind, die sich außerhalb der Welt stellen." Ja Jean Paul wird selbst gradezu ein dämonischer Geniedichter genannt; er wird mit Beethoven verglichen. Im Titan, der Jean Pauls ganzes Wesen erschöpfe, findet Gervinus nichts neues, er sei vielmehr voll der auffallenden Erinnerungen an den Hesperus. Diesen Titan aber vergleicht er selbst mit Wilhelm Meister — der Held ist ihm ein saftvoller Feuergeist, der an alles Riesenmaß anlegt, Roquairol ein meisterhaft umschriebener Charakter, in dem sich unsere Genialitäten wie im Spiegel erkennen lassen, und der jenen Gegnern Jean Pauls, die ihn nicht lesen, zeigen kann, wie vieles Vorzügliche und auch nüchtern Erfaßte dieser Mann der Extravaganzen aus eben diesem Gebiete davontrug. Den Dichter selbst nennt Gervinus auch hier wieder eine faustische Natur, deren Liebe auf diesen Titaniden ruht und an den sich alle titanische Jugend anklammert; er findet in ihm titanischen Troß und sagt, daß er ganz auf jenem Saße der Fauste dieser Zeit stehe: alles oder nichts.

Auch die Art endlich, wie Gervinus über Jean Pauls Unsterblichkeitslehre und seine Politik spricht, steht völlig unvermittelt neben den Ausführungen des ersten Abschnittes. Er weiß, daß „der Gegenstand der Unsterblichkeit für Jean Pauls ganzes Leben die größte Aufgabe geblieben". Mit entschiedenem Sinne für das reale Menschenleben begabt, sagt er, richtet Jean Paul doch schon ganz frühe seine Gedanken über das Diesseits hinweg und seine Religion ward: Leben für Unsterblichkeit und Gottheit. Die Lieblingsfragen unserer erwachenden Forschbegierde, heißt es an einer andern Stelle, über das Verhältniß von Leben und Tod, von Liebe und Freundschaft, von Gott und Welt, diese durchdringen Jean Pauls Werke überall und füllen sein eigenes Interesse aus.

In Betreff der Politik hatte Gervinus von den Humoristen gesagt, sie seien ihrer Natur nach mehr praktische Leute und auch von dieser Seite den Kraftgenies entgegengesetzt. Sie sind, lauten seine Worte, mit der wirklichen Welt vertrauter und versöhnter als jene Jünglinge; sie hoffen auf ihre Verbesserung und tadeln die umstürzende

Richtung dieser Gegner. Sie sind Reformer, während diese entschiedene Revolutionaire sind. Sie denken der Welt im einzelnen aufzuhelfen und Hippel, Hermes, Jean Paul und andere haben immer eine Reihe politischer und sittlicher Pläne, womit sie die menschliche Gesellschaft heilen wollen; sie, die wenig vom poetischen Idealismus haben, sind leicht mit einem gewissen politischen behaftet. Zu dieser Schilderung stimmt aber wenig das, was Gervinus später über Jean Pauls Politik sagt. Er stellt ihn da nicht mehr neben Hermes und Hippel, sondern unmittelbar neben Herder; ja er sagt, jenes seltsame Unkraut der weltbürgerlichen Politik sei in Jean Paul zu einer wunderlichen Höhe emporgewachsen. Er citirt lange Stellen, aus denen hervorgehen soll, daß nach Jean Pauls Systeme die ganze Erde (vorher hieß es „im einzelnen") nothwendig in eine Universalrepublik zusammenfallen müsse; er redet davon, daß sich diese (also Jean Pauls) politische Manie fast unbegreiflich unter uns in die Jugend eingegraben habe. Jean Paul ist ihm der verkündende Evangelist des goldenen Zeitalters, seine Jünger legen schon jetzt Hand ans Werk.

Vilmar, der zweite Gegner Jean Pauls, erklärt[1]) für die geistigen Väter der humoristischen Richtung unserer Literatur Herder und Hamann, ja ersteren in noch weit höherem Grade als letzteren. In seiner Darstellung findet er nämlich etwas Springendes, Willkürliches; eine Bizarrerie, vermöge der er uns aus den weitesten Kreisen seines Universalismus sofort wieder in die Beschränktheit des Individuums zurückführt und das große Ganze, welches er vor uns ausbreitet, doch nur durch das Prisma seiner Gedanken und Empfindungen, ja seiner Stimmungen uns erblicken läßt. Der Humor gilt Vilmar für eine der untergeordnetsten Formen der poetischen Darstellung. Er gehört einer Zeit an, die nicht mit sich selbst einig ist, die das Gefühl über die That setzt und sich mit einer Art von Dünkel bei ihrer Subjektivität zu beruhigen sucht. Der Humor ist ihm demnach eine eigenthümliche Mischung von Wehmut und Mutwillen, eine Mischung, welche durch einzelnes oft hinreißen, im ganzen aber auf die Dauer nicht befriedigen kann.

---

1) Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Marburg und Leipzig. 1866. 11. Aufl.

In Jean Pauls Darstellungen spielen jedoch schon viel mehr Elemente hinein, als in die Erzeugnisse der früheren Humoristen, namentlich ist die empfindsame Periode auf ihn vom entschiedensten Einflusse gewesen. Er war der Schriftsteller der noch unentwickelten, in seligen Träumen und wunderlichen Zweifeln, in kleinlichen Spielen und großen Gedanken zugleich befangenen Jugend, und noch immer haben gewisse Jugendzeiten etwas Verwandtes mit Jean Pauls Zuständen. Sein Publikum hat sich der Dichter erworben durch das Unschuldige, das Herzliche, das Sehnsuchtsvolle seiner Schilderungen, durch die Lichtblicke, die Meteore, die Blitze, die er uns entgegenwirft. Allein wir dürfen nicht übersehen, daß in allen seinen Schriften, so viele vortreffliche Einzelheiten auch die Charaktere besitzen, doch vielleicht nicht ein einziger Charakter durchgeführt, geschweige denn poetisch vollendet sei, daß dies aber unmöglich ein günstiges Kunsturtheil über seine dichterische Wirksamkeit erzeugen kann. Zu gewissen Zeiten kann er anregend wirken; sehr schlimm aber ist es, wenn er eine ausschließliche Herrschaft gewinnt: der gesunde Geschmack wird dann unausbleiblich verkümmert, wo nicht verdorben. Immerhin, sagt Vilmar zuletzt, darf nicht vergessen werden, welche Bedeutung Jean Paul für seine Zeit gehabt und welche materiell wohlthätige Wirkung seine schriftstellerische Thätigkeit auf die der Trivialität, der Roheit, der Unsittlichkeit preisgegebenen zumal mittleren Schichten der Gesellschaft geäußert hat. Manche unserer älteren Zeitgenossen verdanken es Jean Paul noch heute mit tiefer Bewegung, daß sie von der Fieberhitze und Fieberkälte des revolutionairen Treibens jener Zeit an Jean Pauls milder Wärme genesen, daß sie von Jean Paul gerettet worden sind; die deutsche Herzlichkeit und Innigkeit, die deutsche Herzensunschuld und die deutsche treue Liebe hat sich beinahe ein halbes Menschenalter lang allein zu Jean Paul geflüchtet.

Auf Hillebrands Urtheil über Jean Paul[1]) werden wir schon durch das, was er zur Charakteristik „der deutschen Nationalliteratur um die Blütezeit Göthes und Schillers" sagt, vorbereitet. Diese ist ihm eine Literatur der Mittelmäßigkeit, die zum Theil jene beiden großen Dichter in seichter Abschwächung nachzubilden bemüht war. Er nennt

1) Die deutsche Nationalliteratur im 18. und 19. Jahrh. Gotha 1875.

diese Literatur, sowohl die lyrische als dramatische als „novellistische", traurige Auswüchse, bei weitem weniger erfreulich, als die wissenschaftliche Nationalliteratur dieser Zeit. Jean Paul gilt ihm als „die Sammlung und Spitze der ganzen humoristischen Novellistik" dieser Epoche. Der Humorist lorgnettirt nach Hillebrand mit selbstgefälliger Ichlichkeit die Verhältnisse, über denen er zu stehen wähnt, er nagt mit weltschmerzlicher Bitterkeit an den Schranken, die das Individuum umgeben, welches sich selbst als den Mittelpunkt des Weltalls betrachtet. Der Humorist geht auf eine gewisse selbstgefällige Subjektivirung der Dinge, auf eine Spiegelung der Welt aus dem Ich für das Ich hinaus; alle Verhältnisse werden von ihm aus dem Standpunkt subjektiver Laune aufgefaßt. Allein dieser Subjektivismus sucht zwar die Freiheit, mag aber doch die leidigen Fesseln nicht zerbrechen, die das alltägliche Leben um jede Bewegung legt; er will zwar den Himmel aufgeben, um desto selbständiger auf der Erde zu fußen, bleibt aber in der Mitte zwischen beiden hängen und ist hier nicht heimisch, dort nicht selig.

Jean Paul ist der wahre, poetische Mikrokosmus dieser Widersprüche, allein er gehört weniger zu den ideal poetischen, als den pragmatisch analytischen. Er ist einer der Kleinhändler, man möchte sagen Provinzialisten, bei denen die nationale Bedeutung grade in der Kleinlebigkeit besteht. Er steht so im wesentlichen ganz auf derselben Linie, auf welcher die deutschen Humoristen und Satiriker seit Liskow und Rabener sich bewegten. Obwohl reich an Geist, Phantasie und Gemüt, entbehrt er dennoch der ästhetisch idealen Freiheit universeller Weltbetrachtung, mit der es ihm möglich geworden wäre, im Weltschmerze den Weltschmerz selbst zu überwinden. Wo er sich in die Höhe freier Ideen erheben will, widerfährt es ihm nur zu oft, daß er in gezwungenem, künstlich gesteigertem Fluge sich in die unendliche Leere verliert, meistens nur, um aus ihr wie Ikarus in die niederen Gewässer der Erde herabzustürzen. Oder, wie es an einer andern Stelle heißt, da Jean Paul sich mit Vorliebe dem Kleinleben zuwandte, blieb er in der Welt- und Menschenanschauung auch mehr auf der Stufe der Kleinsicht und der Einzelschilderung stehen, als daß er sich auf die Höhen des genialen Ueberblicks gestellt hätte oder in die Tiefen des philosophischen Einblicks hinabgestiegen wäre. Seine Dichtungen im einzelnen durchzugehen ist nach Hillebrand unrathsam, denn im

wesentlichen sind sie weder durch Form noch durch Inhalt charakteristisch von einander verschieden. Die Wuz-Idylle ist das eigentliche Grundthema der ganzen Jean Paul'schen Romanwelt, in welcher das gedrückte Kleinleben überall, selbst durch die höchsten Aetherbilder des Hesperus und Titan, hindurchweint. Alles kränkelt, so daß man sich versucht fühlen möchte, Jean Pauls ganze Dichtung die Poesie der Krankheit zu nennen. Daß in Wuz der eigenste Jean Paul versteckt liegt, wäre leicht zu errathen, auch wenn er selbst es nicht gestanden. Der Schulmeister in Jodiz (er will sagen Auenthal) diente ihm nur, um seine eigene Schulmeisterbeschränktheit zu objektiviren und in Wahrheit kommen wir in seinen 65 Bänden kaum oder doch nur auf Augenblicke aus der Schulmeisterstube heraus!

„In allem, was er seit der Unsichtbaren Loge bis zum Kometen herab geschrieben hat, in welchem letzteren Nikolaus Margraf (so mehrfach; es muß heißen Marggraf) nur der metamorphosirte Wuz ist, wandelt, lebt und spricht das Schulmeisterlein, der jung-alte, kleinlebige Jean Paul."

Allein Hillebrand giebt doch zu, daß wir wenigstens auf Augenblicke aus der Schulmeisterstube herauskommen. An einen solchen Augenblick hat er vielleicht gedacht, wenn er davon redet, daß die „Friedenspredigt" und noch dreister und lauter die „Dämmerungen" Mahnungen an unser Volk aussprechen, die mit Fichtes Donnerworten wetteifern möchten. Schwieriger schon wird die Erklärung dafür, daß dieser beschränkte Schulmeister die Würde wahrer menschlicher Freiheit stets an sich behauptete und ihren Feinden gegenüber mutig vertheidigte, ja daß er überhaupt der Poet der Fichte'schen Philosophie war, so sehr er auch diese theoretisch zu bekämpfen suchte. Vielleicht liegt die Erklärung für Hillebrand darin, daß Fichte auch ein beschränkter Schulmeister war. Früher hatte es geheißen, Jean Paul sei die Sammlung und Spitze der ganzen humoristischen Novellistik; das hindert Hillebrand nicht, mehrere Seiten später zu behaupten, da in dem Geistesheimweh, in welches die Ironie hinüberspiele, das Eigenthümliche von Jean Pauls Dichtung liege, so „trage" diese mehr nur den Schein des Humors, als dessen Wesen. Früher war Jean Paul ausschließlich ein realistischer, pragmatisch-analytischer Kleinhändler, gelegentlich heißt es aber auch wieder, daß der Absolutismus des subjektiven Selbst

ihn mit den Sentimentalisten der Sturm- und Drangperiode eng zusammen bringt, daß er der bedeutsamste Träger des Weltschmerzes ist, daß seine Muse fast nur von ihm redet, daß er sich mehr in der Sehnsucht nach dem Jenseits als in der Wirklichkeit des Diesseits gefiel. Ebenso wird bei Besprechung der Flegeljahre der idealistische Walt neben den realistischen Vult gehalten und daraus der Schluß gezogen, daß die zweite „Eigenschaft" in des Dichters Wesen nur ein Accessorisches war, während die Gefühlsseligkeit und Gemütsphantasie sein eigenstes Wesen ausmachte. Natürlich ist zuletzt auch Jean Pauls Stil das Muster aller Verirrung, denn ein eigentlich klassischer Stil kann vor dieser unkünstlerischen Sonderbarkeit und unbedingten Individualitäts-Herrschaft nicht zu seinem Rechte kommen. Wie bei Hippel, zeigt sich auch hier eine konfuse Mischung von verständiger Reflexion, geistreicher Aphoristik und phantasirender Laune.

Ueberblicken wir nun das von diesen drei Gegnern Jean Pauls Vorgebrachte, so ergiebt sich:

Gervinus hat ursprünglich behauptet, daß der Mittelpunkt der humoristischen Romane derselbe sei mit der Tragödie der Sturm- und Drangperiode, nämlich der Gegensatz des Idealen und Realen, der Natur und der Kultur. Im Verlauf seiner Darstellung schildert er jedoch den Humor derart, daß die eine Seite dieses Contrastes, nämlich das Ideale, vollständig verloren geht; sobald er sich jedoch zu Jean Paul selbst wendet, kommt nicht nur das Ideale wiederum zum Vorschein, sondern überwiegt, wenigstens in Jean Pauls Hauptwerken, in einer Weise, welche ihn vollständig auf eine Linie mit den Geniedichtern jener Zeit setzt, welche also die Hauptwerke den gegen den Humor erhobenen Einwänden vollständig entrückt. Unzweifelhaft günstiger ist die Beurtheilung Vilmars. Abgesehen davon, daß er Jean Pauls große Bedeutung für seine Zeitgenossen anerkennt, wiewohl nicht ersichtlich, warum denn das, was damals heilbringend gewesen, in unserer Zeit verderblich sein soll, hat Vilmar eine tiefere Auffassung vom Wesen des Humors. Er erklärt ihn zwar auch für etwas Untergeordnetes, allein die Verwandtschaft mit der Sturm- und Drangperiode springt hier schon anders in die Augen als bei Gervinus und er erkennt gleich am Anfange den Einfluß dieser Zeit auf Jean Paul an. Was er sonst von dem Dichter sagt, ist nicht auf seinem Felde gewachsen und berührt auch,

verglichen mit Gervinus, nur die Oberfläche. Hillebrand verfährt grade umgekehrt wie Gervinus, vermeidet aber zuletzt ebenso wenig den Widerspruch, welchen wir bei jenem erkannten. Bei Gervinus war der Humor spießbürgerlich, Jean Paul genial; bei Hillebrand ist der Humor genial, Jean Paul ein bornirter Schulmeister. Hillebrand faßt den Humor noch tiefer als Vilmar; wir dürfen nur der Herbeiziehung des Ich gedenken, der Vergleichung mit dem Weltschmerz, der Behauptung, daß hier das Individuum sich als den Mittelpunkt des Weltalls betrachtet. Auf der andern Seite steht ihm Jean Paul selbst so tief, wie weder bei Gervinus noch bei Vilmar; es ist, als hätte sich Hillebrand dabei des von Gervinus entworfenen Bildes eines Humoristen erinnert und dieses zu kopiren oder in Fleisch und Blut zu verwandeln gesucht, um so den von Gervinus begangenen Fehler zu vermeiden. Im Verlaufe seiner Darstellung kann er jedoch diese Auffassung Jean Pauls nicht bewahren und er endigt damit, daß er zurücknimmt, was er ursprünglich behauptet. Consequenter sind Roquette und Ebeling.

Nach ersterem stellt sich [1]) in Jean Paul die äußerste Ausprägung der vom Staatsleben losgelösten Individualität dar. Er ist ein Sonderwesen, das zwischen Staat- und Privatleben sich eine eigene Welt von Aether, Dunst und Nebel zurecht macht. Sein Wesen ist getheilt zwischen Empfindsamkeit und Humor, Thränenseligkeit und Lachen. Sein Humor ist von seinen Verehrern stets auf das höchste gepriesen worden, allein er entbehrt durchaus der dichterischen Grundlage, er weiß nichts von verständiger Klarheit und nichts von künstlerischem Geschmack. Er macht die übermütigsten Sprünge, läßt Witz und Geistreichthum in den glänzendsten Cascaden aufblitzen, aber er drängt sich auch oft zur Unzeit ein. Er ist nicht das Kind einer dämonischen Kraft, sondern einer weicheren Gemütstemperatur, der Sentimentalität. Dieser aber fehlt der sittliche und künstlerische Regulator. Sie ist die gefährlichste Feindin der Sittlichkeit. Leise verwirrt sie die Sinne mit goldenem Nebel, schiebt dem Schönen und Guten unvermerkt das Häßliche und Böse unter, und das befangene Gemüt ahnt nicht, von welcher Schmeichelhand es zum verhüllten Abgrund geführt wird. Bei allem Reichthum des Gefühls fehlen

1) Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Denkmälern bis auf die neueste Zeit. II. Band. Stuttgart 1863.

Jean Paul zweitens aber auch alle Elemente einer künstlerischen Gestaltungskraft. Er ist unfähig, ein Kunstwerk einheitlich zu erschaffen, eine Komposition zu gliedern, einen Charakter lebendig herauszubilden. Alles zerfließt u d verschwimmt und Schattenspiele gehen vorüber. Wenn man vom Poeten verlangt, daß er vor allem ein Künstler sein müsse, wie soll man dann über Jean Paul urtheilen, der nichts, auch gar nichts vom Künstler in sich hat und unfähig war, ein reines Kunstwerk hervorzubringen.[1]) Unkünstlerisch, aller Einheit widerstrebend ist sein Schaffen von Anfang an. Was ihm durch den Sinn geht, wird niedergeschrieben. Der Humor läßt ihn das Verkehrteste begehen, aus einem Zettelkasten Blatt auf Blatt ziehen und aus der zufälligen Folge ihres Inhalts einen Roman zusammensetzen.[2]) Nach diesen allgemeinen Bemerkungen hält es Roquette, ebenso wie Hillebrand, nicht mehr für nöthig, die Reihe der Romane Jean Pauls im einzelnen durchzugehen. Er würde bei jedem nur dasselbe zu sagen haben, denn sie seien einander fast ganz gleich. Der Dichter hat, sagt Roquette, nie eine Entwicklung durchgemacht, ist niemals fortgeschritten. Seine hohen, idealen Kompositionen, wie Titan, Hesperus, Campanerthal, Flegeljahre, sind die am meisten verfehlten Dichtungen. Da, wo er die Leiden und Freuden der Landpfarrer und Schulmeister in Scene setzt, hat er seine besten Werke geschaffen; vielleicht ist der Fixlein das bedeutendste was er geleistet.

Demnach erscheint als das Endresultat, daß das Unschöne und Unkünstlerische an Jean Paul zur höchsten Abwehr herausfordere. Wir dürfen dem Uebermaß des Gemütslebens, dem inhaltlosen Idealismus nicht mehr huldigen, wir dürfen uns zu einem Stile, der völlig verwahrlost ist, nicht mehr bekennen. Mag der Mann von gereifter Bildung sich gelegentlich das Gute aus einem Buche von Jean Paul heraussuchen, aber geben wir seine Romane nicht mehr der Jugend als klassische Werke in die Hand; es hieße, anstatt sie zu kräftigen, sie verwirren und verweichlichen.

---

1) Aehnlich urtheilt auch Edmund Höfer in seiner deutschen Literaturgesch. für Frauen und Jungfrauen. Stuttg. 1876.

2) Es ist zu bedauern, daß Roquette unser Wissen nicht durch Nennung des Romanes, der auf diese Weise entstanden ist, bereichert hat.

Ebeling, der erbittertste Gegner Jean Pauls, erklärt,[1] daß derselbe zeitlebens knabenhaft unreif geblieben ist; den Hauptmangel findet er darin, daß der Dichter das Alltägliche, das ewig Kleinliche auf Stelzen stellt. Seine Gestalten sind schillernde Schemen, seine Phantasie entfernt sich nie vom Rokokozopf. Sein Humor ist ein gemachter, unnatürlich gezwungener, krankhafter, wie er auch die verkehrteste theoretische Einsicht in den Humor hatte. Nie existirte ein Dichter, dem es mehr an Klarheit und durchgebildetem Geschmack gefehlt und der weniger Geschick zu künstlerischem Schaffen besessen. Er konnte der Gedankenspäne und des Plunders nie genug sammeln, um einer Produktionswut, die mit der verrufensten Vielschreiberei zusammenfällt, zu genügen. Uebel und weh wird einem ehrlichen Menschen, der seine fünf Sinne noch ordnungsmäßig zusammen hat, bei der Lektüre seiner Schreibereien zu Mute. Wer nicht Fleisch von seinem Fleisch ist, der sieht in der Gesammtheit seiner Werke nur den bettelseligen, zusammengestoppelten Trödelkram eines mehr besessenen als vermögenden Sammelnarren, einen Trödelkram, dessen Schönheitswidrigkeit und Ordnungslosigkeit mindestens in Unbehaglichkeit versetzen. Er hat sich weder in Theorie noch Praxis jemals auf Komik im allgemeinen und den wahren Humor im besondern recht verstanden. Eine seiner besten Schriften ist die Clavis Fichtiana, allein sie zeigt ganz deutlich, daß er selber nicht einmal zu den Propyläen der kritischen Philosophie den Schlüssel gefunden und daß er der letzte, der die Mysterien derselben im Ernst oder im Spott zu entriegeln inneres Verständniß erwerben konnte. Nach alle dem läßt sich die Zeit berechnen, wo kein Mensch deutscher Abstammung auch nur noch eine Zeile von Jean Pauls schwalligen Reflexionen und dürftigen, körperlosen Erzählungen zu seiner Unterhaltung wird lesen wollen.

Ebeling hatte also alle diejenigen für mangelhaft organisirt erklärt, welche die von ihm beliebten Kraftausdrücke nicht acceptiren. Die Reihe dieser mangelhaft Organisirten eröffnet Heinrich Laube.

Dieser behauptet nämlich,[2] daß es kaum ein Dichterleben in unserer neuen Literaturgeschichte gäbe, das so reichlich zur Reife der Poesie bei-

---

1) Geschichte der komischen Literatur in Deutschland während der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Band 1—3. Leipzig 1869.

2) Geschichte der deutschen Literatur. 3. Band. Stuttgart 1840.

gesteuert hätte; es giebt nach Laube kein Menschenwesen, das edler, feiner fühlend, besser gewesen wäre, als Jean Paul. Jeder wird diesem ein hochpreisendes Gedächtniß heischen, denn er ist eine unvergleichliche Anregung in unserer Literatur gewesen und er hat großartiges Material zu einer Hauptmacht besessen. Jean Paul muß zu den ersten Größen gerechnet werden, die uns wieder in ein voll poetisches Bewußtsein einzuheben gestrebt haben; nächst Göthe hat er das am ausführlichsten und tiefsten versucht, ja kühner noch als Göthe, so weit es bei Nacht und über die Wolken hinaus zu greifen galt. Er zeigte eine wirklich volle Welt eigener Poesie, wie sie gesucht und erwartet wird, freilich eine Welt, vielfach in Nebel gehüllt, aber doch eine ganze Welt, und zwar eine eigene, die nirgends der herkömmlichen Denkart zu Liebe gebildet war. Allein von seiner That selbst läßt sich nicht so viel sagen, als von der Absicht. Die That selbst ist nicht gelungen, es fehlt ihr die künstlerische Weihe. Die Literatur ist doch zunächst die Formenmacht, in welcher sich das reichste Bewußtsein einer Nation dauernd begründet. Jean Paul war aber nur vermögend, jenen Reichthum des Bewußtseins in unschöner, der Dauer und Nachahmung nicht angehöriger Form auszudrücken. Seine Romane regen durch ganze Welttheile von Schönheiten begeisterungsvolles Lob auf, sie vernichten aber durch den gänzlichen Mangel plastischen Geschmacks allen wohlthätig künstlerischen Eindruck. Er hatte Tiefe, Mannigfaltigkeit, einen nach außerordentlicher Kunst strebenden Hintergrund, allein es fehlt Kraft, Nachdruck und Reiz. Anheben, anklingen, locken und wecken, das ist Jean Pauls volle, das ist seine geniale Macht. Allein ihm fehlt der Uebergang in eine praktische Manneswelt, der feste, bestimmte Boden einer Existenz; er war nur der Ton eines Mannes, nicht die ganze, fertige Musik. Das Mondlicht erleuchtet ihn mehr als das Sonnenlicht, weil er klare Umrisse nicht brauchen kann. Er ist der Autor der Sehnsucht, und muß so einzig, unabhängig gewürdigt werden als ein einzelner Vogelruf, der bei der Mondnacht in den Himmel hinauf schwirrt. Seine Summe ist Wissen und Sagen von der Unsterblichkeit; er nimmt das Klopstockthema wieder auf. Die Unsterblichkeitsfrage fließt aber mit dem Humor zusammen. Denn der Humor ist der Mensch gegenüber dem Ewigen. Dem Himmel gegenüber ist er resignirt und doch lachend und dreist. Der Humor ist ein Symptom menschlicher Kraft, welche selbst über das hin-

ausgeht, was allgemein gesetzlich werden kann für Menschen. Darin ist er ein Symptom höherer Existenz-Möglichkeit, als der Mensch für den ersten Anblick besitzt, und darin ist er ein genialster Beweis für das, was gemeinhin Unsterblichkeit genannt wird. Ist es aber Jean Pauls Bestimmung, die Ahnung unbekannter Welten in die literarische Theilnahme zu zaubern, so ist der Titan das Hauptbuch dieser neuen Offenbarung. Er ist die geniale That einer großen Anregung in unserer Literatur und tausend Liebenden und gar manchem Ausgetrockneten hat er Himmel geöffnet, die niemand vorher geahnt hat. Jean Pauls wirkliche Größe beruht aber trotzdem nicht im Sentimental-Humoristischen, sondern im Komisch-Humoristischen. Dies ist sein genialer Punkt, vielleicht der einzige, wo eine künstlerische Bewältigung in ihm angedeutet ist. Diese Tendenz allein, bei seinem Streben über die Erde hinaus auch das Lächerliche zu einem Ewigen zu machen, erhebt ihn firmamenthoch über alle Fehler, denen er dabei verfallen. Worin nun die wirklich volle Welt eigener Poesie, wie sie nach Laube gesucht wird, bestanden, was es mit dem „Ewigmachen des Lächerlichen" auf sich habe, hat Vischer nachgewiesen.[1])

Ihm ist der Humor die dritte und letzte Stufe des Komischen, das Komische aber die letzte und höchste Frucht in der Aesthetik. Die Komödie steht insofern über der Tragödie,[2]) als sie freiere, in Gemütsgleichheit über dem Gegenstande sich erhaltende Subjektivität fordert und das Erhabene, das den Inhalt der Tragödie bildet, als das eine ihrer Momente mit umfaßt. Das Komische ist der Akt der reinen Freiheit des Selbstbewußtseins, das den Widerspruch, womit alles Erhabene behaftet ist, sich in unendlichem Spiel erzeugt und auflöst. Das Selbstbewußtsein, die Subjektivität ist aber grade das, was dem modernen Ideal, der Neuzeit eigen ist. Im Alterthume bewegt sich der Geist in unmittelbarer Einheit mit der Natur; der Bruch sowohl zwischen Innerem und Aeußerem im Subjekte als zwischen dem Individuum und dem Ganzen des Staates ist ausgeschlossen. Im Mittelalter vollzieht sich dieser Bruch. Wenn dagegen die Aufgabe der neuen

---

1) Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. 3 Theile (in 4 Bänden). Reutlingen und Leipzig 1846—50.

2) Inwiefern der Fortschritt zugleich Verlust ist, s. 4, p. 1443 ff.

Zeit die Verwirklichung der wahren Freiheit aus der Einsicht ist, so ist darin enthalten, daß die Subjektivität wahrhaft in sich zurück und wahrhaft in die Objektivität eingeführt und ebenso, daß die Individualität als lebendiges Glied eines vernünftigen und verbürgten Organismus gesetzt werden soll. Die Subjektivität wird in der neuen Zeit frei und mündig, da sie nicht mehr ihr Beisichsein in einem Außersichsein verliert, nicht mehr ihren eigenen Gehalt in die Wolken stellt. Die weite Welt ist offen; die Wolke des Mythus, die im Mittelalter so herrlich glänzte, aber doch ganze Reiche des Wirklichen in Schatten setzte, ist verweht, die Sonne scheint frei, ein lichter Tag liegt über der ganzen Welt. Das befreite Selbstbewußtsein weiß sich als Angel der Welt. Das klassische Ideal und der klassische Stil dagegen ist wesentlich objektiv. Er greift nicht tief in die specielleren Züge der Existenz hinein, giebt mehr Typen als Individuen. Göthe und Schiller, in ihrer durch die Alten geläuterten Periode, haben das gemeinsam. Göthe stieg zwar tief genug in die Bildungskämpfe des subjektiven Seelenlebens, rundete aber seine Bilder zu einer Grazie der Humanität ab, worin die härteren Kanten der Individualität und ihrer unendlichen Eigenheit verschwemmt wurden. Auch Schiller lernte in der Schule der Alten jene Planheit und Generalität des Pathos, welche das Individuelle nicht in seinem vollen Umfang aufnimmt. Der klassische Stil behandelt im Geiste der Plastik die innere und äußere Welt allgemeiner, einfacher, ungebrochener und regelmäßiger, der moderne, dem ächt malerischen Verfahren entsprechend, verfolgt eine buntere Welt in die tieferen Brüche des Bewußtseins und der Erscheinung, in die härteren Bedingungen des Daseins und in die schärffste Eigenheit der Individualität und schreitet bis zu den kühnsten Verbindungen des Ernsten und Komischen fort. Die innere Welt wiegt hier über die äußere, ein subjektiver Stimmungshauch legt sich über alle Gebilde der Poesie. Der Geist, der die Dinge im Lichte der innern Unendlichkeit auffaßt, begründet eine schärfere Zeichnung der Einzelzüge, weil im Lichte des eröffneten Zusammenhangs mit der unermeßlich vertieften innern Welt selbst das Kleine, Enge, höchst Eigenthümliche berechtigt, bedeutend wird. Der Stil, welcher vermöge des vorherrschenden Stimmungstons nach der einen Seite hin einen gewissen musikalischen Nebel über die Dinge legt, ist daher eben derselbe, welcher diesen Nebel plötzlich zerreißt und in alle Falten und Winkel der

Welt, selbst in die häßlichen, Strahlen von einer Schärfe schießt, vor welcher der klassische zurückscheut. Die Schönheit aber resultirt dann eben als stimmungsvoller Geist aus dem Ganzen.

Keine der Grundformen des Schönen ist nach der Seite seines Inhalts so entschieden ein Hergang, ein Verlauf, und nach der subjektiven Seite so prägnant ein Akt des Bewußtseins wie das Komische. Das Komische ist diejenige unter den Grundformen des Schönen, in welcher am sichtbarsten der Accent nicht auf dem Faktischen liegt, sondern auf dem Bewußtsein, seinen Widersprüchen, ihrer Auflösung. Der Komiker specialisirt, detaillirt: die Naturwahrheit, die Einzelzüge menschlicher Eigenheit, die Härten der Existenz und jedes geselligen Verhältnisses, das eben entbindet er und sein Blick ist ein mikroskopischer. Das Komische führt seinem innersten Wesen nach in die Stoffwelt des socialen und des Privatlebens mit seiner ausgebildeten und in der Specialität der Motive vom Auge der Bildung belauschten Subjektivität. Vom Mittelpunkte der Subjektivität aus ergreift und verkehrt es jede Art des Erhabenen, dessen höchste Stufe das Tragische ist. Die Eintheilung seiner Formen ergiebt sich aus den verschiedenen Stellungen, welche die im Komischen thätige Subjektivität zum objektiven Vorgange annimmt. Wenn sie nämlich, selbst beziehungsweise bewußtlos und sinnlich bestimmt, in ihm aufgeht, so giebt dies das objektiv Komische oder die Posse, wenn sie sich mit freier Reflexion aus dem Objektiven in sich zurückzieht, erhalten wir das subjektiv Komische oder den Witz, wenn sie mit erfüllter Innerlichkeit sich wieder mit dem Sein vereinigt und sich in dasselbe ergießt, erhalten wir das absolut Komische oder den Humor.

Im Humor ist die Objekt und Subjekt trennende Reflexion aufgehoben, es entsteht die Einheit des komischen Subjekts und Objekts, welche aber nicht wie im Tragischen das einzelne Subjekt negirt, sondern sich als eine einzelne ungetheilte Persönlichkeit darstellt. Diese Persönlichkeit muß das Erhabene als ihren eigenen Gehalt in sich tragen. Das Erhabene muß als Wirklichkeit gegenwärtig sein, also nicht nur als Wissen, sondern in der Bestimmtheit des Seins, als Gefühlsleben, als Macht des Gemüts in dem erfüllteren Sinne sittlicher Begeisterung. In einem und demselben Subjekt ist das Erhabene nothwendig mit dem unendlich Kleinen behaftet, ja der Humorist erkennt das unendlich Kleine als berechtigt und unendlich werthvoll, weil er es als Grund und

Boden des Erhabensten erfaßt, weil er das empirische Ich als Basis und Erscheinung des reinen Ich faßt. Andrerseits ist er auf das Erhabene nicht stolz, weil er jenes Bodens nicht entbehren kann. Da aber das Gefühl im Erhabenen heimisch, wird es für den Druck des unendlich Kleinen im höchsten Grade empfindlich. Jeder Anstoß wird zu einem unendlichen Schmerzgefühl und da das Leben eine Reihe von solchen ist, so setzt der Humor das tiefste Unglück des Bewußtseins voraus und seine Komik ist die Frucht eines selbsterlebten Kampfes, eines im Kampfe und in Schmerzen gebornen Selbstbewußtseins. Der Schmerz des Humors ist so allgemein wie seine Begeisterung, ja der tiefste Ekel und Ueberdruß an der Welt. Er wäre als Weltschmerz zu bezeichnen, wenn dies Wort nicht durch Mißbrauch lächerlich geworden wäre. Er gehört der Erfahrung, der Bildung, nicht der leichten Unschuld der Jugend. Dem humoristischen Subjekt ist sein eigenes Selbst nur Bild und Brennpunkt des Widerspruchs, der durch das Weltganze geht. Der Humorist erweitert sein Ich zum Weltwiderspruch und was sich ihm als Verstricktes darstellt, ist ihm, weil in Wahrheit in der Subjektivität sich ewig das Ganze des Daseins in sich zusammenfaßt, die Welt als unendliches Subjekt.

Dieses sein Wesen bildet der Humor erst in einer Reihe von Stufen aus, deren erste als eine Naturstimmung zum Humor, als Laune auftritt. Das Gefühl des unendlichen Widerspruchs bleibt hier in dem Natur-Element ungebrochener Lustigkeit stehen. Es ist der Humor ohne Tiefe des Kampfes; für diese Form paßt die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Humor am besten. Die zweite Stufe ist der gebrochene Humor. Das denkende Subjekt geht in sich und erkennt den eigenen Widerspruch und den der Welt in seiner schneidenden Herbe dadurch, daß es ihn in seiner Allgemeinheit denkt, erliegt aber mitten im Versuche der Befreiung von diesem Schmerze. Hamlet, Byron, Grabbe, Heine gehören hierher, überhaupt die Melancholiker und Hypochondristen. Niemand hat aber jenes kranke Denken, das einen vorhandenen geringen Schmerz mit unseliger Metaphysik zu einem unendlichen verinnerlicht und mit selbstquälerischer Erfindsamkeit Uebel sieht und fürchtet, wo keine sind, besser dargestellt als Jean Paul. Die dritte Stufe ist der freie Humor, der empfindselige, sentimentale Humor. Ehe er sich bei den Deutschen in Jean Paul zur höchsten Blüte entwickelte, ist ihm die Sentimentalität vorausgegangen. Diese ist krankhaft und gestaltlos.



Sie hat ihre Quelle allerdings darin, daß dem Dichter das geistige Bewußtsein der Unendlichkeit des Ich aufgegangen ist. Die innerlich wahrhaft befreite Subjektivität tritt in die Phantasie als ein unsagbares Erzittern der Empfindung, allein es entsteht nun eine aus der Objektivität sich zurückziehende weichliche Sehnsucht oder überhitzte Anspannung. Der inneren subjektiven Unendlichkeit genügt keine Existenz. Die freie Subjektivität ist errungen, der absolute Adel des Subjekts wird gewußt und ausgesprochen, aber er schämt sich der Welt, des Staats, der Geschichte, scheut sich, sich einzulassen, als beschmutze er sich. Das Herz wird ein schalloses Ei, ist wie wundes Fleisch, kann keine Erfahrung ertragen, flieht vom Manne zum Weibe, von den Menschen zu der Natur, von der Gegenwart in die Vergangenheit der Kinderjahre, in die Zukunft des Grabes und Wiedersehens; an Trauerweiden verehrt es den Tod, der Mond ist sein Gestirn, es erfriert in seinen blassen Strahlen auf dem Grabe der Geliebten. Von dieser Sentimentalität unterscheidet sich der sentimentale Humor dadurch, daß der wohlmeinende Scherz in die sich und die Welt umfassende Empfindung mitinbegriffen ist, während das Sentimentale den Widerspruch des Gemeinen und Kleinen als Gegengewicht seines abstrakten Ideals und den Scherz darüber grade nicht zu ertragen vermag. Allein auch dieser Humor ist zunächst noch zu innerlich, um von dem engen Gesichtskreis seiner stillen und innigen Heimlichkeit über das wirkliche Schauspiel der Kämpfe der Idee und der Gegensätze der Welt im großen die unerschlossene Unendlichkeit der Subjektivität zu erweitern. Die unendliche Humanität dieses Humors wäre ohne den Gedankenbesitz einer weiten und offenen Bildung nicht möglich, aber er nimmt von dieser nicht die weltumbildenden Gedanken, sondern nur die fertige Frucht der wohlwollenden subjektiven Stimmung auf. Es fehlt das öffentliche Bewußtsein, das Weltbewußtsein. Jean Paul gehört hierher als Dichter eines Fixlein, als Schöpfer eines Eymann, eines Siebenkäs, eines Gottwalt, als Freund der Armen. Dieser Humor zieht aber nicht nur nicht die Lebenskämpfe auf dem Schauplatz der Oeffentlichkeit in seine versöhnende Bewegung hinein, sondern er bringt es auch zu keiner gediegenen Form; das humoristische Subjekt schiebt sich überall vor, der Gehalt der Persönlichkeit des dichtenden Subjektes geht nie ganz in Gestaltung über, sieht überall nackt durch die Ritzen hervor. Stoßen nun auf diese Subjektivität die großen

Widersprüche der zu einer objektiven Welt ausgebreiteten sittlichen Idee, so muß ihr der Humor ausgehen, weil die Innigkeit ihrer innern Liebeswelt nicht ausreicht, auch sie in freiem Scherze zu bewältigen. Daher entsteht die Forderung, daß diese Innigkeit sich zur Gewalt des von dem allgemeinen Pathos für diese objektive Welt erfüllten Geistes erweitere. Dem stillen und liebevollen Humor tritt ein schneidender Realismus gegenüber, und dieser noch unaufgelöste Gegensatz kann sich sogar in Einem Subjekte vereinigen. So fällt in Jean Paul der sentimentale Humor, der jetzt als bloße Hälfte auf die eine Seite tritt, mit dem härtesten Realismus und radikalsten Hasse der Schlechtigkeit der öffentlichen Zustände zu einer widersprechenden Einheit zusammen. Dieser herbe Geist, dieser Nordpol seines Ich, erscheint als gesundes und heilsames Gegengift gegen seine Empfindsamkeit und stille, allzu weiche Heimlichkeit. Aber nachdem so die Verzweiflung auf ihre Spitze geführt ist, tritt die Befreiung ein. Die Reflexion wendet sich jetzt auf das Ganze, das vorliegt und hat nun dieses vor sich, daß das eigene Subjekt, in die allgemeine Unreinheit und ihr Schicksal verwickelt, eben durch seinen unendlichen Schmerz unendlich darüber steht, grade durch den Selbstverlust zu sich zurückkehrt und daß ebenso im ganzen Umfange der Geschichte durch den Reiz und Schmerz des Widerspruchs ihr großer Zweck sich herausarbeitet. Nun erst, da nichts ausgenommen wird, kann die Subjektivität sich den Genuß ihrer unendlichen Freiheit geben. In Jean Paul finden sich Elemente zu dieser höchsten Befreiung aus dem totalen Bewußtsein des Widerspruchs. Einzelne seiner Helden, wie Schoppe und Leibgeber, zum Theil auch Horion, schreiten fort zu der Verzweiflung an den letzten festen Punkten objektiver, dem Subjekt jenseitiger Erhabenheit, und es ist in ihnen auf der Grundlage Fichte'scher Ideen ein Bewußtsein der Unendlichkeit des Ich ausgesprochen. Allein theils sind diese atheistischen Humoristen wieder zu sehr nur mit der innern Welt beschäftigt, theils bleibt ihr Humor ein gebrochener, weil sie nur das Unglück des Zweifels fühlen, nicht die Auferstehung des Bezweifelten in der Unendlichkeit des zweifelnden Geistes selbst erkennen, endlich hat auch der subjektive Idealismus überhaupt nicht die Mittel, in der Idee der unendlichen Subjektivität die zerstörten objektiven Mächte als ein freies Beisichsein der mit sich und der Natur kämpfenden Menschheit im großen herzustellen. Jean Paul bricht im Unterschiede von Schiller und Göthe,

welche zu weißes Licht haben, allerdings die Subjektivität in einem bunteren Prisma, aber er wußte nicht alle Gegensätze, die er aufstellte, auch zu versöhnen, weil er sich auf wenige abstrakte Ideen reducirte, mit denen die Subjektivität nichts anzufangen weiß, wenn es gilt, die reale Welt zu beherrschen. Den Schmerz über diese Kluft hat er freilich farbenreich dargestellt, aber nimmt man von seinen Gestalten diese Strahlenbrechung, so bleiben dünne, flache, fleischlose, in Wasserfarben gemalte Ideale zurück.

Sehen wir nun, inwiefern unsere am Anfange ausgesprochene Behauptung, daß keiner der auf Vischer Folgenden ihn principiell zu stürzen vermocht habe, sich rechtfertigen läßt.

Lazarus, einer der ersten der auf Vischer Folgenden,[1]) hält es für die Erkenntniß des Humors am allerwesentlichsten nachzuweisen, daß derselbe nicht eine bloße, besondere Kunstform, nicht bloß eine besondere Weise des Komischen ist, so daß das Komische der allgemeine Gattungs- und der Humor ein untergeordneter Artbegriff wäre, sondern daß er vielmehr eine eigene dritte Gattung ist neben denen des Erhabenen und des Komischen, nämlich die Vereinigung beider, ja daß er eine eigene Weltanschauung ist. Er unterscheidet zunächst vier Weltanschauungen: die sinnliche oder materialistische, die verständige, insbesondere den Völkern des Alterthums eigene, die vernünftige und religiöse (doch wohl die christliche), endlich die subjektiv idealistische, welcher die Natur und alles Seiende nicht nur als Gedankenmäßiges, sondern als Gedankenartiges erscheinen, wonach die Ichheit nicht nur die Welt denkt, sondern auch ist. Alle diese Weltanschauungen bewegen sich im Elemente des Denkens. Allein die Menschen können auch die Welt und sich selbst fühlen; so entstehen die Weltanschauungen des Humors und der Romantik. Beide sind relative Gegensätze. Letztere geht vom Sinnlichen aus und sucht, mit dem Gedanken im Endlichen haftend, durch das Gefühl das Unendliche und Ideale zu erfassen oder zu erzeugen. Der Humor dagegen schließt sich mit seinen Gedanken unmittelbar an die vernünftige Weltanschauung an, in seiner höchsten Entwickelung sogar

1) Das Leben der Seele in Monographieen über seine Erscheinungen und Gesetze. Berlin 1856. 2. Aufl. Berlin 1876. vergl. des Verf. Anzeige der 2. Aufl. Nationalz. 1876. No. 33.

an den subjektiven Idealismus, wie auch historisch Jean Paul unendlich oft an Fichte anknüpft. Mit philosophischer Klarheit betrachtet der Humor die Idee als das Wesentliche, den Gedanken als das Realste; aber — das ist seine Eigenthümlichkeit, seine Größe und Unterscheidung von der bloßen Philosophie — er umfaßt zugleich das Endliche und Sinnliche mit jener frischen und vollen Unmittelbarkeit der sinnlichen Weltanschauung, und zwar durch das Gefühl. Die Romantik schwelgt im subjektiven Gefühl, der Humor dagegen im subjektiven Gedanken. Jene kann daher zuweilen Gemeingut eines ganzen Volkes oder Jahrhunderts werden; der Humor dagegen gehört immer nur einzelnen auf der höchsten Stufe der Bildung Stehenden an; gegen seine Sonne können allzeit nur die Adler des Geistes fliegen. Die Romantik ist die Religion der Sinnlichkeit, die Idee hat für sie gar kein objektives Dasein; der Humor ist die Religion des Geistes; die Idee hat für ihn ewiges und objektives Dasein. Seine Tiefe ist die Tiefe des ganzes Menschen. In einzelnen Dichtungen Jean Pauls haben wir Gedanken und Menschen, von denen wir nicht wissen, ob der Geist der Philosophie oder der Religion, ob die Wissenschaft oder die Dichtkunst sie erzeugt und belebt; es ist eben alles zusammen, es ist — der Humor. Der Humor ist, wie oben bemerkt, die Vereinigung des Erhabenen und Komischen. In diesem wie in jenem beruht die Wirkung auf dem Gegensatze des dargestellten Gegenstandes gegen die gewöhnliche Ansicht und Erwartung, bei dem einen wird das gewöhnliche Maß überstiegen, bei dem andern nicht erreicht. Der Humor nun mißt das Komische und das Erhabene nicht mit dem Gewöhnlichen, sondern gegen einander. Dadurch wird aber das Erhabene noch größer, wie das Lächerliche noch kleiner und lächerlicher. Oder, mit andern Worten: der Humor verbindet das Hohe mit dem Niedrigen, das Edle mit dem Ungereimten, das Ideale mit dem Realen; er läßt aber nicht nur, er steigert dem Hohen seine Hoheit durch den größeren Gegensatz, und umgekehrt beim Niederen. Dies aber kann nur geschehen, indem der Humor von dem Werthe, der Wahrheit und Wesenheit des Idealen ausgeht und sie allezeit festhält. Zugleich aber brandmarkt er nicht das Reale und Niedere als ein Nichtiges und durchaus Sinn- und Wesenloses, sondern er hält es fest und giebt ihm Werth durch die Theilnahme des Gefühls. Während in der Wissenschaft Idealismus und Realismus auseinander treten, bestehen sie im Humor neben

einander; ohne den Kampf zu endigen, wohnen sie streitend in der Brust des Humoristen.

Daraus, daß die humoristische Weltanschauung sich nur durch das Gefühl für das Endliche, Gewöhnliche von der idealen unterscheidet, folgt noch ein anderer vielbemerkter Zug, nämlich, daß er nicht bloß Liebe, sondern Vorliebe für alles Kleine und Enge hat. Er liebt die Kinder an Jahren und an Geist, er fühlt mit den Armen an Gütern und an Bildung; jedes unschuldige menschliche Herz, das einmal gerührt, erfreut, erhoben und entzückt wurde, jedes Auge, das einmal geweint hat, Freuden- oder Schmerzensthränen, jede Brust, die einmal Liebe geathmet, welchem Stande sie auch angehören möge, er zieht sie an seine Brust und läßt sie den Herzschlag fühlen, der ihre Thränen und Freuden und Rührungen liebend begleitet. So kommt es, daß keiner leichter und lieber als Jean Paul Kinder und Dörflinge, Handwerker und Mägde beschrieben hat, aber er thut dies aus dem erhabensten Gesichtspunkte, nämlich dem des ganzen, in seiner mannigfaltigsten Gestaltung dennoch einigen Menschenthums. Diese Seite des Humors ist von bedeutsamem Einfluß auf die Grundfassung der Ethik. Zweifellos ist es ein Grundfehler in den meisten ethischen Systemen, daß sie eine Lehre für die Weisen, die Schöpferischen und Führenden aufstellen, indeß die größte Zahl der wirklich Lebenden wie eine gleichgültige Masse außer Betrachtung bleibt. Die Wissenschaft soll aber Haupt und Glieder eines ganzen Volkes als eine lebendige Gestalt, als beseelte Einheit zum Gegenstand ihrer Forschung machen. Nicht wie die Guten im Volke die Besten, sondern wie das Volk im ganzen und als ganzes Volk ein gutes werde, hat die Wissenschaft, die Ethik zu lehren.

Unabhängig von Lazarus war Zeising[1]) auf dasselbe gekommen; seine Dreitheilung des Humors in heiter Humoristisches (der verständige Humor, das Barocke, d. i. was humoristisch ist für anderes), in düster Humoristisches (der sittliche Humor, das Sentimental-Melancholisch-Bizarre, d. i. was humoristisch ist für das Absolute), in rein Humoristisches (das Gemütliche, Launige, d. i. was humoristisch ist für sich selbst) — diese Dreitheilung entspricht genau der Vischer'schen. An Lazarus und an Zeising schließt sich,[2]) auffallend unselbständig und noch

1) Aesthetische Forschungen. Frankfurt 1855.

2) Wenn Lotze (Geschichte der Aesthetik in Deutschland. München 1868) am

dazu hier und da an Gervinus und Vilmar erinnernd, Carriere[1]) an. Auch Köstlin gehört noch in diese Reihe;[2]) es erscheint aber eine kurze Zusammenfassung von dessen Ansicht nicht überflüssig, da wir trotz aller Anklänge an Vischer und Lazarus doch, ganz anders als bei Carriere, in jedem Worte den selbständigen Denker vernehmen.

Er giebt dem Wort Humor im Gegensatz zum bloßen Scherz die specifische Bedeutung einer scherzhaften Behandlung des Ernsten, welche den Ernst des Gegenstandes nicht vernichtigt, sondern nur ihm das Verstimmende, das er an sich hat, zu nehmen und die absolut heitere Freiheit des Gemütes ihm gegenüber geltend zu machen sucht. Der Humor macht nach Köstlin das Große kleiner, rückt es herab in das Gebiet des wenig Bedeutenden, hängt ihm scherzhaft den Schein unbedeutender Gewöhnlichkeit oder gradezu Schwächen an. Er zieht überall die wirklichen Mängel hervor, damit man über die Dinge lachen könne, statt sich von ihnen imponiren zu lassen; er zeigt die Dinge ganz so klein wie sie sind, damit sie nicht durch Würde und Höhe Vertraulichkeit entfernen. Er macht das Absolute nichtabsolut, relativ, endlich, um von ihm nicht beengt zu sein, er verkleinert alle Größen, er erleichtert alles Schwere; er ist die absolute Versöhnung des Subjekts mit dem Objekt. Er ist kein Hanswurst, der aus allem einen leeren Spaß macht, sondern er ist der absolute Kritiker, er guckt allen auf die Finger, aber er ist auch kein Spötter und Verächter, kein Pedant und Krittler, sondern er ist der absolute Philanthrop, der absolute Freund Gottes und der Welt, der absolut Gemütliche, der an allem die Endlichkeit sieht und daher alles gewähren läßt. So gehört zum Humor nicht bloße Lustigkeit, wie zum Spaße, sondern Ernst, Achtung, Liebe, Empfindung, Gefühl bis zum Sentiment, zur Sentimentalität. Jean Paul gehört zu den größten Humoristen; er ist ein wirklich trefflicher Meister darin, das Würdig- und Wichtigernste, das Erhabenste und Gefühlvollste mit humoristischer Heiterkeit zu behandeln; sein Humor ist zusammen mit entschiedenster

---

Schlusse der Darlegung seiner Bedenken über die Forderung einer universalen Komik erklärt, daß „die anziehende Schilderung von Lazarus dem Leser alle die Gesichtspunkte zu verdeutlichen im Stande sein wird, deren wir bisher gedacht haben“, so können wir wohl von einer Darlegung der Lotze'schen Ansicht absehen.

1) Aesthetik. 1. Theil. Leipzig 1859.

2) Aesthetik. Tübingen 1868.

Philanthropie, ja mit Sentimentalität und Gefühlsweichheit. Sein Stil wird mit Unrecht getadelt; denn selbst wenn die Eigenthümlichkeit nach einzelnen Richtungen hin der Schönheit Eintrag that, ist sie doch goldeswerth, falls sie frank und frei, offen und vertrauend, konsequent und beharrlich sich giebt und doch allgemeiner künstlerischer Sinn heraussieht.

Blicken wir jetzt noch einmal auf Vischer zurück. Seine Charakteristik der modernen Zeit im Gegensatze zum Alterthum sowohl als zum Mittelalter erinnert offenbar an Gervinus; daß die beiden gemeinsame Quelle Hegel ist, braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden. Unmittelbare Einheit von Geist und Natur, Bruch und Zwiespalt, Versöhnung, Vermittelung sind die drei hier wie da als charakteristisch hervorgehobenen Momente. Allein wo Gervinus nur behutsam andeutet, wo er zweifelt, was bei ihm nur nebenher erwähnt wird, ist hier Hauptsache, ist hier das die gesammte Aesthetik nicht nur, sondern die gesammte Weltanschauung beherrschende Prinzip. Das aber ist das befreite Selbstbewußtsein, die mündig gewordene Subjektivität. Gervinus hatte von den titanischen Bemühungen geredet, die des Menschen Selbstkraft und Größe unter die Waffen riefen und ihn von den Göttern sich zu sondern hießen. Diese Sonderung, dieser Atheismus, noch besser Anthropotheismus ist bei Vischer nicht bloß etwas der Sturm- und Drangperiode Eigenes, sondern überhaupt das, was die neue Zeit charakterisirt, ja sie hoch über alle vergangenen Zeiten erhebt und als Abschluß der gesammten bisherigen Entwickelung hinstellt. Vischer geht nun dazu fort, das Komische als das specifisch Moderne hinzustellen. Die höchste Stufe des Komischen aber, die wahre Versöhnung von Subjekt und Objekt ist ihm der Humor. Das Komische sowohl als der Humor gewinnen dadurch eine völlig neue Vertiefung. Diese Vertiefung haben Lazarus und Zeising nicht beachtet, sonst würden sie nicht ihre Auffassung des Humors als einer besonderen Weltanschauung für etwas Neues, sie von Vischer Unterscheidendes hingestellt haben.[1]) Aus jedem Worte Vischers geht hervor, daß es ihm bei seiner Erklärung des Komi-

1) Vgl. Lazarus 1. Aufl. p. 203. Anmerkung No. 4. In der zweiten Auflage fehlt diese Anmerkung. Bereits Lotze hatte hervorgehoben, daß die Schilderung von Lazarus sich selbst Unrecht thue, wenn sie sich mit dem vielen Vortrefflichen, welches sie enthält, im völligen Widerspruch zu allen Lehren der bisherigen Aesthetiker zu befinden glaubt.

schen nicht um etwas „bloß Aesthetisches" zu thun ist, sondern daß er so gut wie Lazarus und Zeising dabei von einer besonderen Weltanschauung spricht. Nicht genug betont kann dabei werden das Gewicht, welches Vischer dem Erhabenen, dem Tragischen beilegt. Das Gefühl ist ihm im Erhabenen heimisch; die humoristische Persönlichkeit lebt mit allem Erhabenen zusammen; der Humor setzt das tiefste Unglück des Bewußtseins voraus; sein Schmerz wäre Weltschmerz zu nennen, wenn das Wort nicht Mißdeutungen ausgesetzt wäre — dies alles zeigt deutlich, wie sehr Vischer die ernste Seite des Humors, die, welche ihn zu einer besonderen Weltanschauung macht, hervorhebt. Zweitens aber hat auch schon Vischer die Vorliebe des Humors für das unendlich Kleine und das damit zusammenhängende tiefe Gemüt, die Humanität, die Menschenliebe betont. Drittens steht schon bei ihm der sentimentalen, spiritualistischen, transcendenten Seite eine derb realistische schroff und unvermittelt gegenüber. Endlich weist Vischer, und dies ist zum Theil von den Nachfolgern nicht beachtet, darauf hin, daß Jean Paul im Fichtianismus stehen geblieben und deshalb nicht fähig sei, all die Gegensätze wirklich zu versöhnen, die er aufstellte.

Wie Lazarus, Zeising, Köstlin nach dem Vorgange Vischers vom metaphysisch-ästhetischen, so gehen Mundt und Planck vom nationalen Standpunkte aus, aber auch bei ihnen ist unverkennbar, in wie weit sie in Vischer wurzeln. Ersterer erklärt zunächst,[1]) noch vor Lazarus und Zeising, für die vornehmste Stütze des Jean Paul'schen Humors eine Gedankentiefe, die eine entschiedene philosophische Grundlage hat, wie Jean Paul überhaupt als philosophirender Denker auf einem sehr bedeutenden Grunde des Wissens steht. Dieser Humor ist der Grundzug seiner Darstellungen; er steht in der innigsten Wechselwirkung mit seinem Gegensatz, der Sentimentalität. Jean Paul versteht das Höchste wie das Kleinste mit derselben Wichtigkeit zu behandeln; es giebt für ihn nichts Unwerthes auf der ganzen Erde. So ist er der Dichter des Volksherzens und eben damit zugleich ein Freiheitsdichter, ein demokratischer Autor, der immer auf einer idealen Höhe des Gesichtspunktes die höchsten Rechte der Völker verficht. Wie er in allen Dingen einen idealen Standpunkt nimmt, so neigt er sich auch in der Schilderung seiner einzelnen

1) Geschichte der Literatur der Gegenwart. 2. Aufl. Leipzig 1853.

Menschen gewöhnlich einem poetischen Optimismus zu, der aber oft die Wirklichkeit mit einem zu reizenden Firniß überpinselt. Seine Personen haben nur zu oft Ueberfluß an Tugend und dazu gesellt sich leicht eine Affectation mit der Zurücksetzung des Körpers, ein Schönthun mit dem körperlichen Schmerz und mit Schwächlichkeit. Dies Uebergewicht der Seele gegen den Körper ist zugleich der entschiedene Mangel der Kunstform, an diesem Mißverhältniß zerbröckeln die Jean Paul'schen Romane und verlieren alle künstlerische Harmonie der Theile. In allem Großen aber wie in allem Mangelhaften, das uns in Jean Paul entgegentritt, besitzen wir die Darlegung eines ächt deutschen Autors, welcher den nationalen Charakter in seiner herrlichsten Fülle und in seiner eigenthümlichsten Beschränkung in sich abgeprägt hat. In der Eingrenzung in das kleinste Sichselbstleben, das zugleich in seinem Bewußtsein die höchsten Weltdinge trägt, haben wir den Widerspruch des ganzen deutschen Wesens; das Mißverhältniß von Körper und Geist in der Jean Paul'schen Dichtung ist das Mißverhältniß der gesammten Nationalität, welche in dieselben organischen Grundelemente haltungslos auseinander gefallen ist. Jean Paul ist das wahre Paradies des deutschen Charakters, die in sich selbst webende und schaffende Gemütlichkeit, die an dem Kleinsten sich zum Höchsten aufschwingt, aber auch wiederum, dem Höchsten gegenüber, sich mit dem Kleinsten begnügt. Jean Paul ist ein Dichter, der, ein erschöpfender Ausdruck aller Geistestiefen und Gemütsherrlichkeiten des deutschen Nationalcharakters, mit dem ächt deutschen Talent einer Himmel und Hölle zerwühlenden Innerlichkeit begabt, als das Höchste und Liebste doch nur die Idylle der Beschränkung uns vor Augen führt. Dies Behagen an der Beschränkung ist aber die verlockende Schlange im deutschen Paradies, welche um so verführerischer zur Einfriedigung auf dem kleinsten Gebiete einladet, je entschiedener das Bewußtsein sich schmeichelt, doch alle Weiten und Fernen der Welt fest in sich zu tragen.

Diesen Gedanken, Jean Paul im Lichte unserer nationalen Entwickelung darzustellen hat Planck aufgegriffen.[1]) Sein Verdienst ist, von diesem Gesichtspunkt aus die Schriften Jean Pauls im einzelnen beleuchtet zu haben.

---

1) Jean Pauls Dichtung im Lichte unserer nationalen Entwicklung. Berlin 1867.

Zunächst erhebt auch er die Klage, daß es uns noch immer an einer solchen Einführung in Jean Pauls Dichtungen fehlt, wie sie doch für das allgemeinere Verständniß derselben und für die volle Würdigung ihrer eigenthümlichen Bedeutung durchaus nothwendig ist. Er giebt allerdings zu, daß kein Dichter aus unserer großen Literaturperiode der Denkweise unserer Gegenwart ferner zu stehen scheint als Jean Paul, er wird aber auf der andern Seite auch nicht müde zu versichern, daß dieser ein wesentlicher Ausdruck seiner Zeit, ein scharfer und treuer Spiegel der damaligen deutschen Entwickelung sei. So sehr seine Dichtung auch, sagt er, in anderer Hinsicht hinter den Hauptwerken Göthes und Schillers zurücksteht, so hatte sie doch von Anfang an eine weit direktere Beziehung auf die wirklichen deutschen Zustände und auf das Ziel, um das es sich für diese handelte; insbesondere setzte sie sich zu den bürgerlichen und politischen Zuständen des damaligen Deutschlands in eine weit eingehendere Beziehung, als es von irgend einem der großen Dichter jener Periode gilt. Jean Paul allein hat unserer großen Literaturperiode den Spiegel dessen vorgehalten, was sie ihrem realen Dasein nach war. Planck hat es sich daher zur Aufgabe gemacht, den Nachweis zu führen, welche unvergängliche Typen deutscher Entwickelungsgeschichte Jean Paul in verschiedenen seiner Hauptwerke gegeben hat, ja wie seine eigene Entwickelung in vorbildlicher Weise auf die seiner Nation hinweist, auf den Fortgang aus idealistischer und unreif jugendlicher Schwäche zur männlich kräftigen Gestaltung des eigenen Daseins, zur Versöhnung jenes scharfen Contrastes, der so lange zwischen dem innerlich geistigen Reichthum deutschen Lebens und seiner nationalen Schwäche bestanden hat.

Dieser Contrast der hohen und idealen Welt, die sich der deutsche Geist damals aufbaute, gegen all das Kleinliche und Verkümmerte seiner äußern Zustände ist der innerste Kern und Ursprung der Jean Paul'schen Dichtung.

Allein Jean Paul kam aus diesem Contrast nicht heraus; er blieb, insbesondere wenn wir ihn mit Göthe und Schiller vergleichen, dualistisch und negativ. Der beständige Hinblick auf die ihn umgebende unmittelbare Wirklichkeit machte ihn zum einseitigen Realisten. Er ist andererseits aber auch einseitig idealistisch, jünglingshaft von der Wirklichkeit abgewendet; er kehrt das idealistisch Unreife im Streben jener Zeit hervor. Vor Göthe und Schiller hat er zwar das schärfere

Bewußtsein der ungenügenden äußeren Wirklichkeit des damaligen deutschen Lebens voraus, allein er bewegt sich überwiegend in der negativen Flucht aus derselben; nicht die positive Umgestaltung jener kläglichen äußern Zustände, nicht die unmittelbar gegenwärtige, rein menschliche und bürgerliche Bestimmung ist es, wie wir erwarten sollten, was Jean Pauls Dichtung vor Augen hat, sondern ihr Ziel wird mehr oder weniger ein verschwimmendes und formloses Jenseits. Das Ideale bleibt bei ihm ein für die dichterische Gestaltung unerreichtes Jenseits, bleibt einseitig der innerlichen Welt des Gedankens und Gefühls angehörig. Das Ziel Göthes und Schillers dagegen war das rein Menschliche und die wahrhafte Natur, als dasjenige, was in seiner vollen unverkümmerten Erscheinung auch das wahrhaft Schöne ist. Es war ein wahrhaft Gegenwärtiges, Diesseitiges, wenn auch in den gegebenen Zuständen noch nicht Vorhandenes, was sie anstrebten. Daher auch ihre Abneigung gegen Jean Paul. Wenn schon jene schroff realistische Hervorkehrung des Kleinlichen und Beschränkten in den gegenwärtigen Zuständen dem nach dem rein Schönen und ächt Menschlichen hinstrebenden Geist Göthes ganz entgegen war, so war vollends jene gefühls- und phantasieselige Hinkehrung nach einem ungreifbaren und verschwimmenden Jenseits das grade Gegentheil des Göthe'schen auf wahrhaft gegenwärtige plastische Ausprägung und Abrundung gerichteten Wesens.

Eben aus diesem unüberwundenen Contraste ist auch Jean Pauls Formlosigkeit zu erklären. Für jene Zeit des Contrastes war nun einmal die Wahrheit in keiner andern als dieser dichterischen Form möglich. Es hätte das überlegene Bewußtsein einer ungleich späteren Zeit dazu gehört, um denselben Contrast deutscher Zustände, den Jean Paul dargestellt hat, in einer dichterisch vollendeteren Form geben zu können. Nicht eine angenommene Manier, sondern Jean Pauls ganze Denk- und Gefühlsweise ist es, die den letzten Grund all seiner Fehler und Einseitigkeiten enthält.

Im zweiten Theile seiner Schrift sucht Planck die Ansicht von Gervinus zu widerlegen, daß Jean Paul die Entwickelung fehle, daß seine Schriften solche Perioden der Bildung, wie wir sie bei Göthe und Schiller in aller Schärfe getrennt sehen, gar nicht darbieten. Er erkennt, sagt Vischer in seiner Anzeige Plancks, Fortschritt und Entfaltung, wo andere nur Drehen um einen Punkt finden. Mit der Tiefe des philo-

sophischen Blickes zeigt er, wie Jean Paul von Stufe zu Stufe steigt: wie nach Schließung der satirischen Essigfabrik und den ersten kleinen Humoresken das reiche Gemüt zum ersten Mal im „Wuz" sich aufthut, wie in der Unsichtbaren Loge dann das Thema „Kampf des Ideals mit der Welt" aufgestellt wird, welches immer neu zu variiren, immer tiefer zu verfolgen von da an Jean Pauls Ziel und Drang ist.

Es erübrigt jedoch noch, sagt Planck zuletzt, nach dem letzten Grunde jener Schwäche Jean Pauls, die ihn nicht aus jenem Contraste herauskommen ließ, zu fragen. Dieser aber ist nicht in der deutschen Natur als solcher zu suchen, sondern in der noch unvollkommenen Form der christlichen Wahrheit selbst, in welcher sie die Grundlage ihrer Bildung überkommen hatte. Allerdings schloß das christlich-mittelalterliche Bewußtsein seiner entwickelteren Consequenz nach die Berechtigung der vollen menschlich natürlichen, also auch bürgerlichen Ausbildung in sich. Allein die religiöse Seite des Christenthums selbst, dies allgemeine Centrum der ganzen Entwickelung, war doch noch keineswegs so ausgebildet, daß sie dem frei natürlichen Bildungselemente, vor allem dem bürgerlichen und nationalen, schon seine volle, würdige Gestalt hätte geben können. Das sittliche Bewußtsein, statt zur Vollständigkeit seiner bestimmten und mannigfachen menschlichen Aufgaben entwickelt zu sein, war noch einseitig in die dogmatisch religiöse Schale eingeschlossen, und noch unentwickelter war ebendeshalb das Bewußtsein der vollen und natürlichen Rechtsbedingungen. Das religiöse Centrum und die verschiedenen Seiten der frei natürlichen Ausbildung als dieser äußeren Peripherie fielen noch einseitig auseinander und diese letztere mußte sich eben deshalb in einseitig natürlicher, selbstisch materieller und weltlicher Art ausbilden. So ist auch Jean Pauls Dualismus und Negativität auf diese noch unvollkommene Form der christlichen Wahrheit zurückzuführen; er hat bei allem Modernen doch wieder etwas Mittelalterliches, er hat den Geist des Christenthums, dem der Dualismus fremd ist, noch nicht in seiner Reinheit erfaßt.

Kurz nach dem Erscheinen der Planck'schen Schrift wurde dieselbe, wie bereits angedeutet, von Fr. Vischer in ebenso geistvoller als gründlicher Weise besprochen.[1]) Auch Vischer geht davon aus, daß unsere

1) Blätter für literarische Unterhaltung. Sept. 1868. Wiederabgedruckt in: Kritische Gänge. Neue Folge 2. Band, 6. Heft. 1873.

neuere Literaturgeschichte noch eine sehr empfindliche Lücke habe, da uns noch eine unparteiische, gründliche Analyse Jean Pauls fehle. Formlos durch und durch, sagt er, ein Tragelaph neben den graden Gestalten unserer Klassiker, ist er doch viel zu bedeutend, um eine tiefe, eingehende Zergliederung nicht zu verdienen. Er ist ein Kauz, ein Narr und doch ein Fürst an Geistesmacht, unendlich reich an Kräften. Er kann und will ihre Fülle nicht beherrschen, aber sie ist vermöglich genug, um manchem Schlucker, der mit einem „Pah" glaubt über ihn weggehen zu dürfen, noch mit einem ansehnlichen Kapital aushelfen zu können. Er ist eine historisch merkwürdige, integrirend in den Gang unserer Literatur sich einfügende Gestalt. In ihm erstieg die Sentimentalität ihren Gipfel; diese weltflüchtige Stimmung schlug aber sofort in den Humor um. Welche Schärfe des Blickes in die Wirklichkeit, ruft Vischer aus, welches Falkenauge, welche schneidende Sachlichkeit, solange Jean Paul mit festem Fuß auf dem Boden steht. Welcher Reichthum an Witz, an Gleichniß, an Phantasie, an Ironie, an Humor! Doch gewiß ungleich voller als bei den englischen Humoristen sprudelt in Garben von Strahlen der gedrängt aufschießende Quell. Freilich ohne Haushalt, freilich überfruchtet und doch auch gesucht, gemacht; aber wir reden von der Gabe an sich, und niemand kann ihre Fülle bezweifeln. Seine Formlosigkeit ist belehrende Erscheinung einer alten deutschen Unart; ein Fischart steckt in uns allen; der schnurrige Mainzer und Jean Paul werden sich lustig begrüßt haben im Elysium, auch zwischen Albrecht Dürer und Jean Paul besteht mehr als Vetterschaft. Es ist ein Unglück, daß man die Geduld nicht mehr hat, die wunderlichen Erzeugnisse des Querkopfs zu lesen, während er doch der rechten Kritik auf Grund vollständiger Lektüre so sehr bedürfte.

Der Hebel, mit dem es gelingt, den Stein vom Geheimniß Jean Pauls zu wälzen, ist allein die Philosophie; niemand aber ist besser damit ausgerüstet an sein Werk gegangen, als Planck. In seinem Buche ist durch ungewöhnliche Gedankentiefe und eine theilweise wohl beschwerliche und gewaltsame, im übrigen aber wahre, sachgetreue Dialektik der erste große Schritt gethan, sagt Vischer mit unbegreiflicher Bescheidenheit, eines der verwickeltsten Phänomene unserer Literatur zu begreifen. Seine Ableitung von Jean Pauls Eigenthümlichkeit aus seiner Zeit ist eine Entdeckung zu nennen, nur ist sie zu begrenzt, um alles zu erklären.

Zwiespältige Geister wird es immer geben, auch in wohlbestellten öffentlichen Zuständen. Planck hätte von der Natur des Humors ausgehen und dabei namentlich die Natur der Sentimentalität als des einen Pols von Jean Pauls Humor untersuchen, dann hätte er zeigen sollen, wie leicht dieser überhaupt im Subjektiven, im endlosen Herüber und Hinüber der Contraste stecken bleibt, und hierauf erst, wie viel leichter das geschehen konnte in der Enge und Kläglichkeit der damaligen politischen und socialen Verhältnisse. Es liegt in der Natur des Humors, daß er vom eigenen Ich ausgeht, die Widersprüche sich zum Bewußtsein bringt, womit die eigene Persönlichkeit behaftet ist, dann auf die Welt hinausblickt und in ihr das auseinanderlegte Bild des selbsterlebten Conflikts erkennt: der Widerspruch im Ich und der Weltwiderspruch sind einer und derselbe. Aber der Humor könnte und sollte zur Versöhnung des Ich mit sich und der Welt fortschreiten und immer noch Humor bleiben. Er soll objektiv werden; der Humorist soll frei den Narren zeichnen, der er selber gewesen. Jean Paul schreitet im ganzen und großen nicht zu dieser Freiheit fort; sein Humor bleibt pathologisch; nur in der Idylle kennt er Versöhnung und Objektivität, ein stärkerer Anlauf gelangt nicht zum Ziele.

Bei dieser Darlegung Vischers möchten wir gegen eines Einspruch erheben. Er tadelt an Planck, daß dieser Jean Paul aus seiner Zeit, aus den damaligen öffentlichen Zuständen abgeleitet; er hätte vielmehr vom Wesen des Humors ausgehen sollen. Allein in Vischers Aesthetik ist uns ja Jean Paul und der Humor auch als ein Produkt der grade so und nicht anders gearteten Zeit erschienen; und es ist in der That von vornherein wie von jedem großen Geiste so auch von Jean Paul kaum denkbar, daß er zu irgend einer beliebigen Zeit gelebt haben könnte. Wir dürften daher Planck nicht sowohl deshalb tadeln, daß er überhaupt von der Zeit ausgegangen, sondern wir müßten wünschen, daß er nicht bei den „öffentlichen Zuständen", bei der Politik, dem Nationalen dieser Zeit stehen geblieben wäre, sondern sich auf den universelleren, kosmopolitischeren Standpunkt gestellt hätte, daß er das Nationale nicht als das Treibende, sondern als etwas Zweites, Abgeleitetes angesehen hätte. Dies hat Planck allerdings am Ende seines Buches gethan. Er beantwortet da ausdrücklich die Frage, was denn der letzte Grund jener Schwäche selbst war, an der die Deutschen so lange gekrankt,

und findet die Antwort in der damals noch unvollkommenen Form der christlichen Wahrheit. Allein diese nachträgliche Erklärung, die auch von Vischer nicht in Betracht gezogen wird, verändert nicht den Standpunkt, von dem aus Jean Paul in der That dargestellt worden und der auch im Titel des Buches: „Jean Paul im Lichte unserer nationalen Entwickelung" angegeben ist. Wir dürfen daher mit Recht Planck an Mundt anschließen und beide den Metaphysisch-Aesthetischen entgegenstellen.

Bei den Literarhistorikern Kurz, Hettner und Schröer, welche wir jetzt folgen lassen, erkennen wir ohne Mühe, in welchen Punkten sie die Resultate all dieser Vorgänger, die zum größten Theil Philosophen waren, in ihre Darstellungen aufgenommen haben.

Wie man auch über Jean Paul urtheilen mag, sagt Kurz,[1] es werden selbst diejenigen, die ihm am meisten abgeneigt sind, gestehen müssen, daß er ein poetisches Talent ersten Ranges war; aber auf der andern Seite müssen auch seine entschiedensten Verehrer zugeben, daß seine Schriften im ganzen nicht den wohlthätigen Eindruck hinterlassen, der mit einem Kunstwerk nothwendig verbunden sein muß. Es fehlt ihm dazu an festem, durchgebildetem Geschmack, an Mäßigung und an der Kunst, die Einzelheiten zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden. Seine größeren Schriften erscheinen demnach durchaus als künstlerisch verfehlte, und je breiter sie angelegt sind, desto weniger können sie befriedigen. Wenn man sie jedoch für das nimmt, was sie in der That sind, für kleine an einander gereihte Aufsätze, die man aus ihrer willkürlichen Verbindung losreißen muß, um ihren ganzen, hohen Werth zu erkennen, so wird man nicht blos die tiefpoetische Seele des Dichters verstehen, sondern auch seine hohe Kunst bewundern lernen. Jean Paul hat sein Talent verkannt, daß er sich zum epischen Roman wandte; er hätte sich auf die Idylle beschränken sollen. In dieser ist er vollendeter Meister. Er kennt das menschliche Herz und dessen geheimste Empfindungen, er kennt insbesondere das Volk und seine unergründliche Gemütstiefe; außer Pestalozzi hat niemand die Tüchtigkeit des Volkes so wahr dargestellt. Daß er zum Idyllendichter geboren war, dies zeigt sich auch darin, daß er die Natur mit ganzer Seele liebte und verstand. Kann einer der Dichter des Früh-

---

1) Geschichte der deutschen Literatur u. s. w. Leipzig 1851, 53—58.

lings genannt werden, so ist er es; aus seinen Schilderungen träufelt ein ganzer Blütenregen auf uns herab, weht uns ein ganzer Frühlingshimmel entgegen. Eben so bedeutend aber ist in ihm das komische Element; es ist wohl kein Dichter zu nennen, der ihm an Reichthum des Witzes und an wahrer Ironie gleichgestellt werden könnte.

Aehnliches finden wir bei Hettner. Dieser klagt,[1]) wie dies auch Planck und Vischer gethan haben, daß Jean Paul, einst der angebetete Liebling aller Kreise, jetzt fast völlig vergessen ist, daß man ihn nicht mehr liest, sondern nur blind, ohne Verhör verurtheilt und bespöttelt. Es ist ungerecht, sagt er, der einseitigen Ueberschätzung eine eben so einseitige Unterschätzung entgegenzustellen, denn Jean Paul ist ein würdiger Sohn seiner großen Zeit und er hat tief und redlich theilgenommen an ihren tiefen Bildungskämpfen. Er ist durchaus ein Kind der Sturm- und Drangperiode. Gleichwie in den ersten Schriften Göthes und Schillers, so findet sich auch in den seinen die scharfe und rückhaltslose Gegenüberstellung der Wirklichkeit und des gährenden, inneren Unendlichkeitsgefühls, jenes tiefe, grüblerische Weh über den tragischen Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen den Forderungen des überquellenden warmen Herzens und der undurchbrechbaren Enge und Kälte der widerstrebenden Weltverhältnisse. Allein seine Stellung ist eine durchaus gesonderte. Er versöhnt sich nicht mit der Wirklichkeit und doch liebt er sie. Von den zwei Seelen, die in seiner Brust wohnen, sucht sich die eine in süßlicher Sentimentalität über die Enge der Menschennatur hinweg zu schwärmen und in ungestillter Sehnsucht sich nach dem erträumten Wunderland des schrankenlos verwirklichten Ideals zu flüchten, die andere aber versenkt sich mit liebevoller und gemütstiefer Hingebung in alle großen und kleinen Freuden irdischer Beschränktheit. So bleibt in ihm sein ganzes Leben hindurch ein ungelöster Widerspruch: er ist Idealist und Realist zugleich, aber er weiß nur mit beiden Standpunkten abzuwechseln, nicht den einen durch den andern zu begrenzen und zu ergänzen. Demgemäß zerfallen auch seine Schöpfungen in zwei Gruppen.

Der sentimentalen Seite gehören die Romane an. Nach dem Vorgange Plancks findet Hettner in ihnen nicht Stillstand, sondern

---

1) Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. 3. Theil. Braunschweig 1870.

Fortbewegung und Vertiefung des Problemes, sie sind für die Erkenntniß der Bildungsgeschichte des Dichters von der größten Bedeutung. Allein es ist überall nur Streben, nur Anlauf, nur geniales Erkennen und Aufstellen des Zieles, es fehlt die letzte lösende Antwort. Nicht ohne inneres Widerstreben können wir uns jetzt in sie hineinleben; auch ihr Stil ist zopfig und manierirt, sie sind bei all dem Herrlichen, das sie enthalten, unrettbar veraltet. Ganz anders ist es mit den Idyllen. Hier ist Jean Paul ein unvergleichlicher humoristischer Genremaler; ein Idyllion wie Fixlein ist ein Juwel nicht blos unserer, sondern aller Literatur. Die Idyllen sind die reinste und herzgewinnendste Seite des Dichters; durch diese ureigen volksthümlichen Gemälde wurde er in der That eine sehr wirksame Ergänzung Göthes und Schillers.

Auch nach Schröer endlich enthalten[1]) Jean Pauls Werke einen Nationalschatz dichterischen Lebens, der noch lange nicht gehoben ist und den die Oberflächlichkeit des flüchtig fortlebenden Tages bei seiner Tiefe und bei seinem Reichthum leicht zu gering anschlägt. Es darf nicht zugegeben werden, wenn die Flachheit beschränkter Verstandesmenschen ohne Idealität und höhere Gesinnung, auf irgend ein scharfes Urtheil von Autoritäten hin, sich berechtigt glaubt, über Jean Paul wie über einen Zwerg hinwegzusehen, als ob derselbe, wenn seine Gedankenreihen nicht in disciplinirter Schlachtordnung auftreten, mit der ungebildeten Oberflächlichkeit irgend eines ephemeren Feuilletonisten zusammenzustellen sei. Jean Paul ist der Dichter der Idylle kleinstädtischen Lebens, die freilich oft bis zur Tragödie weit hinausgreift über die Grenze, die sonst dieser Dichtungsart zugemessen ist. Er wird wohl selten neben Hebel genannt und steht ihm doch so nahe. Hebel wußte die ländliche Natürlichkeit, Jean Paul das kleinstädtische Leben in Poesie zu verwandeln. Hebel schloß sich an Voß an und setzte ihn fort, Jean Paul an Hippel. Erinnerungen an das Jugendleben machten Hebel zum Dichter, Jean Pauls ganzes Dichten läßt sich bezeichnen als Verklärung des Empfindungskreises der Jugend.

Es erübrigt noch die Betrachtung der dritten und letzten, sich um Gottschall scharenden Gruppe. Wie Vischer in Laube, so hat Gottschall in Wolfgang Menzel und O. L. B. Wolff seine Vorgänger.

---

1) Die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts. Leipzig 1875.

Ersterer [1]) führt Jean Paul unter den Dichtern der Sturm- und Drangperiode auf und zwar in der „die sittliche Erstarkung" überschriebenen Unterabtheilung. Er erklärt für das Hauptsächliche an ihm weder seine Thränenseligkeit, noch seinen brillanten Witz, sondern seinen edlen Charakter, seine Seelenhoheit, Seelenschönheit, Seelenunschuld. Er ist ihm einer der reichsten und liebenswürdigsten Geister auf deutscher Erde. Es werden darauf längere Auszüge aus einigen der Werke gegeben, auf eine genauere Motivirung seiner Ansichten läßt sich jedoch Menzel nicht ein.

Auch Wolff [2]) begnügt sich nur mit dem Allgemeinsten. Er findet in dem Dichter, abgesehen von seiner seltenen Genialität, einen so hohen Adel der Gesinnung, eine so unendliche Liebenswürdigkeit und einen so echten und gediegenen Liberalismus, daß wir ihn stets als das Ideal eines wahrhaft deutschen Charakters aufstellen und andern Nationen gegenüber mit vollstem Rechte auf ihn stolz sein dürfen. Schiller und Jean Paul werden nach Wolff ewig die beiden Heroen deutscher Poesie bleiben. Ungleich ausführlicher ist Gottschall. [3])

Nach diesem ist Jean Paul von eben so bedeutendem Einfluß auf die Fortentwickelung unserer Literatur als Göthe und Schiller, und nur die ästhetische, vorurtheilsvolle Einseitigkeit kann ihn aus dem Kreise unserer geistigen Potentaten verbannen. Ihm ist Jean Paul die nothwendige Ergänzung von Schiller und Göthe, denn er vereinigte des ersteren sittliche Kraft und des letzteren individuelle Selbstbespiegelung im Brennpunkte seines Humors. Dieser Humor kann mit Recht ein klassischer genannt werden; er versuchte sich zwar nicht an geschichtlichen Problemen, seine Gestalten bewegen sich in engen, persönlichen Verhältnissen, aber der Sinn für große Bewegungen sprach sich bei ihm oft mit einer logi-

---

1) Deutsche Dichtung von der ältesten bis zur neuesten Zeit. 3. Band. Stuttgart 1859. Die Darstellung von Menzels bereits 1828 (die deutsche Literatur. 2. Theil. Stuttgart) veröffentlichter Auffassung Jean Pauls liegt außerhalb des Rahmens unserer Aufgabe. Nur so viel soll bemerkt werden, daß er da nicht nur ungleich ausführlicher, sondern auch ungleich tiefer über den Dichter redet; er ist unseres Wissens einer der ersten, welche die Doppelnatur des Humors, von der Vischer, Lazarus u. a. sprechen, erkannt haben.

2) Allgemeine Geschichte des Romans. Jena 1841.

3) Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. 1. Bd. 3. Aufl. 1872. (1. Aufl. 1855.)

schen Kraft und Weihe aus, mit einer Tiefe des Blicks und grandiosen Macht des Ausdrucks, daß er hierin an Schillers sittliche Energie erinnerte. Mit Göthe aber hat er das liebevolle Versenken in die innere Entwickelung der Persönlichkeit und den aufgeschlossenen Sinn für das Leben der Natur gemein. Doch das Ziel seiner Bildung war weder das ethische Schillers, noch das ästhetische Göthes: es war das subjektivste, die innere Harmonie des Gemütes. Was bei Schiller der Wille, was bei Göthe die Anschauung, das war bei Jean Paul die Empfindung. Er tauchte das Universum unter in ihre Tiefen. Er war Antipode der antiken Bildung, allein diese hatte bei unsern Klassikern zahlreiche Mißgriffe im Stoff und commentarbedürftige Wendungen in der Behandlung zur Folge. Ihnen gegenüber wandte sich Jean Paul dem modernen Leben zu. Dies erfaßt er nach allen Richtungen hin, mit einem frei darüber schwebendem Geiste, der seine selbständige Kraft aus den Tiefen des Gemütes und dem in ihm stets lebendigen Ideal der Humanität zog. Diese Humanität wurde bei ihm zur Gesinnung und seine Weltverbesserung hatte keinen andern Mittelpunkt als das Herz. Ihn beseelte eine unbegrenzte Liebe für die Armen, für die Zurückgesetzten. In das beschränkteste Leben versenkte er sich mit unendlichem Gefühle, in dieser Kleinmalerei ist er unübertrefflich. So ist er unser größter Idyllendichter; ja wir suchen in der Literatur aller Zeiten vergebens nach einem Nebenbuhler. Das Grundthema seiner größeren Romane, der Quellpunkt seines Humors ist der Conflikt zwischen Ideal und Wirklichkeit. Der Hesperus ist allerdings das barockste Werk der neueren deutschen Literatur; allein wie Werther die concentrirte Empfindung darstellt, so stellt der Hesperus die expandirte Empfindung dar, welche alle Lebensverhältnisse umfaßt, und er bleibt für seine Gattung eben so typisch wie Werther für die seinige. In ihm finden sich die schwunghaftesten Hymnen des Naturkultus, welche die deutsche Literatur kennt, und wodurch alle metrischen Naturdichter in Schatten gestellt werden. Der Titan vereinigt Faust und Meister, denn er zeigt sowohl den Untergang menschlicher Selbstüberhebung wie das glücklich erlangte Resultat harmonischer Bildung. Die sittliche Beschränkung und das ewige Maß rächen sich an ihren Verächtern — ein Gedanke, den in dieser Tiefe kein anderer deutscher Dichter durchgeführt hat. Um Charaktere wie Schoppe und Roquairol zu zeichnen, dazu fehlte es sowohl Göthe

wie Schiller an der innersten Vertiefung in das moderne Leben. Es giebt wenig deutsche Werke, welche an Großartigkeit der Intentionen, meisterhafter Gruppirung der Charaktere und künstlerischer Ausführung des Grundgedankens den Vergleich mit diesem Werke aushalten. Alles in allem: das Gesammtbild Jean Pauls zeigt uns eine der vielseitigsten, bedeutendsten Persönlichkeiten unserer Literatur. Er hatte das Zeug dazu, das Göthe und Schiller fehlte, ein deutscher Shakespeare zu werden, ein Dichter, dem er an Originalität der Weltanschauung, an tiefen Griffen und Blicken in das Leben, an universellem Humor, glühender Phantasie und unbegrenztem Reichthum an Bildern und Witz eben so verwandt, wie durch die eine große Kluft entfremdet ist, daß er für diesen Reichthum keine volksthümliche Kunstform und für das geschichtliche Leben wohl in seiner Begeisterung, doch nicht in seinen Schöpfungen Raum fand. Er hat alle Kreise des modernen Lebens der Dichtung erobert. Göthe blieb aristokratisch und exclusiv, wo Jean Paul demokratisch wurde. Dieser ist daher der Vater der modernen Poesie. Die Humanität, den heiligen Graal unserer klassischen Tafelrunde, das Centrum der Herder'schen Wahrheit, der Göthe'schen Schönheit, der Schiller'schen Freiheit, hat er in die unendlichen Tiefen des deutschen Gemütes hineingearbeitet.

Johannes Scherr und Berthold Auerbach, welche wir hieran anschließen, sind keineswegs so unbedingte Enthusiasten wie Gottschall; sie stimmen aber mit ihm doch im Hauptpunkte überein.

Allen Werken Jean Pauls, sagt Scherr, [1]) mangelt innerlich die Gesundheit, denn alle seine Gestalten sind von der Krankheit am Irdischen, so zu sagen von einer geistigen Schwindsucht befallen. Seine aus Regenbogenfarben gewobene dichterische Welt hängt in der Luft. Der Mangel an Realismus beeinträchtigt die Form in einem Grade, daß auch der Inhalt darunter leidet. Jean Pauls Poesie ist durchweg lyrisch verschwommene Farbenpoesie und alle ihre Mondscheinlandschaften, Blütenstaubwolken, Blumenthränen und Nachtigallenklagen können den Mangel an plastischer Gestaltung nicht ersetzen. „Aber willst du dich", fährt Scherr fort, auf den Flügeln der Phantasie zu den rothen Abend-

1) Allgemeine Geschichte der Literatur u. s. w. Stuttgart 1851.

wollen deiner hinabgesunkenen Jugend erheben, Jean Paul wird dich führen; weinst du einsam in deiner Kammer, Jean Paul schleicht sich zu dir und sagt: Ich komme mit dir zu weinen! Hat dich die Welt verwundet und verbittert und die Glut der Begeisterung in dir erstickt, so sucht und findet Jean Paul in der Asche eines ausgebrannten Herzens den letzten halbtodten Funken und facht ihn wieder zur hellen Liebesflamme an.

Auerbach ließ sich bei Gelegenheit von Jean Pauls hundertjähriger Geburtsfeier über den Dichter vernehmen.[1]) Auch er beginnt, grade wie Scherr, skeptisch und kritisch und endigt panegyrisch. Er erklärt das Jubeljahr Jean Pauls für eines der lehrreichsten Beispiele, daß aller Reichthum des Geistes und alle Fülle der Empfindung nicht ausreicht, um die nachfolgenden Geschlechter in gleicher Dankbarkeit festzuhalten. Das einzig Dauernde im Gebiete der Kunst ist das einfach Schöne, an sich Wahre und Gesetzmäßige. Geist, Gemüt und Phantasie Jean Pauls waren ergiebig genug, um ihn dahin zu stellen, daß er in der Reihe der Heroen, mit Lessing, Schiller und Göthe genannt würde. Er hat es aber nicht erreicht, weil ihm die ordnende Oekonomie der Kunst gebrach. Dem Humor ist viel gestattet, aber eines ist doch ausgenommen, die Anarchie. Jean Paul ist der Dichter der freiesten Laune, des souverän spielenden Humors, er ist aber auch der Dichter der Launenhaftigkeit. Er überrascht uns beständig damit, daß er plötzlich eine Willkürlichkeit, eine Anomalie, ein Wunder bietet, daß der Rhythmus des geraden Ganges plötzlich unversehens abbiegt; er löst alles auf, er geht so weit, den geraden Bestand und Eindruck so auseinander zu legen, daß nichts Festes, Einfaches mehr bleibt. Ueber das Wesen der Kunst hat neben Lessing, Schiller und Göthe niemand intimer aus dem innersten Schaffensgrunde geschöpft als Jean Paul. In seinen eigenen Werken jedoch hat er nicht vermocht, mit dem Maße des Gesetzes auszuscheiden, was willkürlich in momentanem Belieben angehängt ist; er hat darum das eigentliche Werk in den überwuchernden Ranken verdeckt und erstickt. Wie groß ist daher das Einzelne bei Jean Paul und wie klein das Ganze, wenn man den Inhalt eines Werkes nackt ablöst. Aber auch im einzelnen

---

1) Deutsche Blätter 1863 No. 12, wiederabgedruckt in „Deutsche Abende.“ Neue Folge. Stuttg. 1867.

empfindet man oft mit Schmerz, daß der Dichter nicht die Resignation hatte, seine Ueberfülle zu beschränken. Die kleinen, unscheinbaren, zum Theil vom Dichter selbst gering gehaltenen Bilder, wie der vergnügte Schulmeister Wuz, Quintus Fixlein, Siebenkäs, die bleiben, während die Werke voll Schönseligkeit, in denen es eigentlich nie heller Tag ist, sondern nur immer das Morgenroth oder das Abendroth wunderbare Reflexe wirft, wohl für den Geschichtschreiber von Bedeutung bleiben, um die Stimmung der Zeiten daran zu erkennen, der Nation als solcher aber sich immer mehr entfremden. Aber auch der Kulturhistoriker findet, von Stimmungen abgesehen, keine festen Abbilder des Zeitlebens in Jean Paul; es fehlt das Centrum des Nationallebens. Die Zeit und das Land, in welchem Jean Paul lebte und dichtete, waren noch nicht reif für den Humor, und noch nicht freigegeben für die dichterische Fixirung des Realen.

Durch alles dies ist allerdings ein Antiquiren seiner Dichtungen bedingt. Allein man wird leicht bis zur Ungerechtigkeit scharf gegen Jean Paul, wenn man ihn vom künstlerischen Standpunkte aus betrachtet. Es muß dem heutigen Geschlechte gesagt werden, daß es sich vielfach an Jean Paul versündigt, vor allem durch Nachsprechen der zum gesellschaftlichen Konversationsgebrauche hergerichteten literargeschichtlichen Urtheile. Es muß ihm zugerufen werden: Lerne die Schwierigkeiten und Absonderlichkeiten Jean Pauls überwinden, und du wirst keines seiner Bücher weglegen, ohne ein besserer Mensch geworden zu sein. Manches Wort wird dir ins Gewissen dringen und dich zur ehrlichen Selbsterkenntniß erwecken. Vor allem muß unser heutiges Geschlecht, und zumal die Frauenwelt, wieder lernen, beim Momente zu verweilen, nicht immer von Effekt zu Effekt zu haschen. Eine erneuerte Lektüre Jean Pauls ließe vielleicht ein Heilmittel gegen diese Verflatterung in bloße Aeußerlichkeit gewinnen. Deutschland hat in Jean Paul nicht nur einen seiner reichsten Dichter, aus dessen Schriften sich ein Codex höchster Lebensweisheit ausziehen läßt, er war auch ein Patriot und Freiheitskündiger, dem keiner voransteht. Er hatte einen tiefen Naturlaut, der nicht verkannt werden darf, weil er ihn nun einmal in seiner Weise, mit allerlei Coloraturen verziert, ertönen läßt. Er hatte das Uhlandische Herz für das Volk, für die Gleichheit vor dem Gesetze, für die Freiheit und Unabhängigkeit, und, was noch mehr als alles dies, er hatte die volle,

unerschöpfliche Menschenliebe, die thätige, reine und treue, die nicht wählerisch fragt, ob sie auch richtig erkannt und gewürdigt werde. Deutschland hat größere Dichter als Jean Paul, aber er steht in der ersten Reihe seiner edelsten, vorurtheilsfreien und liebethätigen Menschen.

An Auerbach, Scherr und Gottschall ist Robert Zimmermann anzureihen. Wenn er auch von ganz andern Gesichtspunkten ausgeht, so kommt er doch zu denselben Resultaten. Die Natur seines Werkes [1]) bringt es mit sich, daß er ausschließlich vom Humor überhaupt redet, wir haben jedoch keinen Grund zu der Annahme, daß er nicht in Jean Paul den großartigsten Vertreter desselben gesehen. Er behandelt den Humor in dem Abschnitt vom socialen schönen Fühlen, welches zuletzt die Humanitätsgesellschaft, die Republik der schönen Seelen hervorbringt. Diese Humanitätsgesellschaft ist eine Familie gefühlvoller, liebender, Frieden und Versöhnung trotz jedes Anscheins des Gegentheils stiftender Geister. Der Humor stellt die Eintracht der Fühlenden durch den Schein ihrer Zwietracht her. Der Humorist weiß, was der andere fühlt. Er stellt sich aber, als verstände er ihn nicht und glaube, jener fühle im Grunde das Entgegengesetzte; er richtet also seine Gefühlserscheinung nach diesem seinem scheinbaren Mißverständniß des andern zu dessen größtem Verdrusse ein: jedoch zu keinem andern Zwecke, als damit der andere am Schlusse desto deutlicher inne werde, der Humorist sei von Anfang an mit ihm eines Sinnes gewesen. Seinen scheinbaren Mangel an Mitgefühl sieht der Humorist von andern meist durch wirklichen Mangel an solchem vergolten und die Klage über Verkennung ist ihm nur allzu geläufig. Indem er so, bei seiner Bemühung, Eintracht zwischen sich und dem andern herzustellen, immer auf Zwietracht stößt, bemächtigt sich seiner ein unendlicher Schmerz, den man „Weltschmerz" genannt hat, der aber eigentlich nur der Verdruß ist, seine Gefühle dem andern nicht verständlich machen zu können. Der Humor ist, heißt es am Schluß zusammenfassend, trotz allem Anschein des Gegentheils unversiegbares Mitgefühl; er erzeugt das Bild eines Gemüts, das in jeder seiner Aeußerungen mit seinen Vorbildern einstimmig, d. h. ästhetisches Gemüt, schöne Seele ist, er erzeugt das Bild des socialen schönen Fühlens, des humanen Gemüts.

1) Allgemeine Aesthetik. Wien 1855.

In der neuesten Zeit hat auch Julian Schmidt in einem Aufsatze über Auerbach seine Stimme für Jean Paul erhoben.[1]) Er geht davon aus, daß Auerbach mit keinem unter allen Schriftstellern unserer Vergangenheit eine so ausgesprochene Verwandtschaft habe als mit Jean Paul und er klagt, daß letzterer nicht mehr so gewürdigt werde, wie er verdiene. Seine Sprache erfordere eine größere Geduld als wir in unsern Dampfzügen auftreiben können; er werde wenig mehr gelesen und man spreche am liebsten fertigen Urtheilen nach. Das durchschlagende Urtheil sei das von Gervinus geworden. Dieser hebe mit großem Scharfsinn die Schwächen des Dichters hervor, aber dabei bleibe er stehen; was bei Jean Paul der Kern des Wollens war und wodurch er wirkte, das zu untersuchen habe er sich nicht die Mühe gegeben. Nach Julian Schmidt ist das Grundstreben des Dichters nicht ein episches, sondern ein ethisches, oder, wie er es genauer ausdrücken will: „Jean Paul hielt für das wahre Element aller echten Poesie das ethische." „Nicht als hätte er Moral predigen wollen", fährt Schmidt fort, „aber er betrachtete als seine Aufgabe, die wirksamen ethischen Mächte des Lebens zu analysiren, die Gesetze des Willens im Individuum mit den Gesetzen des Willens in der Gattung in einen organischen Zusammenhang zu bringen. Demgemäß unterscheidet er sich insbesondere darin von seinen Zeitgenossen, daß er die Kulturbewegungen des Tages aufmerksam verfolgt; über die Fragen der Erziehung, über die Stellung der Kirche zum Staat, über den deutschen Patriotismus und den Gegensatz zu Frankreich hat er sich wiederholt warm und geistreich ausgesprochen, wenn ihm auch ein unmittelbares Eingreifen nie recht gelingen wollte. Wie in seinen Romanen, so arbeitet er freilich auch im Gebiete des eigentlichen Denkens mehr als billig nach Aufzeichnungen, nach Excerpten; allein es ist Uebertreibung, wenn man in ihm nur den Empiriker gelten lassen will: er hat Jacobi, Herder und Fichte gründlich studirt und Proben abgelegt, daß er manche Hauptpunkte gut verstand." Von den Helden seiner Romane giebt Schmidt offenbar im Hinblick auf Gervinus zu, daß sie in ihrer Natur etwas jugendlich Ueberschwängliches haben, das der Zucht widerstrebt. Aber, fährt er fort, sein Ausgang war keineswegs sein

1) Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit. Vierter Band. Charakterbilder aus der zeitgenössischen Literatur. Leipzig 1875.

Ziel: er hielt es nicht für den Zweck des Lebens oder der Dichtung, Kindheit und Jugend gewähren zu lassen, er wollte sie vielmehr zu fester und gegründeter Männlichkeit erziehen. Was die Form seiner Dichtungen betrifft, so kommt bei ihm die Gesammterscheinung, namentlich wenn man die Nebenfiguren genauer ansieht, recht gut heraus.

Gelzer und Eichendorff, die letzten, welche für uns in Betracht kommen, gehen beide von religiösen Gesichtspunkten aus. Sie rühmen beide Jean Pauls Humanität, beklagen aber, wie dies der ordentliche Christ allerdings consequenterweise thun muß, daß der Dichter nicht auf dem Boden der positiven christlichen Offenbarung stehe; der katholische Eichendorff ist dabei noch consequenter als der protestantische Gelzer.

Nach letzterem [1]) ist der Humor bei Jean Paul nur ein untergeordneter Versuch, sich der Macht der äußeren Welt durch ein scherzendes Hinweghüpfen über dieselbe zu entziehen, die Humoristik geht bei ihm nur als ein freies, das Leben belächelndes Spiel neben der Idee her, die seinen wichtigsten Schriften als gemeinschaftlicher Charakter innewohnt. Diese aber ist nichts anderes als: Erweckung und Verherrlichung des religiösen und sittlichen Sinnes. Jean Paul steht als begeisterter Verkündiger der Religion durch die Poesie für alle Zeiten bedeutungsvoll in unserer Literatur da; seine größte Geisteskraft setzte er zeitlebens an die Verherrlichung jener unvergänglichen Gedanken: Gott, Unsterblichkeit, Ewigkeit, Freiheit, Sittlichkeit. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß er mit den meisten seiner berühmten Zeitgenossen auf einer Bahn wandelte, abgewendet von dem Borne, aus welchem die Vorzeit Nahrung der Seele geschöpft. Das religiöse Moment tritt bei ihm nicht als positive christliche Offenbarung, nicht in der bestimmten geschichtlichen Gestalt des kirchlichen Glaubens auf. Allein der lebendige innere Einfluß jener ewigen Religion ist in seinem Herzen nie untergegangen; er rührt in seiner Würdigung des Lebens oft so nahe an den Mittelpunkt der christlichen Heilswahrheit, daß man zu dem Zweifel hinneigen könnte, ob ihm je von dieser Seite wahrhaft die Hand geboten wurde zu tieferem Verständniß. Einer erkalteten, glaubensarmen Zeit trat Jean Paul mit einem Herzen voll des innigsten Gottesgefühles

---

1) Die neuere deutsche Nationalliteratur nach ethischen und religiösen Gesichtspunkten. Leipzig 1858.

entgegen; wo er von diesem Heiligsten spricht, vernimmt das rein gestimmte Ohr Anklänge einer überirdischen, ewigen Wahrheit und Beseligung. Oder, wie es an einer andern Stelle heißt: Jean Pauls tiefe Wirkung beruht eben darauf, daß ein Geist, wie der seinige, in der Schule des philosophischen Denkens wohl geübt und zugleich mit poetischer Schöpferkraft reich begabt, aus seinen Schriften die reinere Welt eines religiös erhobenen Daseins wie einen ersehnten Frühling hervorgehen ließ.

Mit Göthe hat er gemein, die Menschheit nach allen Seiten hin darzustellen; aber unähnlich ist er ihm darin, daß er seine Werke nicht nur als ästhetische Mittel der Selbstbildung, als verhüllte Bekenntnisse eigener Erlebnisse betrachtete. Ihn erfüllte vielmehr das rege Bewußtsein einer sittlichen Bestimmung im Dienste seines brüderlichen Geschlechtes, mit dem ernsten Bemühen, all seine Begabung nur den ewigen Anliegenheiten der Menschen zu widmen. Bei seinen Schöpfungen dachte er am liebsten an die Trostbedürftigen, an Arme und Verlassene; er ist im edelsten Sinne der Dichter-Tribun der unverschuldeten Armut. In dieser ihn nie verlassenden Milde steht er hoch über der feigherzigen Kälte, mit welcher Göthe in seiner antiken, mittleren Periode dem Elende als dem Unschönen aus dem Wege zu gehen suchte. Wie im W. Meister das Künstlerische, so herrscht in der Unsichtbaren Loge das Sittliche vor. Im Titan blieb Jean Paul nicht, wie Göthe im Faust, bei der Darstellung der menschlichen Höhen und Untiefen stehen, ihn treibt es, das ethische Gericht nicht dem Gefühle des Lesers allein zu überlassen, er spricht es in der Geschichte selber aus, durch den Untergang des dämonischen gefallenen Menschen und die Läuterung seines Helden. An innerer Begabung und an Umfang des Wissens, sagt Gelzer zuletzt, war Jean Paul den beiden Dichter-Fürsten Göthe und Schiller zum mindesten ebenbürtig, dem letzteren sogar weit überlegen; wenn ihm dessenungeachtet die Anerkennung der Nation durchaus nicht in dem Maße wie jenen beiden zu Theil wurde, so haben wir den entscheidenden Grund dafür wohl hauptsächlich in dem Unvollendeten und Unharmonischen der Form zu suchen. Selten durchdringen sich bei ihm Gehalt und Form, selten Ernst und Scherz in reinster, glücklichster Vermählung; nur zu oft stört uns neben dem Innigen und Erhabenen das Unschöne und Widerwärtige.

Nach Eichendorff[1]) lebte der Dichter in einer Zeit, in welcher das positive Christenthum, unter den Gebildeten wenigstens, so gut wie abgethan war. Die eben so wissensreichen als glaubensarmen Geister mußten daher auf eine Restauration in anderem Wege, auf eine Surrogatreligion, Bedacht nehmen. So erfand man die Humanität, d. h. das in allen anarchischen Uebergangszeiten geltende Recht der Selbsthülfe, wonach die Menschheit ohne höhere Autorität sich aus sich selber durch die bloße Kraft der eigenen Vernunft selig machen sollte. Jean Paul ist der eigentliche Dichter dieser Zeit, der eigentliche Humanitätsdichter. Seine liebenswürdige Natur war allerdings mit einer hervorragenden sittlichen Kraft ausgerüstet und gegen alles Schlechte gewendet, und was ihn von allen Humoristikern des Auslandes unterscheidet, ist der tiefe sittliche Ernst nnd Scharfsinn seines Humors, womit er, anstatt mit den Jämmerlichkeiten bloß geistreich zu spielen, gegen alle Sünden der Zeit unerschrocken die Lanze einlegt. Hiernach durfte er allerdings vor allen andern jenes starke Gefühl haben, das eben die Seele der Humanitätsreligion ist. Allein sein großer Irrthum war, daß er diesen Enthusiasmus für zureichend, das sittliche Gefühl allein schon für Religion hielt. Seine Kleinbürger finden gegen alle Quälereien der Armut und Beschränktheit des Trostes übergenug in ihrer genügsamen Gemütlichkeit, ohne eines positiv-religiösen Glaubens zu bedürfen. Wo gäbe es aber, ruft Eichendorff aus, etwas Unbestimmteres, als diese Doctrin des alleinseligmachenden menschlichen Herzens? Das fühlte auch der redliche Mann gar wohl, fährt er fort, so sehr er sich dagegen sträubte. Daher in allen seinen Schriften die trostlose Wehmut über die Unerreichbarkeit seiner subjektiven Ideale, daher die verzweifelten Luftsprünge seines Humors, womit er über die selbstgefertigten Schlagbäume des Rationalismus hinwegzusetzen versucht.[2]) —

---

1) Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands. 2. Thl. 1861.

2) Von den übrigen der Gegenwart angehörenden Beurtheilungen Jean Pauls führen wir nur noch die von Gräße und Schasler an. Nach ersterem ist der Dichter unvergeßlich, aber oft mißverstanden; seine Hauptfehler sind ihm Formlosigkeit, die sich aber dadurch entschuldigt, daß ihm die Darstellung seines Innern über alles ging, eine gewisse Hast, viel zu schreiben und allzu häufiges Einmischen von gelehrten Brocken, das sich aber aus seiner außerordentlichen Belesen-

Aus dieser Darlegung von Jean Pauls Verhältniß zu unserer Zeit ergiebt sich, daß, wenn wir jetzt seine Stellung den Zeitgenossen gegenüber zu schildern versuchen, nicht nur von seinen Beziehungen zu der Dichtung seiner Zeit, sondern auch von denen zu der zeitgenössischen Wissenschaft, insbesondere der Philosophie zu reden sein wird. Am wichtigsten ist, was die Dichtung betrifft, sein Verhältniß zum Weimarer Musenhofe, vor allem also zu Göthe und Schiller, zu Wieland und Herder. Doch es fehlen einerseits auch nicht Beziehungen zu den Dichtern vor Göthe, zu Lessing, Klopstock, Lavater, Hippel, Thümmel und andern, andererseits zu den Epigonen, nämlich den Romantikern und den jüngeren Talenten überhaupt, sowie auch zum Auslande. Diese Dreitheilung wiederholt sich in ähnlicher Weise bei der Darlegung seines Verhältnisses zu der Wissenschaft seiner Zeit. Dieselbe centrale Stellung, welche unter den Dichtern der Weimarer Kreis, nehmen in der Wissenschaft die Philosophen ein, und was in Weimar Göthe und Schiller, sind für die Philosophie Kant und seine großen Nachfolger Fichte, Schelling und Hegel. Wie da, so wird auch hier ein einleitender und ein abschließender Theil Platz finden: in jenem wird von der Stellung Jean Pauls zu den Vertretern der besonderen Wissenschaften, der Geschichte, der Philologie und den Naturwissenschaften, zu reden sein; den Abschluß wird die Beurtheilung, welche der Dichter in den wissenschaftlichen Zeitschriften und in den Literaturgeschichten seiner Zeit gefunden, bilden müssen.

Allein wir würden, wollten wir uns mit Jean Pauls Verhältniß zu Dichtung und Wissenschaft seiner Zeit begnügen, nur ein unvollständiges Bild von seiner Bedeutung gewinnen. Es ist vielmehr diesen beiden Theilen noch ein anderer vorauszuschicken, worin von dem geredet wird, was er für die allgemein Gebildeten, für die Gesellschaft

---

heit erklärt. Für Schasler (kritische Geschichte der Aesthetik) ist Jean Paul einer unserer genialsten Geister, ein in das tiefe Innere der Dinge sich versenkender, wunderbarer, wenn auch wunderlicher Geist. Er besitzt wahrhafte Tiefe der Intuition und einen merkwürdigen Reichthum eines fast immer substanziellen, aber selten klaren Anschauens; er ist ihm ein wahrhafter Dichter. Vgl. Hamburger Literarische Blätter. 1846. Deutschland. H. X. p. 38. Tzschirners Briefe. p. 100. Berühmte Schriftsteller der Deutschen. Berlin 1854. I, p. 359. J. L. Hoffmann, Vorträge über Jean Paul im Album des liter. Vereins in Nürnberg. 1864. S. 55—209, vor allem aber Arnold Ruge, sämmtliche Werke. Mannheim 1847. Band I. Gustav Kühne, Deutsche Charaktere. IV, 1 ff.

seiner Zeit gewesen und worin das Persönliche mehr in den Vordergrund tritt. Dieser mehr biographische Theil wird zu handeln haben von dem Verhältniß des Dichters zu den Städten, in denen er gewohnt oder in denen er während seiner Reisen seine Triumphe gefeiert hat; wir werden zu sprechen haben von seiner Stellung zu den Höfen und Fürsten, die ihn aufnahmen; es dürfen endlich nicht fehlen die edelsten und bedeutendsten der Frauen, welche ihm ihre Bewunderung, Freundschaft und Liebe geschenkt haben.

Erstes Buch.
Jean Paul und die Gesellschaft seiner Zeit.

I. Abschnitt.
Die Wohnplätze.
Erstes Kapitel.

Schon 1796 hält es Jean Paul im Anschluß an den Rath Franklins, jede Nacht das Bett zu wechseln, für das Beste, alles, Menschen ausgenommen, zu wechseln, zuerst außer dem Hemd die Stube, dann Spaziergänge, besonders aber Städte; ja er empfiehlt, in zwei Städten zu wohnen und zwischen ihnen hin und her zu ziehen.[1]) Es ist, als wenn er sein ganzes Leben hindurch diesen Grundsatz im Auge gehabt, denn von Hof zog er nach Leipzig, von da nach Weimar, dann nach Berlin, endlich nach Meiningen, Coburg, Bayreuth. Noch in Coburg, nachdem er also schon an so verschiedenen Stätten sein Heim aufgeschlagen, wundert er sich, wo er sonst seinen Verstand hatte, daß er sich stets an einen Ort festpichte. Jetzt nagle einen ja Gepäck und Familie ohnehin überall an. Seiner Meinung nach hat ihn Weimar, oder vielmehr, da ja Herder gestorben, dessen auf ewig zugeschlossenes Haus zum ewigen Juden gemacht, der in keiner Stadt lange bleiben kann, sondern der, sobald er ins Kirchenbuch (sein Postbuch) ein neues Kind einschreiben lassen, wieder aufbricht. Allein schon ehe Jean Paul nach Weimar kam,

---

1) Dieser Gedanke findet sich, beinah mit denselben Worten, in einem Briefe an seinen Freund Emanuel und in einem an Oertel. s. Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter. Herausg v. Ernst Förster. München 1863. Band I, pp. 48. 328. Der Kürze wegen sind im Folgenden diese Denkwürdigkeiten mit F. bezeichnet worden.

hat er, wie aus jener ersten Stelle hervorgeht, die Nothwendigkeit des Wechsels erklärt und auch nachdem er Weimar verlassen, sind ganz andere Motive wirksam, als die Sehnsucht nach diesem Ort.

Wir fassen zuerst sein Verhältniß zu Hof ins Auge. Diese Stadt war die erste, welche er überhaupt kennen lernte. Schon als Kind besuchte er häufig seine dort wohnenden Großeltern; das Hofer Gymnasium bereitete ihn zur Universität vor; er kehrte auch, nachdem er diese verlassen, wieder nach Hof zu seiner in Armut und Sorgen da weilenden Mutter zurück. Er hat jedoch fast nie anders als ungünstig von Hof und seinen Bewohnern, natürlich die wenigen dort wohnenden Freunde ausgenommen, gesprochen. Seiner Meinung nach geht er für Hof zu weich, zu verschlossen und mit zu voller Brust herum. Nichts als Härte hat er dem Ort zu verdanken; er lebte da die ersten Jahre ganz allein und verachtet unter Geizhälsen und Kleinstädtern, ja er fand überall Haß. Es ist ihm so oft Unrecht da widerfahren, daß er aus Weimar nicht mehr zurückkehren will, wäre nicht Otto, sein getreuester Freund, in Hof. Dieser soll aber aus der qualmigen Stadt heraus, wo er Schimmel ansetzen muß messerhoch. Dunstig und schwer ist sie, die Bewohner aber sind merkantilisch, verachtend und egoistisch; man muß dem, der ein Buch lesen soll, dasselbe schenken und auch da muß man noch moniren und überlaufen. Könnte denn, ruft der Dichter ein ander Mal verzweifelt aus, Gott nicht Hof zu einer Stadt geschaffen haben, in der man wenigstens nicht des Teufels würde, gesetzt auch, man würde da mehrmals des Henkers!

Eben so wenig gelingt es, auch nur eine Stelle zu finden, in der Jean Paul Leipzig gerühmt hätte. Schon als er da studirte, 1781, war ihm die Stadt einförmig und auch die Umgebung bot ihm nur ein ewiges Einerlei, keine Thäler und Hügel. Bei seinem Aufenthalte in den neunziger Jahren behagten ihm der Tumult und die Zerstreuungen nicht. Die Fluten der Messe, heißt es in einem seiner Briefe, haben mich gegen alles und alles gegen mich getrieben und ich halte eben meinen Kopf wie ein Seehund aus dem Wasser und zieh einmal Athem. Es liest ihn zwar jeder, wie er glaubt, allein er und diese Stadt passen einmal nicht zusammen; die Gegend und die ihr ähnliche Flachheit der Geister treiben ihn fort. Er findet alles klein, sogar die Fehler und im Innern so wenig Erhabenes als in „der äußeren Ebene". Er bedarf

aber eines Ortes, wo seine Seele eine Palästra findet, einen Kampf- und Waffenplatz, Leute, die einen anstrengen und übertreffen. Bei seiner Abreise scheidet er mit kühlem Herzen und die Stadt wird ihm durch die Ferne noch kleiner. Sie ist und bleibt ihm verschraubt; er findet nichts als eine gebohnte und plattirte Gegend und Kaufmannschaft.

Nur eine Familie, die von Chr. F. Weiße, dem Herausgeber vom Kinderfreunde, empfing ihn mit der größten Herzlichkeit. Schon als Student hatte Jean Paul mit Weiße verschiedene Briefe gewechselt und durch seine Fürsprache den Buchhändler Reich für den Verlag seiner Satiren zu gewinnen gehofft. Allein diese Schritte, sich Weiße zu nähern, waren erfolglos: nicht dem Werdenden, erst dem bereits Gewordenen öffnete sich das Herz des Greises.[1] „Weiße liebt mich und meine Bücher", schreibt Jean Paul im December 1797 aus Leipzig, „über mein Erwarten, ... seine Bibliothek, sein Tisch, sein Landhaus, alles steht mir offen." Die Tochter findet er sehr schön und gebildet, die Gattin (Platners Schwester) nennt er eine frohe, scherzhafte, kultivirte Hausmutter. Ja zuletzt wuchs er wie „ein Herzpolyp" so tief in die „herzliche Familie" hinein, daß ihm bereits zu seiner Verlobung mit der Tochter des Hauses gratulirt wurde. Von Weimar aus, wohin Jean Paul am Ende des Jahres 1798 übersiedelte, schrieb er, er habe im Weiße'schen Hause bessere Abendstunden gehabt, als die Genlis schreibe und bessere Landtage, als die Minister ausschreiben; das Andenken dieser Freuden werde von seinen jetzigen nur erneuert, nicht verdunkelt.[2])

Der Aufenthalt in Weimar wird später besprochen werden. Jean Paul verweilte da bis zum Mai 1800, in welcher Zeit er diese Stadt mit Berlin vertauschte. Dort blieb er bis Ende Juni, kehrte dann nach Weimar zurück und brachte die Zeit vom Oktober bis Ende Mai wieder in der preußischen Hauptstadt zu.

Während des ersten Aufenthaltes in Berlin fand er in der Familie

---

1) Glücklicher war der junge Fichte; diesem verschaffte Weiße eine Hauslehrerstelle in Zürich grade in dem Momente, als seine Aussichten und Hoffnungen vollständig geschwunden waren.

2) Dieser Brief wie Weißes herzliche Antwort findet sich in Wahrheit aus Jean Pauls Leben. (Breslau bei Josef Max 1826) Band VI, 74 f. (im Folgenden mit W. bezeichnet).

des Buchhändlers und Commerzienrathes Matzdorf die freundlichste Aufnahme.[1]) Das zweite Mal wohnte er bei dem Regierungsassessor v. Ahlefeldt in der Neuen Friedrichstraße.[2])

Die „wühlende und wogende" Hauptstadt war für ihn etwas völlig Neues; er nennt sie mehr einen Welttheil als eine Stadt. Sie „warf ihm ein oder ein paar Universa an den Kopf" und bald nimmt ihn dieses „architektonische Universum" so ein, daß er es vielleicht für immer beziehen wird. Das edle Brandenburger Thor mit seinen Säulen und seinem Triumphwagen eröffnet groß, schreibt er, die Kolossenreihen der Paläste und nur die Einwohner, selbst die Einwohnerinnen, sind einfach gekleidet. Diesem glänzenden Juwel fehlt nur die Fassung, eine schöne Gegend. Pichelswerder freilich, welches er in einer Gesellschaft von mehreren Damen besuchte, preist er als eine herrliche Insel, und Potsdam „mit seinen großen Bau-Cubis und herrlichen Wasserscheiben" macht ihn auf die Stadt begierig, von der es soll übertroffen werden.[3]) Allein dies alles kann ihn nicht mit der unmittelbaren Umgebung aussöhnen; bei seinem zweiten Aufenthalte erklärt er, ein längeres Wohnen in Berlin sei für seinen Landschaftssinn eine Unmöglichkeit. Die fränkischen Berge können ihm durch nichts ersetzt werden; ohne sie kann er wie ein Raubvogel nirgends horsten. Hätte Berlin Berge und bitteres Bier, schreibt er ein ander Mal, so trät ich nicht aus seinen magischen Kreisen. Bier und Berge ist überhaupt der oft wiederkehrende Refrain seiner Sehnsucht;

---

1) In einem Briefe an Otto ist er von den „seidenen Stühlen, den Wachslichtern, dem Erforschen jedes Wunsches sowie den vier ihm zum Gebrauch überlassenen Zimmern" entzückt.

2) In der letzten Zeit erklärte Jean Paul, er liebe diesen jetzt um die Hälfte weniger, denn er sei ein „sentimentaler Alliebhaber". Auch A. W. Schlegel redet von ihm nur als von dem blonden, faden Herrn v. Ahlefeldt, und Rellstab, dem der inzwischen zum Kriegsrath beförderte 1822 einen Empfehlungsbrief an Jean Paul mitgegeben, nennt ihn einen Mann von vielem Gemüt, aber geistig nicht bedeutend genug. Was Henriette Herz über Jean Pauls Wohnung in Berlin berichtet, stimmt nicht mit des Dichters eigenen Briefen.

3) Einmal fuhr er auch nach Nauen zu einem „nicht schönen, aber herrlichen Fräulein, Ernestine v. H. ohne Vater und Mutter auf ihrem Gütchen lebend". In Charlottenburg war Jean Paul an seinem Geburtstage mit seiner Braut; in Berlin besuchte er öfters den Hofjäger.

von Meiningen aus klagt er, daß Berlin nur Wasserbiere oder Bierwasser in schöner Mannigfaltigkeit besitze.

Die Bewohner entzücken ihn durch ihren „Freiheitsgeist und ihren Gesellschaftston". Die Stadt ist ihm die Mutterloge deutscher Freiheit und doch ist, sagt er, in keiner deutschen Stadt die Achtung für das Gesetz, worin allein Freiheit besteht, größer als hier. Ebenso stellt er unter allen „gesellschaftlichen Tönen" den Berliner am höchsten; an Unbefangenheit übertreffe er sogar den Weimarischen. „Juden, Minister, Officiere, Gelehrte, Weiber, sie alle macht das gesellige Band oft zu Einem Strauß." Berlin ist ihm die hohe Schule der Juden; diese machen den aufgeklärten Theil der Stadt aus, ziehen fremde Künstler und Gelehrte an sich, sind so fein geglättet und zugeschnitten wie ihr Gold und die Jüdinnen haben wenig vom Alten Testament an sich. Vom Adel rühmt der Dichter, daß er keine Scheidewand mehr zwischen sich und den Bürgerlichen aufgerichtet hat, von den Frauen, daß sich nirgends so viel zugleich gute, häusliche, gebildete und schöne Weiber finden wie hier. Er wurde, schreibt er, angebetet von den Mädchen, die er früher angebetet hätte, sein Sohn soll deswegen dereinst hier heirathen. Ueberhaupt ist er in keiner Stadt noch mit dieser „Idolatrie" aufgenommen worden. Er hat mehr Freuden und Freunde gefunden als irgendwo, ja der letzteren mehr als je in seinem Leben Feinde; man hat ihm Schauspiele, Klubs, Herzen und alles gegeben. Gleich nach seiner Ankunft veranstaltete der „gelehrte" Kriegsrath Zöllner in der York-Loge ein großes Fest, zu dem etwa achtzig „Männer, Frauen und Töchter des Gelehrtenkreises" geladen waren. „Viele Haare erbeutete ich", schreibt Jean Paul, „und viele gab mein eigener Schädel her, so daß ich ebensowohl von dem leben wollte, wenn ichs verhandelte, was auf meiner Hirnschale wächst, als was unter ihr." Er lernte hier zum ersten Male die Tochter des Obertribunalsrathes Mayer kennen, welche später seine Gattin wurde. Schon jetzt wurde er von ihrer Demut und ihrem Geiste so gefesselt, daß er die Bekanntschaft ihrer Familie suchte, jedoch erst bei seinem zweiten Besuche Berlins wurde das Band geknüpft, welches sie für das Leben vereinigte. Der Enthusiasmus, den er überall fand, machte ihn nicht auf sich stolz, sondern auf die Menschheit, denn es erquickt ihn, wenn er sieht, daß derselbe Seufzer nach dem Ueberirdischen, der sein Herz hebt, in tausend andern aufsteigt und daß alle einen gemeinschaftlichen Himmel haben.

Enthusiasmus findet er, aber keinen Neid, denn er meidet, sagt er, die bloßen Gelehrten, weil zu viel Merkel'sches in ihnen stecke. Er sehnt sich daher fast wieder nach „der genialischen Spitzbüberei" von Jena und Weimar zurück, denn er hält den Jenaismus für die abtreibende Kur gegen den „trocknen, deistigen Berlinismus" in Poesie und Philosophie.[1]) Diese beiden sind ein paar Anhöhen, die in Berlin mit allen andern fehlen; letztere ist daher kaum in den Buchläden zu treffen und Fichte lebt unbekränzt und ohne die jenensischen Studentenkaryatiden, einsam und stumm. Außer den Frauen hielten ihn noch die Musik und das Schauspiel. Während Philosophie, schreibt er, Dichtkunst und Malerei hier nur Sand für ihre Wurzeln haben,[2]) findet die Musik rechte Hände und Ohren. Er hörte in der Garnisonkirche bei der Todtenfeier von Fasch das Mozart'sche Requiem.[3]) Seinetwegen wollte Iffland den Wallenstein geben; er fand aber in Fleck einen „höheren Tragiker", als in jenem[4]) und war auch vom Spiele der Unzelmann[5]) hingerissen.

Die übrige Zeit seines Lebens verbrachte er, wie bemerkt, in Meiningen, Coburg, Bayreuth. Keine dieser Städte jedoch konnte ihm in gleichem Glanze strahlen als Berlin. In Coburg klagt er, daß wahre Kultur unendlich selten in Deutschland zu finden sei, er wäre durch Berlin und Herder verwöhnt und müsse immer weiter ziehen. Auch in Bayreuth hofft er, Berlin noch einmal zu sehen; da zu wohnen fehlt ihm weniger die Lust als das Geld.[6]) Noch 1824 endlich ist ihm Berlin als die herrliche Bergstadt deutscher Kultur unvergeßlich.

---

1) Vgl. sämmtliche Werke (3. Aufl.), Band 29, 254 (im Folgenden mit WW. bezeichnet).

2) Vgl. WW. 29, 256.

3) Seiner Meinung nach steht dasselbe nicht mehr auf der Höhe der übrigen Werke des Meisters. Vgl. noch F. I, 427. F. IV, 164.

4) Rahel schreibt: „Ich habe das Glück, die Glorie, meinen Fleck Richtern zu zeigen, in meine Loge geht er." Von Ifflands Stücken urtheilt Jean Paul, daß „jeder von den Rollenmenschen ebenso schreibe: der Verfasser zeige sich als Geschöpf, nicht als Schöpfer".

5) Er scheint auch ihre nähere Bekanntschaft gemacht zu haben: 1802 wenigstens läßt er sie grüßen.

6) Zu den Verehrern Jean Pauls in Berlin gehörte später auch Eduard Hitzig, der Biograph Hoffmanns und Werners. Dieser besuchte 1822 den Dichter

Am Berliner Hofe zählte vor allem die Königin zu Jean Pauls Verehrerinnen; sie stimmt, wie ihre Hofdame Fr. v. Berg schreibt, mit ihrer Schwester, der Herzogin von Hildburghausen, in den Ton der Freundschaft, Bewunderung und des Enthusiasmus. Jean Paul sendete ihr 1801 zu ihrem Geburtstage ein sinniges Schreiben;[1]) am 28. Mai ließ er den ersten Band des Titan mit der Dedikation folgen und sprach zugleich die Hoffnung aus, jetzt zu erreichen, was ihm in Weimar nicht vergönnt gewesen, nämlich die Königin zu sehen. Schon am folgenden Tage schrieb ihm Luise ihren Dank und schloß mit den Worten: „Ihr Zweck, die Menschheit von mancher trüben Wolke zu befreien, ist zu schön, als daß Sie ihn nicht erreichen sollten und es wird mir eine Freude sein, Sie während Ihres Hierseins zu sehen." In der That wurde er nicht lange darauf nach Sanssouci zur Tafel geladen. Er nennt die Königin eine gekrönte Aphrodite, deren Sprache und Umgang ebenso reizend ist, als ihre Musengestalt. Warum hat sie, fährt er fort, zwei Throne, da ihr zum Herrschen an dem Throne der Schönheit genug sein könnte? Sie stieg mit mir überall auf der heiligen Stätte herum, wo der große Geist des Erbauers sich und Europa beherrscht hatte. Geheiligt und gerührt, stand ich in diesem Tempel des aufgeflogenen Adlers. Nach seiner Verlobung schickte ihm die Königin ein silbernes Kaffee-Service, so schön, sagt der Dichter, wie die Hand, die es gab; er wollte, daß er ihr daraus einschenken könnte. Später sah er Luise noch einmal, als sie mit ihrem Gemahle das Alexanderbad bei Wunsiedel besuchte. Theils durch den Minister Hardenberg aufgefordert, theils aus eigenem Antriebe ging Jean Paul dahin und nahm an den Festlichkeiten thätigen Antheil. Hardenberg verfaßte für das Fest eine dramatische Dichtung „Philemon und Baucis" und übersandte dieselbe Jean Paul, welcher sich „in diese Ehrenpforte noch einige Bausteinchen einzuschieben" erlaubte.[2]) Ja Jean

---

in Bayreuth; vgl. Z. Funck (Kunz) Erinnerungen aus meinem Leben. 3. Band (Schleusingen 1839) p. 133, sowie zwei Briefe Jean Pauls an ihn bei Dorow, Denkschr. u. Briefe V, 32 ff.

1) Dasselbe ist in den Hamb. N. unter dem 8. März 1876 abgedruckt und von da in mehrere Zeitungen und Zeitschriften übergegangen, s. z. B. Europa 1876. No. 13, p. 260.

2) Es findet sich außer diesem Briefe (W. VII, 39) noch ein zweiter, p. 45 mit der Ueberschrift: „Bitte der Saal-Najade für ihren Sekretär."

Paul dichtete selbst einen „Wechselgesang der Oreaden und Najaden“, welcher den Gästen zu ihrer Ueberraschung aus einer Felsengrotte, begleitet von verborgener Musik, entgegentönte.[1]) Nach dem Tode Luisens schrieb der Dichter die „Schmerzlich-tröstenden Erinnerungen an den 19. Juli 1810“, welche er nebst einigen andern kleineren Werken unter dem Titel Herbstblumine dem Bruder der Königin, dem Prinzen Georg Karl Friedrich v. Mecklenburg zueignete.[2])

Auch an den König schickte er das Bändchen. Dieser schrieb zurück: „Es wird Ihnen genügen, wenn ich Ihnen sage, daß Sie mir kein angenehmeres Geschenk machen konnten, als mit den schmerzlich tröstenden Erinnerungen, welche die Bändchen schließen. Ich enthalte mich deshalb aller weiteren Hinzufügung.“ Aus diesem Briefe allein ließe sich kaum ableiten, daß der König keine Zuneigung für Jean Paul gehabt habe, wohl aber liegt uns anderes Material für diese Behauptung vor. Schon 1801 hatte sich Gleim bemüht, für Jean Paul ein Kanonikat oder eine Präbende vom König zu erwirken. Friedrich Wilhelm gab auch Jean Paul zu erkennen, wie sehr es ihn freue, daß er unter den ungünstigsten äußeren Verhältnissen durch seltene Talente und angestrengten Fleiß bis zur Höhe eines allgemein geschätzten Schriftstellers sich emporgeschwungen; er sehe es daher nicht ungern, wenn er sich in seinen Staaten niederlassen wolle und sichere ihm besondrer Weise seine königliche Huld zu. Jean Paul wandte sich daher, ermutigt durch „seine vornehme prätorianische Kohorte“, die Königin obenan, direkt an den König mit der Bitte um ein Kanonikat. Das wurde ihm auch zugesichert; der Dichter wartete jedoch mehrere Jahre vergeblich auf die Erfüllung des Versprechens, bis er sich endlich an Frau von Berg und an den Erbprinzen v. Mecklenburg in dieser Angelegenheit wandte. Als ihm letzterer zurück schrieb, Friedrich Wilhelm erinnere sich nicht ganz bestimmt des versprochenen Kanonikats, bat Jean Paul den König von

1) Jean Paul hatte auch seinen Freund, den Violinvirtuosen Thieriot, aufgefordert, nach Bayreuth zu kommen, um die Gäste durch sein Spiel zu überraschen. F. I, 463. vgl. noch W. VII, 39 ff. WW. 30, 172 ff.

2) Von dem vertraulichen und freundschaftlichen Verhältniß dieses Prinzen zu dem Dichter geben eine Reihe von Briefen Zeugniß. Vgl. W. VI, 179 ff. VII, 10. 18. 181. 186. Jean Pauls Briefwechsel mit seinem Freunde Christian Otto (Berlin 1829) Band III, pp. 389 f. (im Folgenden mit O. bezeichnet).

neuem durch Vermittelung Beymes und erhielt auch am 18. März 1805 das Versprechen erneuert. Doch auch jetzt blieb es beim bloßen Versprechen. Da schrieb der Dichter 1815 im December an den Minister Schuckmann. In dessen Schwester Henriette hatte er schon 1797 eine bewundernde Freundin gefunden, sie strebte nach Wahrheit und sie wollte sich die Güte, die reine Menschenliebe des Dichters als seine folgsame Freundin zueignen; sie legte ihm, wie sie schreibt, ihr Herz mit seinen Mängeln gern dar.[1]) Auch mit Schuckmann selbst war Jean Paul, als jener noch Präsident in Bayreuth war, befreundet und war ihm bereits durch einen Dienst zu Dank verpflichtet.[2]) Daher wendete er sich auch jetzt an ihn, in der Hoffnung, daß der Glanz, welcher den Minister und das Königreich umgebe, „sein gutes Auge nicht hindern werde, in die dunkle Zeit hineinzusehen, wo er ihn gefunden". Er erinnert ihn darauf an die königlichen Versprechungen sowie an seine eigenen vom Jahre 1811; aber auch jetzt erfolgte nicht nur eine fernerhin vertröstende Antwort, sondern zuletzt der Bescheid, daß die Präbende vergeben sei und zwar — an Lafontaine. Schon früher hatte Jean Paul erklärt, daß er von der Erfüllung seiner Bitte unabhängig sei und es auch für keine Unehre halte, von Kotzebue und Lafontaine sich unterschieden zu wissen (durch Neins). Auch jetzt sucht er sich zu trösten und ist mehr zufrieden als unzufrieden, denn zu viel Geld schade mehr als zu wenig. Nach alle dem dürfen wir wohl die Worte des Königs, welche uns Henriette Herz überliefert,[3]) für völlig authentisch halten. „Höre denn doch," hat nach ihr der König gesagt, „zu viel diesen Jean Paul herausstreichen. Mag ganz gute Romane geschrieben haben — für den Liebhaber, denn mir war das, was mir davon zu Händen gekommen ist, ein bischen gar zu kraus, — aber dies ist doch ein Verdienst, das sich noch halten läßt. Wie will man erst von einem großen Staatsmann sprechen, oder von einem Helden, der das Vaterland gerettet hat? Die Damen verstehen (in ihrem Enthusiasmus) immer das Maßhalten nicht."

Von den Ministern des Königs sind es drei, welche Interesse

---

1) Vgl. W. V, 239 ff. F. III, 23 ff.
2) Vgl. W. VII, 99 ff.
3) Fürst, Henriette Herz. 2. Aufl. Berlin 1858.

für Jean Paul bezeigten. Bei Struensee war er zweimal zu Tisch geladen; Schröter lernte er herzlich lieben und konnte, wie er schreibt, zu ihm und seiner Familie von zwei Töchtern kommen, so oft er wollte. Insbesondere aber fühlte er sich bei Alvensleben heimisch.[1] Er rühmt seine Bildung und den feinen Ton, der in seinem Hause herrsche, ja er erhielt von ihm ein Manuskript über das achtzehnte Jahrhundert zur Durchsicht.

Auch bei einigen Officieren des preußischen Heeres stand der Name Jean Pauls in hohen Ehren.[2] 1801 erhielt er aus Westfalen einen „von Uttenhoven, k. pr. Lieutenant und Adjutant" unterzeichneten Brief. Der Schreiber desselben wollte seinem Erretter von bestimmt vorauszusehendem Unglück seinen wärmsten Dank darbringen. Er war liederlich gewesen, auf dem graden Wege zum gänzlichen Verderben. Da kam ihm der Hesperus in die Hände. Dieser brachte zuerst einen Stillstand in sein bisheriges Leben; zwar verstand er sehr wenig davon, doch aber dies, daß seine Lebensweise schlecht sei, weit entfernt von den Idealen des Dichters, und der Gedanke der Besserung stieg in ihm auf. Später verschlang er alles, was er von Jean Pauls Werken habhaft werden konnte; es wurde ihm der Abgrund offenbar, vor dem er gestanden, zugleich aber erhielt er die Festigkeit, auf dem Wege der Besserung weiter zu wandeln. Jean Paul sandte dem Jünglinge einige Zeilen mit der Versicherung, daß es der Dichter, da auf dem Parnaß Blumen leichter wachsen als Früchte, um so höher achten müsse, wenn es ihm gelang, nicht allein die Phantasie zu bewegen, sondern auch dem Herzen eine Richtung zu geben.

Einige Jahre später schrieb ihm der Generaladjutant des Feldmarschall Möllendorf, W. v. Röder, dessen Bruder, ehe er für Deutschland gefallen, durch Jean Pauls Werke erquickt und erhoben worden war. An den im Felde stehenden Hauptmann Frhr. v. Müff-

1) Er sah hier auch Gentz und nennt diesen einen trefflichen Kopf mit eigennütziger Roheit im Gesicht.

2) Der erste von den uns bekannten militärischen Verehrern Jean Pauls ist der Hauptmann v. Zanthier aus Wernigerode. Derselbe suchte den Dichter 1799 in Leipzig, Hof und Bayreuth auf, traf ihn jedoch erst in Weimar. Jean Paul rühmt ihn als einen kräftigen, klaren, biedern und weichen Mann; sie seien mit der innigsten Rührung von einander geschieden.

ling, den späteren General und Präsidenten des Staatsrathes, schrieb der Dichter um dieselbe Zeit in einer Weise, welche eine vertrautere persönliche Bekanntschaft voraussetzt. Er hat unaufhörlich an ihn gedacht, an die Gattin aber und die Seinigen doch noch in anderem Sinne. Denn die liebende Frau daheim in ihrer unbeschirmten Ruhe, sagt Jean Paul, hat keinen Trost der Thätigkeit wie der Mann, und tausend Kugeln, die diesen nicht treffen, ziehen durch ihr Herz. Ein anderer, späterhin gleichfalls sehr bekannter Officier, Rühle von Lilienstern, schickte 1808, als er weimarischer Major und Gouverneur des Prinzen Bernhard war, dem Dichter von Dresden aus seine Schrift: „Hieroglyphen oder Blicke aus dem Gebiete der Wissenschaft in die Geschichte des Tages.“ Kindlich und treuherzig, mit Verehrung und Zuneigung wagte er es, um liebreiche Aufnahme der Schrift zu bitten, die er jetzt wie eine längst fällige Schuld übersende. Er möchte ihn wohl seinen längst geliebten Freund nennen, allein er findet in unserer Sprache kein Wort, um das Verhältniß genau zu bezeichnen, in welches er sich durch einen langen Umgang mit seinem geistigen Konterfei eingewohnt hat. Jean Paul preist das Buch als einen Wundbalsam für die wunde Zeit; er rühmt, daß es mit der Gelehrsamkeit und dem mathematischen Geiste so viel poetisches und philosophisches Zusammenfassen darstelle und ausübe.

Unter den Frauen Berlins sind die bereits erwähnte Hofdame Karoline v. Berg, dann E. Bernard, Henriette Herz und Rahel Jean Paul näher getreten.

Erstere, eine geborne Gräfin Häseler, hatte bereits 1795 Gleim, der sie seine Santa Carolina nannte, auf den Dichter aufmerksam gemacht. Bei dem Aufenthalte Jean Pauls in Berlin versichert sie ihm, daß er keine bessere Freundin habe und keine Seele, die inniger ihm angehöre, als die ihrige. An der königlichen Tafel sei er sehr oft der Gegenstand des Gespräches, und da habe sie das Glück, ebenso warm angehört zu werden, als sie warm spreche. Jean Paul nennt sie eine geistige Amazone, deren Seele nicht nur empfinden, sondern auch handeln und das Schicksal nicht nur mit Nerven, sondern auch mit Muskeln empfangen kann.[1])

1) Vgl. W. VII, 9. den Brief vom 15. Dec. 1804. Vgl. auch Helmina v. Chezy. Unvergessenes. Band I, p. 146 f. Auch Helmina sagt: „Frühe Leiden hatten sie zum Manne gestählt. Von der Weiblichkeit behielt sie nur den Anstand, die Milde und die Tugend, männlicher Ernst und Gleichmut war der Grundton

Von E. Bernard[1]) hatte Schlegel behauptet, daß sie unter allen Frauen Berlins Jean Paul am nächsten stehe, ja seine Geliebte sei und Henriette Herz wollte wissen, daß sie bei ihm gewohnt habe. In Wirklichkeit aber entsprach der Enthusiasmus, den ihr der Dichter entgegenbrachte, durchaus nicht dem ihrigen; an Otto schreibt er wenigstens, und dies ist alles, was wir von ihm erfahren, daß er bei ihr mit einem zu feurigen Herzen zu kämpfen gehabt hat. Ein solches brachte sie ihm schon 1797 in Franzensbad entgegen. Der Moment, wo er ihr erschien, machte sie zum glücklichsten unter allen Wesen; nichts fehlte ihr an ihrem Himmel. In Breslau, wohin sie darauf mit ihren Kindern übersiedelte, gab ihr die Eifersucht auf Emilie v. Berlepsch ziemlich scharfe Vorwürfe ein, Jean Paul jedoch fand, daß ihren Dornen die weichen Rosen der Freundschaft nicht fehlten und schickt ihr einige freundliche Zeilen. Kurz vor seiner Ankunft in Berlin, im Januar 1800, schrieb sie Worte in ihr Tagebuch,[2]) welche hinreichendes Zeugniß von ihrem Geiste ablegen. Der Dichter gehört ihr zu den wundervollen Erscheinungen alter und neuer Zeit; „diejenigen", sagt sie, „welche sich rühmen können, ihn gesehen und gesprochen zu haben, werden selbst als Erscheinungen einer andern Welt betrachtet, als Propheten, die da kommen und von einem Wunder zeugen, das den Sinnen unbegreiflich ist. Seine Entstehung in der Schriftstellermenge kam so schnell und unberechnet, wie noch niemals ein außerordentlicher Mann erschienen ist. Aller Reichthum der Sprachen schien erschöpft durch die ersten Denker der Nation, . . . als in einer neuen, nur ihm eignen Sprache Jean Paul auftritt und geharnischt dem deutschen Genius selbst die Spitze bietet. Die Natur scheint sein Haus zu sein, die Weisen seine Spielwerke, die Menschen seine Maschinen. Keine Kraft, kein Erschaffenes

---

ihres Wesens. s. das Vorwort (pp. IX ff.) zur 2. Aufl. der von Fr. v. Berg geschriebenen Biographie der Königin Luise v. Preußen (Berlin 1849).

1) Dieselbe, eine Jüdin, war eine geborne Gad. 1802 erschienen von ihr bei Campe in Hamburg: Briefe während meines Aufenthaltes in England und Portugal an einen Freund.

2) Dieselben finden sich F. III, p. 47 ff. ohne Namensunterschrift. WW. 34, 179 wird jedoch von Förster E. Bernard als die Schreiberin genannt, während Reichlin-Meldegg in seiner Biographie von Paulus als solche Karoline Paulus bezeichnet.

in der offenbarten Welt ist ihm unbekannt; mit unsäglichem Forschen hat er alles in sein Gedächtniß gezogen, was nur einen Namen hat." Im August 1801 fügte sie als Nachschrift hinzu, Berlin habe J. P. Fr. R. gesehen und ihn, wie sie erwartet, nicht unter ihrer Beschreibung gefunden. Er sei gleich den Gottesgaben der Natur groß, wild und schön; er stehe mit dem großen Friedrich auf einer Stufe, beide seien realisirte, in Menschheit eingekleidete Göttlichkeit, beide eine Darstellung des unsichtbaren Weltgeistes. Gleich nach seiner Ankunft in Berlin, am 1. Juni, hieß sie ihn in einem Briefchen „froh und warm" willkommen. „Sie haben mich vergessen;" fährt sie fort, „aber was thut das! Ich Sie nicht, ewig nicht." Sie ladet ihn dann für den nächsten Morgen um 5 Uhr zum Kaffee und wünscht, daß er sie dabei nach Franzensbad versetzen und um drei Jahre jünger machen möge. Im September schrieb sie ihm nach Weimar, daß sie auch in Freienwalde mit seinem Geiste gelebt und daß seine Bücher ein Vereinigungspunkt gewesen seien, in welchem sie sich mit mancher schönen Seele schöner wiederfand. Sie kennt keinen Schriftsteller älterer oder neuerer Zeiten, der so allgemein von den Weibern geliebt wurde, als er, und dies anzuführen dürfte sein Biograph einst nicht vergessen.[1])

Ueber Jean Pauls Verhältniß zu Henriette Herz finden wir in dem bekannten Buche von Fürst dankenswerthe, allerdings nicht ausschließlich auf den Berliner Aufenthalt bezügliche Mittheilungen; was wir außerdem besitzen, ist nur wenig. So schreibt Fr. Schlegel an Schleiermacher, daß ihn Jean Paul um interessante Frauen in Berlin gequält und daß er ihm deswegen auch die Herz genannt habe. Dorothea Schlegel fragt in einem Briefe vom 16. Juni, ob denn Jean Paul nicht bei „Jetten" gewesen sei; darüber müßte ihr diese doch schreiben. Der Dichter selbst sagt aber erst bei seinem zweiten Aufenthalte, am 24. Oktober, daß er bei dem „berühmten Herz und dessen großer, gelehrter Frau" eingeladen gewesen sei. A. W. Schlegel erzählt die wenig glaubwürdige Geschichte, wie die Herz einst eine Gesellschaft „auf diesen großen Mann" gebeten habe und die Kränkung erdulden

1) Frau Bernard verheirathete sich später mit Domeier, dem Leibarzte des Herzogs von Sussex; es ist uns aus dieser Zeit nur noch ein Briefchen Jean Pauls an sie überliefert, in dem er fast ausschließlich von England spricht.

mußte, daß Jean Paul mit der Bernard vor ihrem Fenster vorübergegangen sei, ohne zu ihr hinaufzukommen. Henriette selbst berichtet dagegen, daß Jean Paul viel und auch gern in ihrem Hause gewesen sei, aber zu ihrem Verdrusse habe er an ihr eine Gelehrsamkeit geachtet, auf die sie durchaus keinen Anspruch mache. Sie hebt hervor, daß man von seiner Schreibart keinen Schluß auf seine Unterhaltung ziehen dürfe; diese sei anspruchslos, klar und geordnet und sehr selten humoristisch. Auf ihrer Reise nach Italien berührte sie hauptsächlich deswegen Bayreuth, um den Dichter nach sechzehn Jahren wieder zu sehen. Sie verfehlte ihn, denn er war verreist; aber in seinem Hause wurde ihr sein von Meier gemaltes Porträt gezeigt, welches sehr ähnlich sein sollte. Sie war jedoch auf das höchste überrascht, ihn so nachtheilig verändert zu finden. Sein sonst schmales und bleiches Gesicht war ganz „roth und bierdick" geworden. Sein Auge, welches außer dem immer schon etwas sonderbarem Blick früher schon klein war, war durch die Aufgedunsenheit des Gesichts noch kleiner geworden. Der Zufall wollte, daß sie ihn auf ihrer Rückreise Ende Juni 1819 in Stuttgart bei Cotta traf. Das Bild erwies sich ihr als ähnlich; sie waren gegenseitig erstaunt über die Aenderung ihres Aeußeren. Er war wohlbeleibt, sie mager geworden; ihre Voraussetzung, daß er einiges vom Spießbürgerthum der kleinen Stadt angenommen habe, erwies sich ihr als nicht unrichtig. Dennoch war genug von dem früheren Richter geblieben und sie freuten sich mit einander.

In noch engere Verbindung ist Jean Paul mit Rahel und mit Varnhagen gekommen.[1]) Unmittelbar nach seiner Ankunft in Berlin äußert erstere Gustav v. Brinkmann gegenüber ihr Verlangen, den Dichter zu sehen. Allerdings hat er ihrer Meinung nach keinen Geschmack, aber sie liebt ihn doch und sie hat in der letzten Zeit nur mit ihm gelacht und geweint; es ist unmöglich, daß grade sie mit ihrer Laune ihn nicht goutire. Nachdem Jean Paul sie an einem Sonntage besucht, theilt sie dies Brinkmann mit und rühmt zunächst, daß er etwas überaus Beruhigendes habe. Vor dem könnte sie sich nie schämen. Wie Henriette,

---

1) Vgl. Varnhagen, Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. 1. Theil. Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. Leipzig 1874. Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. 3 Thl. 1834.

findet auch sie, ganz anders, als sie erwartet, keine Ahnung vom Komischen; er sieht vielmehr, sagt sie, scharfsinnig aus, und die Stirn ist von Gedanken wie von Kugeln zerschossen. Er sprach ernst, sanft, gelassen und geordnet, und sie kann sich nur schwer überzeugen, daß sie auch wirklich Jean Paul vor sich hat. Allein dies ist ihr um so lieber, denn nun ist er ihr Richter und hat die neuen, rührenden Eigenschaften noch obendrein. Vor ihrer Abreise nach Paris, Mitte Juli, schrieb Rahel der Frau von Boye in Stralsund, welche nach Berlin zu kommen beabsichtigte, sie möchte Jean Paul Briefe von ihr zeigen, da er es gewünscht. Er soll sie genauer kennen lernen, weil ihr dies wohlthut und schmeichelt. Dieser Wunsch wurde ihr allerdings erst später erfüllt; als Varnhagen Jean Paul 1808 in Bayreuth besuchte, schreibt er der Freundin, daß ihr der Dichter von Herzen zugethan sei. Er habe sich zweier Briefe von ihr gerühmt und gesagt, der eine aus Paris sei mehr als zehn Reisebeschreibungen. Er sei jetzt fähiger, sie zu verstehen, als damals und halte sie für eine Künstlerin, für eine einzige Erscheinung, für das Anheben einer neuen Sphäre. Rahel ist um so mehr hierüber erfreut, als sie vermuthet, Jean Paul zürne ihr wegen einer Bemerkung über seine Frauengestalten, die doch überall dieselben wären. Nichtsdestoweniger kann sie nicht genug darauf dringen, daß Jean Paul originell bleiben und sich für sich allein halten muß. Sie schließt den Brief mit den Worten: „Wie wir über Jean Paul sprechen! Einen Liebling. Unsern; wirklich einen von mir.“ Varnhagen schreibt dem Dichter von diesem Briefe und versichert, daß er und seine Werke von Rahel mit tiefster Seele geliebt werden und daß sie ihn mit ihren reichen, durchdringenden Sinnen auffasse. Allein Rahel war launisch. Nicht lange darauf findet sie auch wieder, nachdem sie von ungefähr ein paar seiner Bücher gelesen, daß er seicht und weitschweifig sei; trotzdem streicht sie fleißig an. Gott! ruft sie zuletzt, wo nimmt der Mann die Geduld zu sich her? Sie tadelt auch die Recensionen, die Jean Paul über Fouqué geschrieben und nennt einen an diesen gerichteten Brief so monatsschriftlich, wie von einer Universität zur andern, so mager und karg, so abgetragen freundlich, so nichts bezeichnend, so dürftig witzig. 1810 soll Varnhagen dem Dichter von ihr sagen, daß sie, wenn sie's werth wäre, die Laune hätte, ihm zu schreiben; die Götter zeigen ihr aber „nein“. Varnhagen theilt dies Jean Paul wörtlich mit und fügt hinzu, daß er zu ihm das meiste

5*

Zutrauen habe, weil von ihm die Rahel noch nicht verkannt sei wie von allen andern. Er hofft, ihm nächstens aus ihren Briefen vorzulesen, kann sich aber nicht enthalten, schon jetzt einiges daraus auf einem besondern Blatte mitzutheilen.[1])

Rahels Urtheil ist indessen auch in den folgenden Jahren immer noch schwankend. Den einen Aufsatz nennt sie hübsch und häßlich, wie alle seine jetzigen (1814) „Ausleerungen"; von einem andern sagt sie: der ist etwas nicht gestogen nicht geflogen; es wittert nicht sein sonstiger, sondern der neumodische Heiligenschein darin. Schöne Stellen hat auch der, mehr noch schön gebrauchte Worte. Sie pflegt zu behaupten, daß sie beide, sie und er, nicht schreiben können.[2]) Und doch ist es wieder allein Jean Paul, dem in seinen Flegeljahren (außer Shakespeare und Göthe) das ihrer Meinung nach Schwerste gelungen ist, nämlich Dialoge zu schreiben. Ja er gehört ihr überhaupt zu den ersten Genien; sie nennt ihn mit Fichte, Göthe und Rousseau, die ihrer Meinung nach alle „etwas Gutes" gesagt haben, in einer Linie.

Varnhagens oben erwähnter Besuch in Bayreuth fand am 23. Oktober 1808 statt. Er schildert uns den Dichter als wohlbeleibt, mit einem vollen, gutgeordneten Gesicht, kleinen, feuervoll sprühenden und dann wieder gutmütig matten Augen, mit einem freundlichen, auch im Schweigen leise bewegten Munde. Seine Sprache war schnell, fast eilig und daher bisweilen etwas stolpernd, nicht ohne einigen Dialekt, der Varnhagen als ein Gemisch von fränkischem und sächsischem erschien, natürlich ganz in der Gewalt der Schriftsprache festgehalten; von Witz und Humor fand er keine Spur. Sein übriges Betragen glich seinem Sprechen; nichts Vornehmes, nichts Gespanntes, nichts Absichtliches, nichts, was über das Bürgerliche hinausginge; seine Höflichkeit war die größte Güte, seine Haltung und Art hausväterlich. Varnhagen schildert uns darauf den überaus wohlthuenden Eindruck, den die Familie Jean Pauls auf ihn gemacht und giebt uns höchst werthvolle Aufschlüsse über des Dichters Art zu arbeiten. Beim Nachtische erhob sich Jean Paul plötzlich, reichte seinem Gaste die Hand und zog sich, da er einmal ein Spießbürger sei, der schlafen müsse, wenn seine Stunde da sei, zurück.

1) Vgl. F. III, 225 ff.

2) Vgl. den Brief an A. v. d. Marwitz vom 5. Mai 1811.

Varnhagen blieb noch in lebhaftem Gespräche mit der Gattin; der Gesammteindruck, den Jean Paul auf ihn gemacht, war der eines reinen, edlen Menschen; „kein Falsch ist in seinem Leben", sagt er; „er ist ganz wie er schreibt, liebevoll innig, stark und brav." Varnhagen, der Lieutenant im k. k. Infanterieregiment Vogelsang, findet auch, daß es ihm nicht an persönlicher Tapferkeit fehlt; käme, meint er, die Gelegenheit, so würde er mit dem Degen schneller bei der Hand sein, als mancher andere.[1]) Am 11. Februar des folgenden Jahres schickte Varnhagen von Tübingen aus Jean Pauls Kindern eine Anzahl Silhouetten, kleine Kunstwerke, in deren Anfertigung er bekanntlich eine große Virtuosität besaß. Dem Dichter selbst versichert er, daß ihm die Stunden unvergeßlich sind, welche er bei ihm zugebracht hat, und daß er durch das rings ihm zuströmende Gefühl heiteren, beruhigten Lebens, welches sein Kreis ihm gewährte, entzückt worden sei. Er spricht dann noch des weiteren von den Kindern wie von Rahel und gesteht ihm seine Aengstlichkeit über die Aufnahme des mit Neumann gedichteten Doppelromans,[2]) der durch die Lektüre der Flegeljahre veranlaßt war, und in welchem Jean Paul unter diesem seinem Namen und in seiner eigensten Manier eine komische Figur spielt. Zuletzt theilt er dem Dichter mit, daß er jetzt den Hesperus lese und den Autor desselben sehr bewundern, aber auch — sehr lieben müsse.[3]) Jean Pauls Antwort gelangte erst im März des folgenden Jahres in Varnhagens Hände; wir wissen daraus nichts, als daß er sich über die ungewöhnlich kleine Schrift und die engen Zeilen beklagte. Varnhagen antwortete am 5. Juni sehr ausführlich. Zunächst sprach er von dem Enthusiasmus, den Steffens bei den „Dämmerungen" gezeigt und theilte denselben vollständig.[4]) Auch Rahel berichtet er später: „Ich lese Jean Pauls Dämmerungen; vor der Sonne müßte man ersterben; ein ungeheures, kühnes und mildes Werk." Er möchte gern, schreibt er an

1) Auch in Jean Pauls Sohn Max sah Varnhagen einen künftigen Kriegshelden.

2) „Versuche und Hindernisse". Vgl. Varnhagen, Denkwürdigkeiten I. p. 438. II. 40.

3) Vgl. den Brief von Rahel vom 14. Febr. 1809.

4) Bei seinem Besuche in Bayreuth waren sie auch auf Politik zu sprechen gekommen und da fand Varnhagen, daß alles, was Jean Paul sagte, tief, verständig, herzlich, tapfer, deutsch bis in die kleinste Faser hinein sei, kurz tausendmal besser, als seine Friedenspredigt, über die sie sich in Berlin so geärgert hätten.

Jean Paul weiter, die Geschichte des letzten Feldzuges schreiben und theilt schon jetzt dem Dichter einiges mit, das in jene Geschichte gehören könnte, so über den Erzherzog Karl und den Fürsten Liechtenstein. Nach einem überschwänglichen Lobe Rahels sprach er seine Freude über die Recension der Corinna aus. Ich kenne sie doch nun schon, sagt er, aber ich war erstaunt und erfreut, als sähe ich sie zum ersten Male. Varnhagen schloß damit, daß dieser Brief, den er mit größerer Schrift zu schreiben sich bemüht habe, für Jean Paul die Bequemlichkeit habe, daß auch erst nach einem halben Jahre Antwort darauf nöthig sei, falls guter Wille ihm überhaupt eine zu geben geneigt wäre, denn er trete schon in acht Tagen seine Reise an und wisse nirgendhin eine Adresse zu geben. Von einem ferneren Verkehr der beiden ist uns jedoch nichts bekannt, vielleicht hat sich Jean Paul durch die auch diesmal, wie der Herausgeber sagt, nur 1/3 Linie hohen Buchstaben abschrecken lassen.

Zweites Kapitel.

Unmittelbar nach seiner Vermählung siedelte Jean Paul von Berlin nach Meiningen über, wo die Gräfin Schlabrendorf bereits mehrere Wohnungen für das Paar ausgesucht hatte. Sie wählten eine „isolirte, anständige und mit häuslichen Bequemlichkeiten versehene“ Wohnung in der Unteren Marktgasse bei der Geheimräthin Zink, siedelten aber schon im November in das Amthor'sche Haus derselben Straße über.[1]) In der ersten Zeit waren beide überaus zufrieden mit der Wahl grade dieser Stadt zum Wohnsitz.[2]) Schon am zweiten Tage waren sie umringt von allem, was es in Meiningen „Hohes, Gebildetes und Elegantes“ gab. Jean Paul hatte nämlich von der Herzogin eine Stunde erbeten und wurde für einen ganzen Mittag geladen; seine Frau erschien späterhin zum Thee. Auch der Adel empfing sie, nicht minder als die beiden Fürstinnen, mit Herzlichkeit und Achtung. „Man fürchtet hier,“ schreibt Karoline, „den Jean Paul als ein Wesen höherer Art.“ Auch der Dichter selbst sagt, daß er sein Meiningen, wo die Nebel des Dorfs

1) Diese und auch mehrere der folgenden Mittheilungen verdanken wir Henneberger, Jean Pauls Aufenthalt in Meiningen. Meiningen 1863. (Programm)

2) In dem ersten Briefe an ihren Vater klagt freilich Karoline über Wohnung und Stadt.

und der kleinen Stadt zugleich entfliehen, nur gegen die größere vertauschen könne. Allein er klagt auch schon in den ersten Tagen, daß es ihm an neuen Büchern fehle und an etwas, was man doch auch verlangen könne, an Menschen von höherem Geist; gutherzig sei freilich alles. Diese Klage kehrt denn auch während seines ganzen Meininger Aufenthaltes in vielen Variationen wieder. „Die Leute hier meinen es sehr gut mit uns", schreibt er, „keinen Feind habe ich hier, nur sind ihrer zu wenig für mich, und was da ist, will nicht viel sagen und sagt auch nichts, mein alter herrlicher Präsident Heim ausgenommen." „Man will mich lieber", heißt es an einer andern Stelle, „für unvernünftig halten, als sich für trocken." Man hat, klagt er Böttiger, hier wenig andere Bücher, als die man selber schreibt und wir haben redliche, aber keine genialen Menschen. Ja auf die Klage Heims, daß er der Harfenstadt Meiningen den Vorwurf der Tonlosigkeit mache, erwidert er gradezu: „Allerdings fehlen der Meininger Davidharfe die Thiere gar nicht, woraus Saiten für und auf sie zu ziehen sind und welche David früher weidete." Schon im Januar 1802 versichert er daher auch Herder: „Ewig blüh' und wurzel' ich nicht hier;" in der That greift er auch im Mai des folgenden Jahres schon wieder zum Wanderstabe, um in Coburg zu suchen, was er in Meiningen vermißt. Seine Unzufriedenheit scheint um so unbegreiflicher, als ihm in seiner Ehe alle Ideale erfüllt wurden und als er mit dem herzoglichen Hofe und auch einigen der angesehensten Familien der Stadt in vertrautem Verkehr stand.

Der Herzog war bei Jean Pauls Ankunft grade in Liebenstein; wie der Dichter von der Herzogin empfangen wurde, ist bereits erwähnt. Jean Pauls Gattin fühlte sich insbesondere zur verwittweten Herzogin hingezogen; sie nennt sie eine ehrwürdige, unendlich gute Frau, die es so gern hat, daß man sie mit der Arbeit besucht. Sie starb jedoch bald, und da rühmt ihr Karoline nach, daß sie die beste, wohlthätigste Seele gewesen, die es geben kann. Alte, eisgraue Bauern kämen vom Lande herein, sie als Leiche zu sehen, weinten und nennten sie Mutter. Der Herzog bat dann Jean Paul, ihr Historiograph zu werden. Dieser sagte, da sie moralisch wie jetzt theologisch vollendet sei, „Ja", bat ihn jedoch um Notizen. Daher wird es wohl, fügt er hinzu, Zeit haben und dann nichts. Der Herzog kam Ende Juli auf einige Tage nach Meiningen und behielt den Dichter einen ganzen Tag bei sich. Im August, während

„der Hölle des heißen Wetters", reiste Jean Paul auf einige Tage in den „Himmel von Liebenstein", wo er die alte Natur und die neue Freude recht genoß, daß der Herzog alles für ihn — bezahlte. Vielleicht, setzt er aber hinzu, blieb ich eben darum, da mir alles und der beste Weinkeller offen stand, nur drei Tage.[1] Nach der Rückkehr des Herzogs in die Residenz bildete sich bald das vertrauteste Verhältniß; der Dichter sagt, er habe nie geglaubt, daß ein Fürst sein Freund werden würde; das aber ist, heißt es weiter, der Herzog beinahe, ob ich gleich, so oft er will, seine zu häufigen Abend-Einladungen verneine, fast sechs in jeder Woche.[2] Er kommt oft zu uns, neulich aß er sogar bei uns; freilich ließ er, weil's schnell ging, sein Essen herholen.[3] Gleichwohl wünscht Jean Paul auch wieder, daß der Himmel die Absicht des Herzogs, ihm ein Haus zu bauen, verhüten möge.[4] Im März des folgenden Jahres begleitete er den fürstlichen Freund auf einer Schlittenpartie nach dem Meininger Oberlande; sie besuchten Sonnenberg und ergötzten sich in Neuhaus an einer Komödie, die auf einem Liebhabertheater von vier Bauern aufgeführt wurde.[5] Als der Dichter im Herbste desselben Jahres durch die Geburt seiner ersten Tochter erfreut wurde, bat er den Herzog, ihm zum schönsten Werke, das er ins Publikum gesendet, den Titel zu geben; das Kind erhielt in der That den Namen Georgine und der Herzog bat sich zu Gevatter.[6] Schon im November jedoch

---

1) An Emanuel schreibt Jean Paul, daß er und seine Frau da gewesen. Da sich jedoch W. VI, 212 ff. zwei zwischen den Gatten gewechselte Briefe befinden, da ferner Jean Paul Karolinen schreibt: „Du mußt einmal hierher", so werden wir jene Notiz entweder dahin berichtigen, daß ihn die Gattin ohne vorherige Verabredung abgeholt oder, was wahrscheinlicher, einfach als irrig bezeichnen.

2) Weniger übertreibend heißt es in einem Briefe an Herder: „Der Herzog besucht uns oft, ich ihn öfter und schlag es oft ab, nach alter Sitte meiner Independenzacte;" ja in einem Briefe vom 5. Jan. 1802 findet sich das grade Gegentheil von obiger Behauptung.

3) Henneberger erzählt, wenig wahrscheinlich, daß letzteres mehrere Mal der Fall gewesen.

4) Vgl. auch den Brief an Herders Gattin vom 12. Jan. 1802. (Briefe Göthes und der bedeutendsten Dichter seiner Zeit an Herder. Herausg. v. Düntzer u. F. G. v. Herder, p. 340.)

5) Das Nähere O. IV, 82 f.

6) In demselben Briefe, in welchem Jean Paul dies Otto mittheilt, findet sich auch, jedoch nur W. VI, nicht O. IV, ein Abdruck der geistreichen, im Namen seines

schrieb ihm Jean Paul seine Absicht, als ewige Wanderratte nach Coburg zu ziehen, erbat aber zugleich ein sanftes, vergebendes, aber erst im Mai gesprochenes Lebewohl. Nie werde er dem menschenfreundlichen Fürsten zu danken aufhören, der ihm so viele frohe Abende schenkte wie dem Lande so viele frohe Tage. Der Herzog bekannte darauf, nicht Naturforscher genug zu sein, um die Art von Wanderratten genau zu kennen, die man Genies nenne; er glaubte aber doch wenigstens, Jean Paul seinen Freund nennen zu dürfen, und erlaubte sich deshalb die Frage, was ihn forttreibe. Er kann die Ursache der Wanderung nicht einsehen und muß deshalb den Freund für inconsequent halten. Mit diesem Briefe ging auch einer vom Präsident Heim im Auftrage des Herzogs geschriebener ab, welcher die Worte enthielt:

Sie sollen hier bleiben
Und schreiben,
Und sollen haben
An Gaben
Frei Porto von Bayreuther Bier
Nicht weniger ein frei Quartier
Nebst Büchern, die Sie lesen wollen.

Alle Vorstellungen waren jedoch bei Jean Paul vergeblich; er nahm zwar, wie die Bier-Supplik vom 13. Mai 1803 beweist, die eine der Anerbietungen des Herzogs an, allein sein Entschluß abzureisen stand fest. Die Ursache hierfür dürfte wohl in den an Otto gerichteten Worten zu finden sein. „Der Herzog", schreibt er, „hat viel Sinn und Kenntniß und Güte, aber, wie in Meiningen niemand, keine Poesie und Philosophie." Im übrigen bedauerte er ungemein, dem Herzoge, der sein alter, ungestörter Freund bleibe, mit seinem Wegzuge wehe zu thun und er rühmt ihm den unschätzbaren Vorzug nach, daß er nie launisch nachtragend sei.[1])

Ehe wir Jean Pauls Aufenthalt in Coburg betrachten, bleibt noch ein Blick auf seine sonstigen Meininger Verbindungen übrig. Durch die Gräfin Schlabrendorf war er der Familie des Hauptmanns

---

Spitz verfaßten Supplik, wodurch er dessen Befreiung von dem allen Hunden auferlegten „Stadtarrest" beim Herzog erwirkte.

1) Ueber den Herzog vgl. noch W. VI, 228 F. I, 103. 141. 436. III, 85. 100.

von Türke nahe gebracht worden; er verkehrte ferner mit dem Numismatiker, zuletzt Regierungspräsident und Kanzler Donop; vor allem aber in der Heim'schen Familie. Johann Ludwig Heim, ein Bruder des berühmten alten Heim in Berlin, war Erzieher des Herzogs gewesen und wurde dann Consistorialvicepräsident. Er wohnte dem Dichter schräg gegenüber und disputirte besonders häufig mit ihm über die Naturphilosophie Schellings. Nach dem Essen, schreibt Jean Paul, kommt meist der Präsident Heim mit Mineralien,[1]) um zu reden und zu verdauen. Ja er lief, wie Henneberger berichtet, wenn ihm eine interessante Frage oder Notiz aufstieß, ohne weitläufige Toilettenveränderung im einfachsten Negligeecamisol über die Straße. Wie sehr Jean Paul an der Heim'schen Familie gehangen, geht außer dem, daß Heim einer der Pathen der Erstgeborenen war, auch daraus hervor, daß er in den folgenden Jahren, besonders in den Briefen an Ernst Wagner, ihrer immer noch mit Liebe gedenkt. So trägt er 1804 Wagner einen Gruß auf an die Familie überhaupt, insbesondere aber an „seinen guten Vesuv, der zugleich alt und feurig ist und herrliche Produkte trägt". Später will er sein Urtheil über die Levana erfahren, nachdem dessen Gattin einen „köstlichen Brief voll Herz und Kraft und Schmuck" an die seine geschrieben. 1805 aber versichert er dem Freunde, daß, wenn er frankirt würde, wie Briefe eines Parlamentsgliedes, er längst bei ihm sein würde. Denn es sei erbärmlich, daß die 100 Pfund, die man etwa wiege, so viel Porto kosten, wenn man sie zu andern 100 Pfund (dem Präsidenten) spediren wolle, zu einem guten geo-helio-selenognostischen Diskurse. Der letzte Brief an Heim ist vom Jahre 1816. Den von schwerem Leiden Heimgesuchten tröstet er mit seinem „heiligen Glauben, daß, wenn ein Mensch große, weder durch Herz noch Kopf verschuldete Schmerzen trägt, derselbe unendliche Geist, der in uns das Verbot, unverschuldete zu geben, gelegt, auch selbst dieses anerschaffene Gesetz befolgen müsse, und daß demnach seine lange Folterleiter nur eine spätere Himmelsleiter zum Ersatz und Lohne werden müsse."[2])

---

1) Er besaß eine von Göthe wichtig genannte Sammlung von Mineralien, über welche Göthe 1816 an Voigt schreibt, daß sie durch das Wohlwollen Heims nach Jena gelangt sei und dort nach seinem Sinne geordnet aufgestellt wurde.

2) Vgl. noch F. III, 170. 216. I, 160.

Jean Pauls Entschluß nach Coburg zu ziehen wurde durch einen zweitägigen Aufenthalt daselbst Ende Oktober oder Anfang November 1802 zur Reife gebracht. Er fand dabei die Gegend aus vier oder fünf Eden zusammengebaut und die Stadt im Besitze von hundert Dingen, welche in Meiningen fehlen, namentlich auch von Liebhabern der Philosophie und Kunst. Er wurde an den Hof zur Tafel geladen und fand insbesondere in der Herzogin seine „brünstigste" Leserin. Alles erschien ihm familienmäßig; die Frauen gebildet, der Minister Kretschmann, sein Tischnachbar, ein herrlicher, philosophisch recht geachteter Kopf. Alles erweckte in ihm den Entschluß, Meiningen, das dagegen nur ein Dorf sei, im April zu verlassen und nach Coburg zu ziehen. Er schickte den vierten Band des Titan als „dicken Vorläufer" an die Herzogin, um wenigstens einige Tage früher mit dem Geiste in ihrer Gegenwart zu sein, als mit dem Körper. Die Abreise aus „dem alten Neste" verzögerte sich jedoch, weil „die Pferde die Beine nicht so hoch aufheben konnten oder so tief herausziehen, als der Wonnemonds-Koth lag"; am 4. Juni endlich kam die Familie in Coburg an. Die Wohnung (in der Gymnasiumsgasse) war ganz die erwünschte; die Gegend nennt er ohne Gleichen; er will eingescharrt werden, wenn ihm diese Olympus- und Tempe-Gegend einmal alt und schlecht wird, denn eine schönere findet er doch sechzig Meilen weit nicht. Insbesondere war ihm ein Gartenhaus auf dem Adamiberge lieb; sein Körper trug den Geist, wie er sich ausdrückt, fast jeden Morgen hinauf, damit er da tief sinne und ausarbeite (die Flegeljahre); er nannte ihn auch seinen Arbeits- und Verklärungsberg. „Im grauen Rock," so schildert ihn uns Friedr. Hofmann,[1]) dessen Mutter als Dienstmädchen in Jean Pauls Hause gelebt, „eine Blume im Knopfloch, eine Mappe unterm Arm, den Stock in der Hand, auf dem Haupt die Mütze mit dem großen Schild, so sah man ihn den regelmäßigen Gang am Morgen dahin wandeln. Eine größere Mappe, einige Bücher und das Frühstück trug ihm, stets etwas später, meine Mutter nach. Bisweilen ließ er sich mittags auch das Essen auf seinen Berg bringen. Erst gegen Abend stellte sich die Familie ein." Die Coburger „Menschenverhältnisse" nannte Jean Paul die lieblichsten. Für die Langeweile, die er in Meinigen hatte, hielten ihn schöne

1) Gartenlaube. 1863 Nr. 9.

Gesichter, Froberg, Gruner und der philosophische Kretschmann schadlos.[1]) Letzterer las ihm die wichtigsten Papiere vor und besprach mit ihm die Herausgabe seiner Correspondenz mit dem Herzoge und die Darlegung seines Systems, ja er gab ihm seine Schrift „zum Wegstreichen und zum Dazusetzen". Da Jean Paul mit ihm „recht bürgerlich" zusammenlebte und in ihm den besten und tüchtigsten Menschen fand, der ihm erst gelehrt, was ein vortrefflicher Minister sei, so suchte er seinem Freunde Otto eine Stelle bei ihm auszuwirken.[2]) Dieser würde wohl, meint er, mit ihm auskommen, denn trotz allem Auffahren nehme der Minister freudig jede Vernunft an. Er richtet, sagt Jean Paul, mit der eisernen Elle, womit er selber gemessen sein will, und fordert unter dem Donnern über restirende Berichte ein gleiches über restirende Rescripte.

Schon im Oktober aber beginnen Jean Pauls Klagen. Er preist sich zwar glücklich durch seine Karoline und durch seine Emma, die vielleicht noch in diesem Monate einen Bruder oder eine Schwester erhalte. Sonst aber findet er, wenn er die Nachbarschaft seines Herzens abrechnet, das Leben leer und kalt. Er habe in Coburg, schreibt er Jacobi, mehr Bücher und Menschen und geistreichere, inzwischen jenseits des Daches doch nicht sehr viel. Im December berichtet er Otto, er habe mit der Großfürstin eine Polonaise getanzt, wenn ein Schreiten so zu nennen sei und fügt hinzu: „Doch denk Dir mich hier nicht zu froh, sondern ich werde mir hier nur als ein vernünftiger Mann mehrere Bedenkzeit nehmen, um endlich einen letzten Aufenthaltsort zu wählen." Jene Polonaise wurde bei der Vermählung der Prinzessin Victoire mit dem Prinzen von Leiningen getanzt. Früher war Jean Paul am Hofe stets ohne Degen und Schnallen erschienen, jetzt jedoch mußte er auf des Hofmarschalls Haunstein Begehr mit beiden kommen. Er klagt deshalb, daß es am Ende mit ihm so weit komme, daß er sich nicht mehr kenne, sondern elegant aussehe und dumm und inconsequent und verflucht verändert. Bei der Strumpfbandvertheilung erhielt auch der Dichter ein Stück der kostbaren Reliquie, er schenkte es jedoch seinem Freunde Ema-

1) vgl. Dietmar, Theaterbriefe von Göthe und freundschaftliche Briefe von Jean Paul ꝛc. Berlin 1835. p. 86.

2) Dieser wurde später Regimentsquartiermeister beim Prinzen Wilhelm von Preußen und ging als solcher 1807 bis Tilsit mit.

nuel. Auch diesen Bericht von der Hoffestlichkeit schließt er mit den Worten: „Glauben Sie nur nicht, daß ich sonderlich froh hier bin oder vergnügt oder zufrieden oder sonst etwas: sondern ich habe mein Bier."

Ueber den von Jean Paul so gerühmten Kretschmann zogen sich inzwischen so schwere Gewitterwolken zusammen, daß sie auch für den Dichter selbst verhängnißvoll wurden. Am 3. Februar berichtet er Emanuel, daß Kretschmann und der ihm gleichfalls befreundete Wangenheim (von letzterem hatte er sich einen Paradedegen zur Hochzeitscour geliehen) jetzt den Vernichtungskrieg führen; letzterer weise nämlich ein Minus von 170000 nach; darum aber sei jener noch nicht besiegt oder für ihn vergangen, noch seien die Kassen leer. Wangenheim wurde darauf suspendirt und es wurde ein „Kampfgericht" veranstaltet, zu welchem Kretschmann Jean Paul mit der Bemerkung einlud, es müsse ihm wohl „nach seinem Benehmen interessant sein, demselben beizuwohnen". Dies „Benehmen" deutet Jean Paul selbst auf das, was er dem Herzoge für Wangenheim gesagt, und zu unserer Verwunderung schreibt er jetzt auch an Emanuel, er wollte sehr, er hätte eher seine prophetische Meinung erklärt. Es sei aber das diese gewesen, daß Kretschmann entsetzlich lügt, Menschen und Kollegen zu Maschinen macht, wie jeder Minister keine Gesetze achtet, als die er giebt, das Land zur Staffel des Thrones macht oder zum Fruchtteller auf der Hoftafel, daß er unter den ihm bekannten Ministern vielleicht das längste geschliffenste Zungenschwert ziehen kann, daß er fürchterlich viel Talent hat und den Ehrgeiz ohne Ehrliebe. Wangenheim habe in der ersten Conferenz am meisten und stärksten gesprochen, er sei darauf vom Herzog in seine Würde wieder mündlich eingesetzt, habe aber doch abends wieder ein Dekret der Suspension bekommen. Zuletzt jedoch sei eine Kommission niedergesetzt und Kretschmann werde wahrscheinlich verlieren oder doch fortgehen. Sein möglicher Sturz gehört jedoch, schreibt Jean Paul, so gut unter meine Schmerzen als Wünsche, weil man dem Talent bei allem seinem Mißbrauche sich doch moralisch zugeneigt fühlt. Am 26. ist ihm alles noch unentschieden; Kretschmann blühe noch am Throngipfel und Wangenheim habe geglaubt, arretirt zu werden. Am 3. März jedoch sitzt der Siegesadler wieder Wangenheim auf der Schulter; von einem Duell zwischen beiden, welches beabsichtigt, kann jetzt nicht mehr die Rede sein. Denn wer den Vorwurf eines Betruges noch auf sich trage, wie Kretsch-

mann, der sei nicht stifts- und degenfähig und ebenbürtig zu Schuß und Stich. Es sei jetzt schon ein Deficit von 70000 Thaler bei Kretschmann gefunden. „Vorgestern sah ich ihn", erzählt Jean Paul weiter, „sehr traurig am Hofe. Er rührte mich wider Willen und ich kann es überhaupt zu keinem rechten Hasse gegen ihn bringen. Ich weiß recht gut warum? 1) mich hat er persönlich nie gedrückt, sondern beglückt; 2) ich habe immer mehr Verstand, als Gefühl und Religiosität bei ihm gesucht und wurde folglich nicht erst entzaubert; 3) Kraft ist immer edel". Es gefalle ihm seine ewige Thätigkeit des Lernens und Thuns, sein Hinübergreifen in alle fernsten Fächer, seine persönliche, kalte Selbstwehr und seine augenblickliche Mobilmachung des ganzen Ideen-Lagers, die er noch bei keinem Menschen so gefunden. Allein die Entscheidung fiel schließlich doch zu Gunsten Kretschmanns aus; [1]) im April berichtet Jean Paul, daß Wangenheim ohne Pension abgesetzt sei und klagend nach Oesterreich gehe.

Es ist begreiflich, daß durch diese Zwiste und durch dieses Schwanken Jean Paul der Boden unter den Füßen entzogen wurde. Im Anfange des Ministerstreites versichert er zwar noch, daß er keine Stadt kenne, für welche er das an Büchern, Landschaften, Paradiesen, Menschen und Verhältnissen reiche Coburg hingäbe. Allein bald darauf folgen nichts als Klagen, welche mit dem Entschluß Coburg zu verlassen enden. Schon Ende April sagt er, man werde ihn für veränderlich ausschreien, weil er fort will und fort muß. Aber alles um ihn her ist ja geändert. Wangenheim und Kretschmann sind für ihn fort, auch der Hof in mancher Beziehung. Seit er sich verboten, den Minister zu besuchen, heißt es an einer andern Stelle, und seit überhaupt der ganze geistreiche und frohe Zirkel, den er anfangs fand, am Hofe zersprengt worden, sei Coburg aus einem Jerusalem ein Bethlehem für ihn geworden. Der hiesige Krieg des Friedensfürsten und des Kriegsministers mit dem Reste treiben

1) Nach dem im Jahre 1806 erfolgten Tode des Herzogs Franz ließ Napoleon die Coburg'schen Lande occupiren und durch eine französische Commission verwalten, welche Kretschmann außer Thätigkeit setzte. Als nach dem Tilsiter Frieden Herzog Ernst die Verwaltung seines Landes antrat, ließ er die frühere Thätigkeit des Ministers genau prüfen und es wurden in Folge dessen mehrere Prozesse gegen letzteren erhoben, die erst in den dreißiger Jahren durch Vergleich mit den Kretschmann'schen Erben erledigt wurden.

ihn fort, schreibt er Böttiger. „Richter fühlt das Bedürfniß nach Herzlichkeit und wahrer Liebe", klagt Karoline dem Freunde. „Die Leere des höfischen Lebens hat er zum Ueberdrusse genossen, und nur wenn es mit recht viel Geist gewürzt wäre, wie wohl in Gotha, kann er es wieder suchen." Auch der Dichter selbst sagt, daß seine anfangs so schönen Verhältnisse mit dem Hofe sich wieder vernichtet hätten; zuletzt noch, im Juni, habe er das Vergnügen gehabt, grob gegen ihn zu sein, nämlich auf die Sonntags-Einladung ohne weitere Grundangabe nicht zu kommen. Gleichwohl sei er noch zweimal invitirt worden.

Aber auch mit der übrigen Gesellschaft konnte er sich nicht befreunden. Bekannte fand seine Frau hier genug, aber keine Freundin, Frau v. Spessart etwa ausgenommen. In Meiningen habe sie es besser gehabt. Wahre Kultur giebt es, klagt der Dichter, noch unendlich selten in Deutschland. Bildung hat er zum Glück nicht einmal hier gesucht, er hätte sie auch nicht gefunden. Nach Bayreuth wünscht er sich und Karoline, ja er sehnt sich nach Meiningen zurück. In Coburg konnte er „die rechte Gemeinschaft des Lebens und Treibens" nicht finden. Etwas freilich fürchtet er in Bayreuth zu vermissen, den Hof. Denn ein solcher ist ihm ein Mittelpunkt von eleganten, artistischen und politischen Neuigkeiten, die Lust an Frauen und Wein ungerechnet.

Anfang August erfolgte dann die Uebersiedelung nach Bayreuth, wohin er schon, da ihn die Gegend, das Bier und die „Wohlfeile" 1799 anlockten, nach seiner Verlobung mit Karoline v. Feuchtersleben zu ziehen gedacht hatte. Und doch hatte er schon früher die Bewohner falsch und schmarutzend genannt, das enge Volk hatte ihn abgestoßen.[1]) Es kann uns daher kaum wundern, wenn auch hier nach kurzem Aufenthalte wieder Klagen ertönen. Schon 1805 seufzte er, daß er in einem kunstöden Lande lebe und wie ein Ertrunkener zuweilen des fremden Athems bedürfe, um den eigenen zu holen. Er schmachtet, heißt es in einem Briefe an Schlichtegrolls Gattin, in seiner Sandwüste auf einer Sandbank nach dem frischen Grün eines Beisammenlebens, wie er es in ihrer Familie gefunden. Er spricht, schreibt er Knebel, nicht über Kunst und

1) Aehnlich äußerte sich 1797 auch Knebel, welcher eine Zeit in B. wohnte. Dieser fand sehr wenig wissenschaftlichen Sinn, alles absorbire vielmehr der Geschäftssinn. Es gebe nicht einmal Bibliotheken, ja das Lesen der Bücher überhaupt dürfe man nicht unter die Bayreuther Moden rechnen.

Philosophie, denn er ist in Bayreuth. Er verdankt der Stadt nichts als Gegend, Bier und Langeweile; ja Rellstab[1]) berichtet, er habe keinen Hehl daraus gemacht, daß er nur des Biéres wegen da wohne, da er es nirgends seinem Körper und Geiste so zusagend finde. Nach Funck hat er die Rollwenzel[2]) für die gescheiteste Frau in Bayreuth erklärt, denn diese begreife ihn am besten. Alles Todte findet er lebend, aber alles Lebende ist todt. Er hat zwar schon viele seiner Meinung nach unverdiente Auszeichnungen in unbedeutenden Städten genossen, aber doch in Bayreuth neue, nämlich grobe; ja er klagt von Nürnberg aus über die in Bayreuth herrschende Sittenverderbniß.

Bei alle dem fehlte es nicht an einzelnen Familien, zu denen sich die Richter'sche hingezogen fühlte.[3]) In erster Linie ist dabei die des Hofrathes, späterhin Geheimen Medicinalrathes Langermann zu nennen. Die Abende brachte der Dichter oft, wenn nicht in der Harmoniegesellschaft, im Hause der Geheimräthin von der Kettenburg zu, später auch bei dem Generalkommissär Frhr. v. Welden, dessen geistreiche Gemahlin ihn überaus fesselte.[4]) Er überreichte ihr an ihrem Namenstage gewöhnlich poetische Glückwünsche, dichtete auch ihr zu Ehren ein Vorspiel zu einer dramatischen Aufführung, welches in einem Liebhabertheater unter Direktion des Grafen Münster gespielt wurde. Seiner Gewohnheit gemäß arbeitete er bei guter Jahreszeit an ausgewählten Plätzen im Freien. Der Kammerrath Miedel hatte ihm seinen vor dem Eremitagenthore belegenen Garten in freundlichster Weise zur Mitbenutzung angeboten. Hier saß er in einer Laube vor dem Eingange in einem Bogengange, von welcher aus man die Aussicht auf die schönen Auen des Mainthales, auf St. Georgen, auf die Gegend der Eremitage und die fernen Berge des Fichtelgebirges hat. Auch im Hagen'schen

1) Aus meinem Leben. Bd. II. Berlin 1861.

2) Ueber diese siehe Funck, pp. 149 ff.

3) Vgl. E. C. v. Hagen, über Jean Pauls Aufenthalt in Bayreuth und seine Lieblingsplätze. 2 Aufl. Bayreuth 1863. Georg Horn. Ein Blatt des Gedenkens an die Wittwe Jean Pauls (Gartenlaube. 1861 No. 35). Jean Paul wohnte zuerst in der Schloßapotheke auf dem Markt, dann beim Justizcommissär Fischer in der Friedrichstr.; zuletzt im Hause des Banquier Schwabacher (No. 384).

4) W. VIII, 334 findet sich ein Brief Jean Pauls vom Jahre 1824 an Frau v. Welden. Eben da berichtet auch der Herausgeber, daß ihr Grabhügel sich neben dem des Dichters befinde.

Garten vor dem Friedrichsthore verweilte er oft; ein von Lindenbäumen beschattetes Plätzchen am Ende des Gartens war sein Lieblingsaufenthalt.[1])

Blicken wir auf das Bisherige zurück, so ist allerdings zunächst der häufige Wechsel der Wohnplätze Jean Pauls, auf den schon am Anfange hingedeutet, auffallend. Die Motive jedoch, die den Dichter dazu bestimmt haben, ergeben sich unschwer aus unserer Darstellung; es ist nichts anderes, als der Contrast zwischen Ideal und Wirklichkeit, als eine hyperideale Gesinnung, welche ihn ruhelos und unbefriedigt immer von dem einen zum andern jagte. Was er von seinem Verhältniß zu der Stadt Hof sagt, daß er nämlich zu weich, zu verschlossen und mit zu voller Brust herumgehe, gilt auch von den übrigen. Er kommt überallhin mit hochgespannten Erwartungen; kaum eine kurze Zeit da, so findet er, daß die rauhe Wirklichkeit all' seine Hoffnungen zerknickt, so ist er unglücklich über die Welt, die ihn nicht versteht, und so sucht er an einer andern Stelle, was ihm die erste nicht gewährte. In einzelnen Städten, wie Hof, Leipzig, Berlin, gefallen ihm weder die Gegend, noch, wenigstens zum Theil, die Menschen; andere, wie insbesondere Coburg, entzücken ihn zuerst durch die paradiesische Lage, werden ihm aber nur zu bald durch die Bewohner verleidet. Diese erscheinen ihm in Hof und Leipzig egoistisch, flach, ohne höhere Interessen, nur dem Erwerb materieller Güter zugewendet; Berlin, Meiningen, Coburg, Bayreuth sind ohne Poesie und Philosophie, sind kunstöde, und er kommt sich wie in einer Sandwüste vor. Der Herzog von Meiningen erweist dem Dichter alle nur erdenkbare Freundlichkeit, Jean Paul nennt ihn selbst seinen Freund; nicht lange aber, so sieht er sich auch hier getäuscht und verläßt trotz der dringenden Bitten des Herzogs den Hof und die Stadt. Sobald er sich jedoch wieder aus einem dieser vielgetadelten Orte

1) Nach Maximilian Heine (Erinnerungen an Heinrich Heine u. s. Familie. Berlin, 1868 p. 199 ff.) ist 1818 Salomon Heine mit Jean Paul in Bayreuth zusammen getroffen und hat ihn nach Hamburg eingeladen. Maximilian erzählt dann, daß Jean Paul im nächsten Frühjahr in Hamburg gewesen und fährt fort: „Die Aufnahme Jean Pauls im Heine'schen Hause war glänzend, und der Onkel, der dessen dürftige Vermögensverhältnisse kannte, machte ihm beim Abschied ein ansehnliches Geldgeschenk." Dem Verf. ist weder von jener Begegnung noch viel weniger von diesem Besuche etwas bekannt.

entfernt hat, malt ihm seine Phantasie alles im rosigen Lichte; in Berlin sehnt er sich nach Weimar und Jena, später wünscht er sich oft nach Berlin zurück, in Coburg urtheilt er über das einst so herb getadelte Meiningen viel milder. In alle dem können wir viel weniger Charakterlosigkeit finden, als eben die Art eines Menschen, der nie seine Ideale verwirklicht erblickt, eines Menschen, in dem sie mit einer so gearteten Energie leben, daß ihm die Wirklichkeit dadurch verleidet wird. Wohl aber scheint es, als hätte Jean Paul Kretschmann gegenüber nicht die Festigkeit des Charakters bewahrt, die eines Mannes würdig. Er kann es zu keinem rechten Hasse bringen und doch ist er bereits überzeugt, daß Kretschmann unehrlich gehandelt. Die letzte Quelle dieser Charakterlosigkeit ist aber auch hier wieder sein Abstrahiren von den concreten Verhältnissen; Kretschmann hat ihn von Anfang an bezaubert, als nun in der Folge offenbar wird, daß Jean Paul seine Zuneigung einem Unwürdigen geschenkt, vermag er nicht die realen Verhältnisse mit klarem Blick zu durchschauen und erscheint wie ein schwankendes Rohr.

Die Urtheile der Zeitgenossen über Jean Paul, so weit sie uns in diesem Abschnitte entgegentreten, sind voll von überschwänglichem Lobe, wenngleich sich auch hier, da sich Hof, Bayreuth und Leipzig ablehnend verhalten, bestätigt, daß kein Prophet in seinem Vaterlande gilt. In Meiningen wird er als ein Wesen höherer Art angestaunt; die Herzogin von Coburg ist seine brünstigste Leserin, die Königin Luise verehrt ihn, denn sie findet als den Zweck seiner Schriften, die Menschheit von mancher trüben Wolke zu befreien; Rahel schwankt bisweilen, im großen und ganzen jedoch liebt sie ihn und zählt ihn zu den ersten Genien. Nicht ohne Bedeutung erscheint es, daß sie sowohl als auch Henriette Herz und später Varnhagen in seinen Unterhaltungen nichts vom Komischen, nichts von Witz und Humoristischem entdecken; er erscheint ihnen allen ernst, geordnet, er sieht scharfsinnig aus und seine Stirn ist von Gedanken wie von Kugeln zerschossen. Am begeistertsten erscheint C. Bernard. Sie vergöttert ihn als den originellsten und universellsten der Menschen; nur der große Friedrich scheint ihr mit ihm zu vergleichen. Das wären allerdings „nur" Urtheile von Frauen; C. Bernard hebt ja auch hervor, daß ihr kein Schriftsteller bekannt, der von den Frauen so vergöttert würde; Jean Paul selbst rühmt Berlin nur deswegen, weil er da von den Frauen auf Händen getragen würde. Allein zunächst ist unter diesen Frauen

auch eine, die Jean Paul eine geistige Amazone nennt, welche nicht nur empfindet, sondern auch handelt, welche das Schicksal nicht nur mit Nerven, sondern auch mit Muskeln empfangen kann. Es fehlt aber auch nicht an Beweisen, daß die Männer ihn geschätzt. Christian F. Weiße war durch seine größeren Werke zu seinem Verehrer umgestimmt worden; der Prinz von Mecklenburg correspondirte gern und häufig mit Jean Paul. Der König v. Preußen theilte allerdings in keiner Weise die Zuneigung seiner Gemahlin zum Dichter, dieser aber konnte consequenterweise überhaupt keinen Ritter vom Geiste gebührend schätzen, denn ihm galten ja mehr als alle diese die Staatsmänner oder die Helden, welche das Vaterland gerettet. Und doch rühmt Varnhagen von Jean Paul, daß dieser stark und brav sei, daß es ihm nicht an persönlicher Tapferkeit fehle und daß er im Nothfalle eher mit dem Degen bei der Hand sein würde, als so mancher andere; auch setzt er bei ihm nicht nur Interesse, sondern auch Verständniß für die Geschichte des Feldzuges voraus und theilt ihm Proben davon mit. Es gehören auch einige Officiere zu Jean Pauls Verehrern, so Müffling, Uttenhoven, Röder und Rühle. Letzterer ist durch einen langen Umgang mit den Werken des Dichters so in ihn „eingewohnt", daß er ihm seine Verehrung und Zuneigung bezeugen muß und eine seiner Schriften übersendet. Röder hat kurz vor seinem Tode auf dem Felde der Ehre durch Jean Pauls Schriften Trost und Stärkung erhalten. Uttenhoven endlich ist durch den Hesperus vom Verderben gerettet und auch die übrigen Schriften haben ihm den Abgrund gezeigt, an dem er gestanden. Wie Varnhagen, so gewährt auch Kretschmann dem Dichter als einem Sachkundigen einen genauen Einblick in seine Dokumente und Manuskripte; Alvensleben giebt ihm ein Manuskript über das achtzehnte Jahrhundert zur Durchsicht; Schuckmann war für Jean Paul mehr als eine oberflächliche Bekanntschaft; was endlich Heim an Jean Paul fesselte, war auch nicht seine „Empfindsamkeit", sondern seine Kenntniß der Naturphilosophie, die geo=helio=selenognostischen Diskurse.

II. Abschnitt.

Die Reisen.

Erstes Kapitel.

Die Höfe.

Die Wanderlust war in Jean Paul so mächtig, daß er nicht nur beständig mit seinen Wohnplätzen wechselte, sondern auch von vielen derselben aus größere oder kleinere Reisen unternahm und so die verschiedenartigsten neuen Verhältnisse knüpfte. Von Bayreuth aus besuchte er, zum Theil wiederholt, mehrere, insbesondere bayrische Städte, so Nürnberg,[1] Bamberg,[2] Erlangen,[3] nirgends aber wurde er durch Ehrenbezeugungen der mannigfaltigsten Art in einen so freudigen Enthusiasmus versetzt, als in Dresden, Heidelberg und Frankfurt. Außer den Höfen von Berlin, Meiningen und Coburg huldigten ihm auch noch viele andere Höfe, Fürsten und Fürstinnen und empfingen ihn mit ausgesuchten Ehren. So besuchte er von Weimar aus Hildburghausen und Gotha wiederholt; von Bayreuth aus den Fürst-Primas Dalberg sowie die Höfe von München und Stuttgart und den der Herzogin von Kurland. Wir beginnen mit den Höfen.

Von Hildburghausen, wohin sich Jean Paul, durch Karoline v. Feuchtersleben veranlaßt, Ende Mai 1799 begab, sprach er stets mit Entzücken. Er wurde fast täglich an den Hof geladen, Knebel berichtet sogar, freilich übertreibend, daß er bei den Prinzessinnen acht Tage lang von Mittag bis Mitternacht täglich zubringen mußte. Vor allem war es die Herzogin Charlotte, die ihn begeisterte. Er nennt sie himmlisch, mit schönen, kindlichen Augen, einer Nachtigallenstimme und einem Mutterherzen, das ganze Gesicht voll Liebe und Reiz und Jugend. Der Herzog kam ihm äußerst gutmütig vor; zuerst freilich habe derselbe, sagt der Dichter, nicht viel fait von ihm gemacht, er sei ihm aber dann recht gut geworden. Auch hier habe ich, schreibt er weiter, eine anständige Brüder- und Schwestergemeinde und kann der Zinzendorf sein. Auch

1) Vgl. W. VII, 252. 271 ff. VIII, 328.
2) Vgl. Funck p. 101.
3) W. VII, 243 ff.

Oertel berichtet er, daß er in Hildburghausen eine große Lese-Propaganda habe; die Männer, darunter auch der Herzog, seien anfangs kalt, aber zuletzt recht herzlich warm gewesen. Seine drei schönsten Leserinnen seien die Herzogin sowie die Fürstinnen von Taxis und Solms, ihre Schwestern. Schon im August wurde er nach seiner Rückkehr nach Weimar in einer Abendgesellschaft bei der Geheimräthin v. Koppenfels damit überrascht, daß ihm die Wirthin ein Dekret des Herzogs von Hildburghausen vom 2. August überreichte, worin ihn dieser zum Legationsrathe ernannte. Ende Oktober reiste er seiner Karoline wegen wieder nach Hildburghausen und wurde gleich in den ersten Minuten auf kurze Zeit von der Herzogin empfangen. Außer einer Geliebten weiß er nichts Schöneres als diese süße Gestalt. Ihr Kopf ist für ihn so schön, daß er immer darüber vergißt, daß ein Fürstenhut darauf sitzt. Sie ist noch früher eine Fürstin durch ihre Gestalt der Liebe als durch ihren Namen. Zu ihrem Geburtstage, im November, fügte Jean Paul seinem Glückwunsche die Bitte hinzu, die Widmung des Titan, „dieses Morgensternes zum Hesperus", anzunehmen. Die Herzogin fand das Schreiben schmeichelhaft und erfreulich. Denn schmeichelhaft muß ihrer Meinung nach Jean Pauls Andenken wohl einem jeden, selbst der bloßen weiblichen Eitelkeit, besonders der eines Fürstenkindes sein; aber weit schätzbarer, werther und erfreulicher seine Theilnahme, sein Zutrauen dem guten, unverdorbenen Herzen, der weiblichen Seele. Sie sagt ihm daher Dank, herzlichen Dank für den frohen, stillen Genuß, den seine Zeilen ihr mitten im Gewühl einer zahlreichen Versammlung gewährten, Versöhnung aber giebt sie dem bösen, rauhen November, der solche Blüten ihr zum Wiegenfeste bescherte. Im Mai 1800 schickte Jean Paul den Titan mit der Dedikation; letztere nennt er die fünf schönsten Seiten, die er der hohen Güte verdankt, welche ihm erlaubte, seine Empfindungen auszusprechen. Die Herzogin antwortete auf dieses Schreiben jedoch erst im August des folgenden Jahres. Ihrem Briefe nach hätten verschiedene physische Ursachen die besten Vorsätze ihrer moralischen Natur sich untergeordnet; allein wir gehen wohl nicht irre, wenn wir, zumal in dem ganzen Schreiben ein bei weitem kühlerer Ton herrscht, als in jenem ersten, annehmen, daß Jean Paul sich die Zuneigung der Herzogin durch die Auflösung seiner Verlobung mit K. von Feuchtersleben verscherzt hatte. Vielleicht hat er dies auch herausgefühlt, denn er folgte

der Einladung, den Hildburghäuser Hof zu besuchen, nicht, sondern seine Gattin schreibt an ihren Vater, er habe die Herzogin auf der Reise nach Meiningen besuchen wollen, allein es hätte ihn doch zu sehr aufgehalten. Im folgenden Jahre erst stellte er dem Hofe seine junge Frau vor. Sie wurden für den Abend eingeladen, vor Tisch sagte jedoch die Oberhofmeisterin der Gattin, daß sie und die Prinzessin mit ihr soupiren wollten, der Dichter dagegen saß allein bei der Tafel.[1])

Gleichfalls von Weimar aus wurde Gotha, Mitte März 1799, besucht. Die acht Tage, welche Jean Paul da zubrachte, nennt er acht Festtage, während deren er am Hofe und von den andern so gut aufgenommen wurde, daß er gewiß einen Frühlingsmonat da verleben und verschreiben will, oder, wie er an Oertel schreibt, er fand da so bunte, weiche Bänder des Beisammenseins — und so viel Auszeichnung bei dem Herzog, dem Erbprinzen und dem Hofe — und was noch mehr ist, so viel holde Gestalten, daß er nur die Blüten erwarte, um auf vier Wochen dahin zu ziehen. Wir finden ihn jedoch erst im August des folgenden Jahres wieder in Gotha. Der Erbprinz zeigte sich ihm als begeisterten Verehrer; er hatte, wie sich Jean Paul ausdrückt, die Titanomanie und wollte von Lilar Zeichnungen entwerfen lassen und dem Dichter übersenden. Im November 1801 erhielt Jean Paul durch die Post anonym eine Folio-Kapsel und darin eine engliche Folio-Ausgabe von Young mit 20 oder 25 herrlich-phantastischen Kupferstichen englisch-prächtig vergoldet; eine goldene Kette, die er abzulösen und seiner Frau um den Hals zu hängen gesonnen war, diente statt der „Zwerg-Zettel, die man in Bücher legte". Jean Paul vermutete mit Recht als Absender den Erbprinzen von Gotha und bat diesen, da er doch gewiß den Geber genau kenne, ihm seinen Dank zu übergeben und so der chargé d'affaires seines Herzens zu werden. Als der Erbprinz 1804 zur Regierung kam und der Dichter bereits fest entschlossen war, Coburg zu verlassen, gedachte er, nach Gotha, dessen Gegend er freilich

1) Ein Brief Jean Pauls an die Herzogin aus dem Jahre 1805 bezieht sich nur auf eine Angelegenheit des Prinzen Paul v. Würtemberg. Es sind uns auch die Dankschreiben der Fürstinnen Taxis und Solms für die Dedikation des Titan überliefert. Letztere, welche ihm eine goldene Dose sandte, fand Jean Paul ebenso gut als die Schwester, dazu aber noch schöner; er will mit ihr in einem Kohlenbergwerk hausen, wenn er da ihren Galan vorstellen darf.

haßte; zu ziehen und den neuen Herzog in Betreff einer Pension auszuforschen. Die Uebersiedelung unterblieb; wohl aber schickte Jean Paul im Juli „ein Unterthänigstes Zueignungsgesuch, eine Aesthetik betreffend“ an den Herzog und begleitete es mit einigen Zeilen, worin er ihn nicht um die Erlaubniß des Lobes sowohl, denn diese gebe ihm schon die Wahrheit, als um die Erlaubniß des ungewöhnlichen, mehr englischen als deutschen Tones bat, worin er redete. Er möge ihm verstatten, zweimal recht glücklich dedicirt zu haben, das erste Mal der schönsten Königin, das zweite dem witzigsten Fürsten. In einem Briefe an Emanuel ist Jean Paul ungewiß, ob der Herzog die Dedikation, welche in Deutschland die erste ihrer Art sei, aber nicht in England, wegen des Tons und der geheimen Strafpredigt zulassen werde (welche ihn vom Witze auf das Regieren verweise). Die Antwort des Herzogs war in einem höchst wunderlichen, phantastischen, halb barocken, halb genialen Stile gehalten; Jean Paul sagt von ihr, daß ihr Bilderkabinet ihm eben so viel Freude als Mühe gemacht, zuletzt aber, da er's ganz verstehe, nur Freude. Da der Herzog durch seine Mischung von Scherz und Ernst ihm die Erlaubniß gegeben, sein Nein auszulegen und zu rangiren, so habe er die Meinung gewählt, welche ihm die wohlthuendste sei und habe das Ganze für die schöne Erhörung seiner Bitte angesehen. In einem Briefe an Emanuel nennt er dagegen das Schreiben des Herzogs einen sonderbaren, langen Charakterbrief; das Dediciren sei noch zweifelhaft. Nachdem der Herzog „seinem theuren Iwan“ in derselben wunderlichen Art geschrieben und mit den Worten geschlossen: „Thun Sie, Richter, was Sie wollen; Sie können doch nie aufhören, mein Liebling zu sein“, kündigte ihm Jean Paul am 16. August von Bayreuth aus an, daß er ihm in vier Wochen die Aesthetik schicken werde. Da schlug, wie Jean Paul sagt, jener Strahl auf ihn, der die Dedikation einäscherte, falls sie nicht zweimal da war, einmal außer, einmal in ihm. Voigt nämlich, der Dekan der philosophischen Fakultät zu Jena, verweigerte, trotzdem der Herzog von Gotha einer der Landesherren der Universität war, das Imprimatur und die gesammte Fakultät bestätigte dieses Verbot. Die Folge war, daß Jean Paul mit Zustimmung des Herzogs unter dem Titel „Freiheitsbüchlein“ eine vortreffliche humoristisch-satirische Schrift gegen die Censur erscheinen ließ und dieser nicht nur jene Dedikation, sondern auch den Briefwechsel mit dem Herzoge beifügte. Letzterer war

selbst Dichter und übersendete dem Freunde, dessen Herz ihm unter dem Männerstaub und Männersand eine holde, tröstende Oasis sei, seine von der Tagespresse mitunter scharf angegriffenen Produktionen. Seinem Lobe derselben fügte Jean Paul am Ende des Jahres 1805 die Bitte hinzu, ob der Herzog ihm nicht, wenn er mit Weib und Kind dem laufenden Steppenfeuer des Krieges entfliehen müsse, unter den leeren Gebäuden, über welche er von seinem Thronberge herab zu gebieten habe, irgend ein kleines durch sein Wort wolle öffnen lassen. Hierauf muß ihm der Herzog entweder gar nicht oder wenigstens nicht zu seiner Zufriedenheit geantwortet haben, denn Jean Paul beklagt sich bei Ernst Wagner, der Herzog handle doch nicht immer so, wie er solle, und könne nur herrschen oder spaßen. Als er kurz darauf eine Prachtausgabe der Genovefa des Herzogs vom Autor erhalten, war er, wie früher durch das Schweigen, so jetzt durch das Geben überrascht. Er fand, daß das Buch bis in die kleinste Form seiner Form den poetischen Geist seines Urhebers verrathe und daß wenig neue deutsche Werke dieser Gattung in dieser reinen, frommen, dichterischen Haltung vollendet seien. Im folgenden Jahre jedoch fragte Jean Paul Auguste Schlichtegroll, ob sie ihm nichts von dem gekrönten witzigen Haupte, dessen Witz nur zu oft dem Lande schade, melden könne. Wie ich mit ihm stehe, schließt er, weiß ich nicht, so wenig als er, wie er mit sich. Bis zum Jahre 1810 scheint der Verkehr zwischen beiden geruht zu haben; um Pfingsten des genannten Jahres durch einen Brief Jean Pauls wieder aufgenommen, endigt er jedoch bald mit einem völligen Bruche. Im Verein mit Villers bat nämlich Jean Paul den Herzog, dem Bräutigam einer der Töchter Schlözers, welch letzterer mehr Erben als Erbschaft hinterlassen habe, eine Gehaltszulage zu bewilligen, damit das Paar heirathen könne. Er hoffe, daß der, welcher die Liebe so zaubernd besungen, sie auch beglücken werde, und daß der deutsche Fürst deutsche Fürsten ergänzen und von ihren Schulden an Schlözer etwas an dessen Tochter abtragen werde. Darauf erhielt Jean Paul eine geharnischt-komische Antwort von „seinem mit Recht ergrimmten Lialey-Kungks auf Grimmenstein", welcher noch zwei Schreiben derart beigelegt waren, daß das zweite dem ersten und dieses wieder der eigentlichen Antwort zur Vertheidigung dienen sollte. Der Herzog ist unwillig, daß er zum Ehe- und Bettelgotte gemacht werden soll. „Da Sie nun selbst", fährt er fort, „mit Empfindungen

und Gefühlen einen nicht wenig eintragenden Wucher treiben und gewiß mehr Geld haben, da Sie oft so schwer und glänzend, hart und überladen, so preziös und so geprägt schreiben, als ich, so rathe ich Ihnen, dem schönen Bräutigam und der eleganten Braut den Weg in die Kirche und den in das Bette mit Dukaten zu pflastern." Er nennt ihn dann eine zum deutschen Distelstrauche gewordene, verwilderte Ananas, redet von seinem feilen Buhlen um die Gunst der Welt und versichert, daß er ihm wohlwollend zusehe, wie er mit alten Lorberen um die grauen Locken wie eine Hetäre aus den Schmunzelfenstern de la petite maison und des petites maisons von 20 Journaux auf einmal herausblicke. Im zweiten Briefe gesteht er, daß er von Jean Paul schreiben gelernt habe und auch sehr gut fühle, wie dieser Witz und Gift und Galle, Pfeile und Dornen magazinenweise gegen ihn in die Welt versenden könne; trotz alle dem könne und werde er nichts für die zu Vermählenden thun. Der Schluß endlich der Propugnatio, des dritten Schreibens, lautet: „Wollen Sie sich mausig machen, so werden Sie gerupft, gespießt, gebraten und Gott weiß, wer Sie zu fressen bekommt. Ihr ziemlich ergebener Rockh." Jean Paul schickt diesen Brief „der niedrigen Hoheit" an Emanuel mit der Bemerkung, daß er vorausgesehen habe, wie es kommen würde und daß der Herzog ohne Frage durch eine Stelle der Levana und der Dämmerungen, in welch letzteren er sein Lieblingsvolk, die Sinesen, angegriffen habe, erbittert worden sei. Seinem Freunde Villers dagegen schickt er ihn mit den Worten, der Herzog sei ein personifizirter Nebel — bunt — leicht — schwül — kühl — in alle phantastischen Gestalten sich zertheilend — zwischen Sonne und Erde schwebend, bald fallend, bald steigend. Hätte er ein Herz — sein Dichter-Kopf wäre der größte. [1])

Erquicklicher sind Jean Pauls Beziehungen zu Dalberg. [2]) Er näherte, sich diesem zuerst dadurch, daß er ihm am 1. Okt. 1808 unmittelbar nach dem Erscheinen der „Friedens-Predigt an Deutschland" eine

1) Aeußerungen des Herzogs über Jean Paul aus den Jahren 1810—1812 finden sich in dessen Briefwechsel mit Ernst Wagner, s. Wagners sämmtl. Werke. Band XII, p. 81. 88. 90. 98. 111.; über seine Eigenthümlichkeiten vgl. Gartenlaube. 1857. No. 7.

2) Ueber diesen siehe außer anderem Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. I, p. 373.

geschriebene Zueignung übersandte, die „erst durch seine Erlaubniß sich zu einer gedruckten vor einer zweiten Auflage erheben könne". In sechs Polymetern suchte er ihm die Verehrung auszudrücken, die einem Haupte gebühre, um dessen Fürstenkrone sich der Musenlorber legt; in dem die Zueignung begleitenden Briefe sprach er auch noch von Wünschen, deren Verzeihung ihm so wichtig sein müsse, als deren Erfüllung, ohne jedoch deutlicher diese Wünsche zu bezeichnen. [1]) Der Fürst antwortete sogleich, Jean Paul möge fortfahren, die Schönheit der Tugend und Wahrheit zu schildern, sowie für Menschen-Wohl und -Glück zu ringen. Seine Wünsche bittet er ihn bestimmt zu erklären, denn wenn deren Erfüllung in seinem Wirkungskreis liege, so werde er ihm mit Vergnügen zeigen, mit welch' besonderer Hochschätzung er seiner gedenke. Jean Paul sah in der eilenden Huld, womit der Fürst die Polymeter beantworte, einen Beweis mehr von deren Wahrheit und erbat zuletzt eine Winterpension, um seine Gesundheit herzustellen durch mehr Lesen als Schreiben. Dalberg schickte zunächst mit der ehrenvollsten Zuschrift ein nicht unbedeutendes Geschenk, schon im April des nächsten Jahres aber konnte Jean Paul seinem Freunde Emanuel die frohe Mittheilung machen, daß er 1000 fl. jährliche Rente empfange und Mitglied des Frankfurter Museums geworden sei. [2]) Dalberg war auch mit Herder befreundet gewesen. Karoline Herder schreibt dem Dichter daher, als sie die Nachricht erhalten, ihre Freude und ihr Entzücken; Dalberg ist ihr Heiliger nicht minder als der Jean Pauls. Da jedoch diese Pension vorläufig nur aus der Privatchatulle des Fürsten gezahlt wurde, wendete sich Jean Paul im Anfange des Jahres 1811 an Frau v. Lochner in München, deren Liebesworten er zum größten Theile seine Pension zu verdanken glaubte, und bat sie, den Fürsten zu bewegen, daß er die Pension in den allgemeinen Pensionsfond aufnehme. „Dalberg ist allerdings", schließt er, „ein Louis XIV. im kleinen, insofern er wissenschaftliche Preiswerber erweckt und belohnt; aber er ist größer als Louis, insofern er selbst unter den Preiswerbern steht, nur unerweckt und unbelohnt." In eben dieser Angelegenheit wendete er sich später auch an den Grafen Benzel-

1) Die Polymeter finden sich F. IV, 215 ff. In einem Briefe an Emanuel. F. I, 202 giebt er die zum Verständniß der Dedikation nöthigen Erklärungen.

2) Nach WW. 27, 241 am 2. April 1809.

Sternau, den Finanzminister des Großherzogs, dem er „auf dem Parnasse so nahe, auf der geographischen dagegen und politischen Ebene" so fern sei. Der Graf schrieb zurück, daß ihn der Dichter so oft schon durch Idee und Gefühl zu sich hingezaubert habe; er nannte ihn den Chrysostomus der deutschen Dichterwelt;[1]) allein jener Wunsch Jean Pauls mußte unerfüllt bleiben.[2]) Nichtsdestoweniger fühlte er sich fortwährend zur aufrichtigsten Dankbarkeit verpflichtet; so schreibt er an den Hofrath Jung in Frankfurt: „In der Geschichte wird es künftig nicht mehr heißen: Ist kein Dalberg da? sondern: Er war da und blieb da, denn jedes deutsche Herz war sein Thron."

Zum Geburtstag des Fürsten schickte er im Februar einen den Tag verherrlichenden Aufsatz fürs Museum; Dalberg seinerseits ist von Freude erfüllt, daß Jean Paul, der hochherzige Bekenner der Gottesverehrung und Tugendliebe, der den ernsten Tempel der Wahrheit mit seiner Fülle der anmutvollen Geistesblumen so lieblich ausschmückt, ihm von Herzen gut ist. Im Anfange des folgenden Jahres erhielt der Dichter sogar ein Schreiben vom Staatsrath Pauli aus Aschaffenburg, worin ihn dieser im Auftrage Dalbergs fragt, ob es seinen Wünschen zusage, an der dortigen höheren Lehranstalt die Professur der Aesthetik oder eines anderen literarischen Faches mit einer Besoldung von tausend Gulden, ungerechnet die Pension, zu übernehmen. Jean Paul lehnte jedoch ab, da er zweifelte, ob er, der früher nur Kinder unterrichtet, mit einigem Glücke einem andern Publikum zu dienen vermöge. Insbesondere aber bestimmte ihn dazu die Erwägung, daß seine Kräfte nicht zum Lehren und zum Schreiben zugleich ausreichen. Für das Frankfurter Museum lieferte er indessen mehrere Aufsätze,[3]) so 1812 „die Frage über das Entstehen der ersten Pflanzen, Thiere und Menschen," im folgenden Jahre die „Mutmaßungen über einige Wunder des organischen Magnetismus". Die

---

1) Auch nach Dalbergs Tode schrieb J. P. noch einmal an Benzel in der Pensionsangelegenheit und bat, seine Bitte dem Herzensvertrauen nachzusehen, das er ihm als dem Dichter, Menschen und Staatsmanne weihe. Görres beklagt sich bei Wilhelm Grimm im Juni 1811, daß J. P. zu sehr durcheinander lobe; so habe er den verworrensten, verschrobensten, frazigsten und lächerlichsten aller neuern Schriftsteller, Benzel-Sternau, auch einmal genial genannt.

2) Spazier behauptet das Gegentheil; allein s. W. VII, 263.

3) Abgedruckt im 27. Bande der Werke.

letztgenannte Schrift sandte er dem Fürsten zu seinem Geburtstage. Sie passe zwar, meint er, nicht für eine Zeit, wo mehr das Eisen, als der Magnet regiert. Allein die philosophischen und dichterischen Ansichten, mit welchen die Werke des Fürsten das atomistische und materielle System bekämpfen, lassen ihn für den organischen Magnetismus, diese wunderbare Erdenge zwischen zwei Welten, mehr seine Freundschaft hoffen als sein Verwerfen. 1814 gab der Dichter die fürs Museum bestimmten Aufsätze mit Hinzunahme einiger andren als Ganzes unter dem Titel Museum heraus und sandte sie dem „ersten und einzigen deutschen Augustus seiner Muse"; die Vorrede wiederholte den Dank, welchen die Wissenschaften ihm schuldig wären, er möge schreiben oder regieren.

Zwei Jahre darauf, im Spätsommer, ging endlich auch der längst gehegte Wunsch, dem Fürsten von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu treten, in Erfüllung. Jean Paul reiste im August nach Regensburg und kam am 15. das erste Mal mit dem Fürsten zusammen. Er schildert ihn als einen langen, etwas vorgebogenen Mann mit einem Kraftprofil, nur das linke Auge immer aus Schwäche schließend, übrigens sei er im Reden wie in allem mehr Gelehrter als Fürst. Unsere Bekanntschaft, schreibt er weiter, war am ersten Tage so entschieden, daß ich seit Herders Tode das erste Gastmahl dieser Art genossen. Nie hatt' ich in so kurzer Zeit einen Fürsten auch nur $^1/_8$ so lieb gewonnen. Welchen Eindruck der Fürst von Jean Paul erhalten, zeigt am besten ein am nächsten Morgen an ihn gesendetes Schreiben, worin er bittet, ihm täglich die Stunde von 6 bis 7 Uhr abends zu schenken; sein Wagen nebst seinem Bedienten werde ihn täglich abholen und zurückführen. [1]) „Ihr Geist", sagt er weiter, „erhebt den meinigen; Ihre reine Liebe der Tugend erwärmt mein Herz; Ihr standhaftes Bestreben, das Reich christlich-sittlicher Tugend zu befördern, befestigt meinen Entschluß." Jean Paul berichtet, daß sie oft bis ins Dunkle bei einer nur halb austropfenden Weinflasche saßen und daß Gespräche über Religion, Physik, Philosophie und alles Wissenschaftliche geführt wurden. Im Glauben und Streben sei Dalberg ein Geistlicher im würdigsten Sinne des Wortes; seine Grundsätze seien die der höchsten Anbetung Gottes und der Selbstdemütigung. Gegen Jean Pauls Unterstellen Christi unter Gott sagte er blos sanft „Nein". Nach

1) J. P. redet seltsamer Weise von „Landkutsche oder Journaliere".

der Familie des Dichters erkundigte er sich mehrere Male angelegentlich und versprach auch, testamentarisch für Jean Pauls Gattin nach dessen Ableben zu sorgen. Beide besuchten einigemal den preußischen Gesandten Grafen Görz. Jean Paul nennt diesen trefflich, ruhig, fein, ehrwürdig, einen heiteren Nachsommer aus Friedrichs II. Sommer, in dem so manche Geisteskraft blühe, die bei andern schon im Frühling verwelke. Nur klagt er, daß in seinem Hause die Männer nichts erhalten als kalten Thee, keinen Bissen weiter, und daß sich zuletzt ein Kreis von Spielern und Spielerinnen versammele, welche ebenfalls außer Karten und Stühlen nichts erhalten. Eine himmlische, heimliche Häuslichkeit dagegen fand er in der Familie des Grafen Westerhold, eines Freundes von Lavater, dem er ein edles, ausgearbeitetes Gesicht und einen Kopf voll Glut mit einem weinenden Auge nachrühmt. Vom Fürsten schreibt er am 31. August der Gattin, daß dieser ihn immer heftiger liebe und ihn so warm wie Herder umarme. Sie tranken die Gesundheit der Gattin und Kinder jeden Abend; war der Fürst einmal verhindert, den Dichter zu empfangen, so waren beide untröstlich. Ja er gab ihm die Handschrift eines großen französischen Werkes, die „Palingenesie" seines früheren kleineren über das Universum[1]) und nahm gern seine Bemerkungen, selbst tadelnde, an. Grade die Güte des Fürsten aber kürzte, wie Jean Paul schreibt, sein Bleiben ab; er reiste in den ersten Tagen des September wieder nach Bayreuth und erhielt von seinem Gönner die Reisekosten wie auch den Aufenthalt in Regensburg bezahlt. Zum nächsten Geburtstage sendete er ihm wieder einige Glückwunsch-Polymeter, deren letzter lautet: „Geist und Herz zugleich richtet Er nach oben, wie die Cypresse nicht nur den Gipfel, sondern auch den kleinsten Zweig gen Himmel hebt. Aber noch lange bleibe die irdische Wurzel auf unserer Erde." Dieser Wunsch sollte nicht erfüllt werden, denn wenige Tage darauf verschied der Fürst. Als Jean Paul Emanuel die Trauerbotschaft meldete, fügte er hinzu: „Wär' er eher mein Wohlthäter gewesen, ich verschmerzte seinen Verlust leichter, aber ich habe ihn leider in den Dämmerungsstunden gehört."

Die Jean Paul von Dalberg ausgesetzte Pension brachte ihn auch mit dem bayrischen Hofe in nähere Beziehungen. 1814 hatte er be-

1) Betrachtungen über das Universum. 1. Aufl. Erfurt. 1776. 7. Aufl. 1821.

reits die zweite damals erscheinende Auflage der Levana der Königin Karoline gewidmet. „Die besseren und wärmeren Stellen darin", heißt es in der Zueignung, „können nichts sein, als Ihre eignen Erinnerungen." „Die Vaterliebe hat die Levana geschrieben", beginnt der das Buch begleitende Brief, „der Mutterliebe ist sie zugeeignet." Die Königin antwortete sofort, es könne ihr nur angenehm sein, ihren Namen einem Werke vorgesetzt zu sehen, welches seinem geistreichen Verfasser einen so ausgezeichneten Rang unter den pädagogischen Schriftstellern Deutschlands erworben hat. Als ein besonderes Zeichen ihrer Werthschätzung legte sie ein kleines Andenken bei; sie fand jedoch bald Gelegenheit, ihre Zuneigung noch ersichtlicher zu zeigen. Nach Abdankung Dalbergs nämlich wurde Jean Paul von dem provisorischen Gouvernement die ihm von jenem bewilligte Pension nur bis Ende des Jahres 1813 ausgezahlt. Er wendete sich daher mit Bittschriften an viele mehr oder weniger beim Wiener Congreß einflußreiche Personen, um die Fortzahlung der Pension zu erwirken, so an den Kaiser von Rußland,[1]) an Metternich,[2]) an Stägemann, der den Dichter überaus hoch schätzte,[3]) endlich auch im September 1815 an den König von Bayern. Er hoffte von ihm um so eher Erfüllung seiner Bitte, als das Fürstenthum Aschaffenburg aus der Hand eines Fürsten, der so eifrig die Wissenschaften belohnte, in die Hand eines Königs übergegangen sei, welcher die Sonne der Wissenschaft und Kunst über alle seine Länder aufgehen lasse. Mit diesem Briefe an den König sendete er zugleich einen an dessen Gemahlin ab, worin er sie um ihre Fürsprache bat. Der Erfolg fehlte nicht; aus der Antwort der Königin können wir entnehmen, daß er vornehmlich ihrer Vermittlung zu verdanken war. Der Minister Montgelas schrieb sogar, daß bereits vor dem Eintreffen von Jean Pauls Briefe der König die Fortzahlung der Pension, ja die Nachzahlung der rückständigen verfügt habe.

Bei seinem Aufenthalte in München 1820 besuchte der Dichter

---

1) s. Spazier V, 108. Der W. VIII, 18 mitgetheilte Brief ist ein nicht abgesendeter Entwurf.

2) s. F. III, 274.

3) s. W. VIII, 17. 33. vgl. Briefe von Stägemann, Metternich ꝛc. Aus Varnhagens Nachlaß. Lpz. 1865. p. 30.

Montgelas[1]) und nennt ihn einen wahren, geborenen Minister und großen Kopf mit einem seltsamen Kraftgesicht. Schon ein paar Tage vorher war er beim Königspaar gewesen. Einen solchen weit offnen, gutmütigen, unbegehrlichen, anspruchlosen, hausväterlichen König hat er sich nie gedacht; er hebt auch hervor, daß derselbe wie ein Protestant gegen die katholischen Ceremonien gesprochen habe. Die Königin, in deren Zimmer Jean Pauls Büste stand, fand er nicht schön, wohl aber scharfblickend, ruhig, ungeziert, ohne allen Stolz.

Am Würtemberger Hofe war die Herzogin Wilhelm eine eifrige Beschützerin Jean Pauls; noch ehe er sie kennen lernte, war er bereits mit dem Prinzen Paul in Beziehung getreten.

Derselbe stellte sich ihm 1805 in Bayreuth unter dem Namen „Paul Stiefel" vor. An die Mutter von dessen Braut, die Herzogin von Hildburghausen, schrieb Jean Paul, daß der vortreffliche Paulus, der mit seinem Namensheiligen das Feuer gemein hat, aber so gut wie dieser eine weichere Krone verdiene, als die Märtyrerkrone, bloß durch seinen Geist ihm den Irrthum genommen, und daß er zuerst aus seiner fürstlichen Keckheit den Stand errathen habe. Der Prinz hatte dem Dichter ein Manuskript zur Beurtheilung überreicht. Freimütig gestand ihm dieser, daß er bei allen Reizen des Werkes doch wünsche, der Autor sei mehr sein eigner mündlicher Historiograph und mehr der schriftliche Romantiker. Statt mit jenem Alten zu sagen: „Rede, damit ich dich sehe", würde Jean Paul zuweilen wünschen: „Schweige, damit ich dich sehe". Seine Phantasie sollte die Flügel im weitesten Raume, im freien Himmel aufschlagen und dahin fliegen, wo es andre Sterne giebt, als die — aufgenähten. Vielleicht hat sich der Prinz durch diesen Freimut verletzt gefühlt; von einem ferneren Verkehr wenigstens ist uns nichts überliefert.

Als Jean Paul im Juni 1818 ein paar Wochen in Stuttgart verweilte, ließ er sich dem Könige nicht vorstellen, denn der lese wenig

---

1) Bei einer vom Minister von Lerchenfeld gegebenen Männergesellschaft lernte er auch Peter Cornelius kennen; er rühmt ihm „eine Adlerstirn, unter der ein Adlerblick" nach. Der Dichter spricht sich gelegentlich (32, 257) auch über Ramberg aus. Seiner Ansicht nach wäre dieser längst unser Hogarth geworden, wenn er nicht jährlich gezwungen würde, in Ridikülbüchern unser Chodowiecky zu bleiben.

und habe nur einige Officiere bei sich; wohl aber entspann sich das freundschaftlichste Verhältniß zur Herzogin Wilhelm.[1]) Ueber ihren Gemahl sagt der Dichter nichts, als derselbe sei leicht zu schildern als ein Mann voll Arzneikunde, Physik und Menschenliebe. Die Gattin dagegen lebt und bettet sich, schreibt er weiter, auf den weichen Blütenspitzen der Phantasie, fällt aber nur zu leicht davon herunter, denn sie ist in Freude und in Trauer zu unbeständig. Sie hat ihn sehr lieb gewonnen und ihm auch alle ihre Fehler und deren Quellen bekannt. In der Jugend war sie, erzählt er ein anderes Mal, durch eine Schönheit berühmt, welche Danneker nicht bloß den Kopf verrückte, sondern auch den Hut, den er im Weggehen von ihr immer quer aufsetzte. Sie ist noch schön. Aber wie ist, ruft er aus, dies neckende Springen von Ideen und das unfürstliche, liebende Theilnehmen an ihren bürgerlichen Bekannten und dieses naive Sprechen zu malen? Jean Paul saß beim Essen neben ihr; sie lachte ihn über seine Schmeicheleien aus, konnte aber doch nicht „Herrin“ werden. Sie reiste noch während Jean Pauls Anwesenheit mit ihrer Familie und mit Matthisson nach der Schweiz und nach Italien ab; der Dichter schrieb ihr einige Zeilen ins Stammbuch[2]) und empfing später aus Baden einen Brief von ihr. Es wäre ihr, sagt sie, viel werth gewesen, wenn er ihr bei der Abfahrt noch eine Hand gegeben hätte, einerlei ob die linke, die nächste an seinem mächtigen Herzen, oder die eine ebenso mächtige Feder zu halten bestimmte rechte, die in jedem Falle eine zurechtweisende gewesen. Sie dankt ihm im voraus für jede gutmütige und gutgemeinte Postmeisters-Wahrheit, auf welche sie mit Sehnsucht harrt. Sie bittet den lieben guten Meister um Extrapost, denn sie freut sich auf seine Zeilen wie die Kinder auf die

1) Er verkehrte auch viel in den Familien des Grafen Berolbingen, des Professor Reinbeck sowie in der Cottas, vgl. W. VIII, 180 ff. Von einer Begegnung mit dem Epigrammatisten Haug wird uns nur das Faktum berichtet. Haug hatte bereits 1814 als Redakteur des Morgenblattes in Cottas Auftrage an den Dichter geschrieben. Er benutzte diese Gelegenheit, ihm seinen wärmsten Dank für die zahllosen unschätzbaren Geistesgenüsse abzustatten, die ihm seine ebenso ergötzenden als belehrenden Werke geben. In seiner Antwort nannte ihn Jean Paul den reichsten Martial der Deutschen, dem sogar die schärfsten Eisspitzen leicht durch einen sanften Hauch zu eleganten Thautropfen werden.

2) s. W. VIII, 190.

Weihnachtslichter. Er soll aber nicht vergessen, daß sie des Erhellens mehr als des Blendens bedarf, da sie von Illusionen zu leben gewohnt ist. Jean Paul antwortete auf diesen am 25. Juli geschriebenen Brief erst am 3. Oktober, da er ihn zu spät erhalten. Allein eine Herzogin, schreibt er, möge ihn bei der andern entschuldigen, er sei fast den ganzen September in Löbichau gewesen. Darauf spricht er seine Befürchtung aus, sie werde sich auf der Reise unbefriedigt fühlen und kommt auf ihre Unbeständigkeit zurück, die fortwährend zwischen Freude und Trauer hin und her schwanke. Sie selbst, sagt er, habe dabei immer ihren festen Halt, allein den sie Liebenden gebe sie damit mehr Schmerzen, als sie wisse und wolle. Im Unterschiede vom Prinzen Paul fühlte sich die Herzogin durch diese Freimütigkeit so wenig verletzt, daß sie, freilich erst in der Mitte des folgenden Jahres, ihm noch einmal aus der Schweiz schrieb. „Ich werde Sie nie vergessen", sind ihre Worte. „Wie leben Sie? wie denken Sie? wie sind Sie für uns gesinnt? darauf kann ich mir zwar immer selbst mit drei Buchstaben antworten, doch ich überlasse es lieber Ihnen. Ach, schreiben Sie einmal recht extra gutmütig an mich. Eine Viertelstunde von mir wohnt die Großfürstin von Rußland, Prinzeß v. Coburg, ihre Gönnerin, die Sie ihren Gönner nennt.[1]) Wir sehen uns viel und haben uns sehr lieb. O kommen Sie hierher, kommen Sie, lieber Freund! Man muß Sie sehen und hören, damit alles doppelt gefällt, was Sie dem Papier anvertrauen."

Der oben angedeutete Besuch Jean Pauls bei der Herzogin von Kurland in Löbichau bei Altenburg[2]) gehört mit zu den anmutigsten Episoden seines Lebens. Der Entschluß, dieselbe zu besuchen, scheint, wiewohl Jean Paul bereits früher sein Kommen zugesagt, vor allem durch die Briefe der Gräfin Dorothea Chassepot, einer Hofdame der Herzogin, in dem Dichter gereift zu sein. Dieselbe erbat sich zunächst von ihm ein Blättchen für ihre physiognomische Handschriftensammlung und erinnerte ihn darauf an sein Versprechen. Hier ist meine Hand, schrieb Jean Paul zurück, aber leider nur die, die ich schreibe, nicht die

1) Die Quelle, welche Ludwig Storch (Gartenlaube 1863 No. 1) für seinen detaillirten Bericht über ein Zusammentreffen der Großfürstin mit Jean Paul im Jahre 1816 benutzt, ist dem Verf. unbekannt.

2) Vgl. Nationalzeitung 1876 No. 179.

andre, womit ich die Ihrige drücken würde für Ihren so schönen Brief. Meine lange Reise nach Stuttgart nimmt mir auch die kurze zu Ihrer Herzogin. Aber wär' es denn ganz unmöglich, daß ein Zug-Paradiesvogel auf seinem Fluge nach Paris sich für einige Tage in Bayreuth niedersenkte? Herzlich würde ich mich freuen, wenn ich ein paar Tage lang Zeit bekäme, Ihnen für Ihre Güte zu danken. „Sie kommen also nicht!" schrieb die Gräfin zurück. „Das ist denn, was trotz dem Lieben und Verbindlichen in Ihrem Briefe ihn mir sehr unwillkommen machte .... Wer frohe Erwartungen erregen und alsdann unerfüllt lassen kann, wer mit Kaltblütigkeit auf sich hoffen und nach sich seufzen läßt und dieser Flut der Gefühle den trocknen Damm vorgeschützter Pflicht entgegenzusetzen vermag, der hat eine Marmorseele, das ist gewiß. Ists denn durchaus nicht möglich, uns ein paar Tage zu geben? Wir versprechen, zufrieden zu sein mit der kleinsten Spanne Zeit und auch Sie, gewiß auch Sie werden nicht bereuen, sie uns zugestanden zu haben. Frau von Ende ist seit gestern hier; die Herzogin, Frau von Piatoli (mich kennen Sie) und die übrigen Frauen bewegen sich auch nicht in einem versponnenen, verkochten, verwaschenen und vernähten Leben. Kurz, wenns Ihnen gelüstet, sich recht hätscheln und lieb haben zu lassen, so stoßen Sie jetzt zu der kleinen kurischen Kolonie, die selbst auf fremdem Boden ihre Gastfreundlichkeit und herzliche Anerkennung fremder Liebenswürdigkeit mitzubringen und sich zu erhalten wußte."

Solchen Bitten gegenüber konnte Jean Paul unmöglich Widerstand leisten. Ich wollte, schreibt er zurück, im Loben anderer Menschen wäre nur halb so viel Liebe, als in Ihrem Schelten, und ich danke Ihnen für jedes zornige Wort. Doch werde ich auch — kommen, wenn der Himmel will, nämlich der blaue. Jener Brief der Gräfin war vom 5. August; schon am 26. kündigt er ihr die Stunde seiner Ankunft an und schreibt er der Herzogin, obgleich ihm nichts dazu verliehen ist, als nur Worte, seinen warmen, innigen und wahren Dank. Er traf am Abend des 31. August auf dem Schlosse ein, nachdem ihm bereits die Gräfin Chassepot, die Baronin Ende, welche er von Heidelberg aus kannte, und Marheineke bis Gera entgegengefahren waren. Unter den etwa dreißig Gästen, welche das Schloß außer den Genannten beherbergte, sind vor allen Elisa v. d. Recke, Schwester der Herzogin,

Tiedge, Präsident Feuerbach und Sohn aus Ansbach, der Schriftsteller Schink, Graf v. Schulenburg, zwei junge Grafen v. Medem, Maler Wetzel, Schriftsteller Eberhard aus Halle, Kreismarschall v. Firks aus Kurland hervorzuheben. Die Briefe, welche Jean Paul an seine Gattin schrieb, so wie die Schilderung, welche er von den Löbichauer Tagen später im Cotta'schen Damenkalender gab,[1] sind voll von Preis und Bewunderung der herzlichen Aufnahme, des ungezwungenen und doch feinen Tones und der ebenso geistreichen wie unschuldig naiven Geselligkeit im Hause der Herzogin.[2] Diese selbst mag er gar nicht anfangen zu loben, so köstlich ist ihr Herz mit seiner Ruhe, Unbefangenheit, Liebe und Milde, Gefallsuchtlosigkeit und seinem Gottessinne. Sie ist auch seiner Meinung nach mit oder nach der Chassepot trotz der Jahre die schönste unter allen. Bei Tisch trank sie einmal mit Jean Paul und der Baronin Ende sowie mit ihrer Tochter, der Herzogin v. Acerenza[3]) die Gesundheit von Jean Pauls Gattin, ja sie versprach ihm, in Bayreuth eine Nacht zu verweilen und die Familie zu besuchen. Mit Elisa v. d. Recke ging oder fuhr Jean Paul oft des Nachmittags spazieren; er habe, sagt er, nie gedacht, daß er diese ehrwürdige Frau so lieben und ehren würde. Diese einzige, in ihrem frommen Wollen und hellen Glauben, warmen Lieben und festen Leben hochstehende Frau, eine ächte, lichte, kräftige Protestantin, lernte er so in einem ganz anderen Lichte erblicken, als in der Aufklär-Journaliere eines Biester und Nicolai. In dem benachbarten Schlosse Tannefeld wohnten die drei Töchter der Herzogin, Pauline von Hohenzollern, Johanna von Acerenza und Do-

---

1) S. WW. 32, 274 ff.

2) Es ist uns völlig unbegreiflich, wie Charlotte v. Schiller an Knebel schreiben kann: „Die Plattheit von Jean Paul, der im Damenkalender über seinen Aufenthalt in Löbichau einen furchtbar platten Aufsatz gegeben, hat mich ordentlich erbarmt. Eine philosophische Entsagung des Bieres, das in Franken so lockend ist, hätte Jean Paul noch lange eine leichte, schöne Phantasie lebendig gehalten; aber er geht an der Schwere des Materialismus zu Grunde.“ Daß es für Jean Paul vielleicht besser gewesen wäre, wenn er das Bier weniger geliebt hätte, kann ja zugegeben werden; nur ist nicht ersichtlich, wie grade der Löbichauer Aufenthalt diese Gedanken in Ch. v. Schiller erwecken konnte.

3) Dieselbe ist, fast 93 Jahr alt, am 11. April 1876 in Löbichau gestorben und dann in Sagan beigesetzt worden.

rothea von Sagan; der Verkehr zwischen Löbichau und diesem reizenden Sommer- oder vielmehr, wie Jean Paul sagt, italienischen Frühlingsitze war natürlich ein äußerst lebhafter. Vom Hause der Herzogin rühmt der Dichter vor allem die gänzliche Ungezwungenheit in Leben und Reden. „Man kann", sagt er, „eine Meinung ergreifen, welche man will, gegen oder für Magnetiseurs, gegen oder für Juden, gegen oder für Ultras und Liberale, niemand wird etwas dagegen sagen, als höchstens seine Gründe. Jeder Gast frühstückt mit sich selber und sieht blos aus seinen Fenstern einzelne Damen durch die Park- und Morgenkühle langsam wandeln oder Kammerjungfern, die noch nicht in heißem Feuer und Handgemenge mit dem ungeplätteten und ungefalteten Weißzeug stehen. Manche Herren arbeiten ungestört an ihren Papieren, bringen aber, wenn es ihnen wie mir ergeht, nur wenig zu Stande, auch die Herzogin ist in ihren Zimmern und liest und schreibt. Dann fangen die Morgenbesuche an, die sich oft bis Tannefeld ausdehnen. Mittags um zwölf beginnt das Dejeuner und damit die allgemeine, größere Gruppen bildende Geselligkeit, welche erst um zwölf Uhr des Nachts endigt." Musik, Tanz, Spiel, Vorlesen, dichterische Improvisationen verkürzten aufs angenehmste die Stunden. Auch Jean Paul improvisirte eine „Erntefestpredigt"; dieselbe findet sich gleichfalls im Damenkalender. Es wurden Violinconcerte gegeben, oder die Fürstin Hohenzollern ließ ihre prachtvolle Stimme ertönen — Jean Paul rühmt namentlich Arien aus dem „Tancred" und das Stabat mater — oder es wurden deutsche und schweizerische Volkslieder, zuweilen in Chören gesungen. Der Tanz, insbesondere die Polonaisen, erfreuten Jean Paul nicht minder; er erzählt mit Behagen, wie er hier, obgleich er das, was man gewöhnlich Tanzen nennt, gar nicht gelernt habe, den versteckten Tänzer in sich ertappt. Einmal spielten sie auch blinde Kuh, da schlug Jean Paul vor, daß jeder Herr die Dame, die er fange, küssen müsse. Ich fing, setzt er hinzu, viel. Tiedge giebt uns in seinem Leben der Herzogin Dorothea eine ausführliche und interessante Beschreibung der von Jean Paul nur beiläufig erwähnten Erhebung und Krönung des Schriftsteller Schink, der täglich witzige die Frauen feiernde Charaden gab, zum Meistersänger Frauenlob. Auch Feuerbach spielte eine hervorragende Rolle und umkränzte mehrfach seine philosophischen Verdienste mit geselligen. Von den Abenden ist besonders der eine Jean Paul unvergeß-

lich geblieben, an welchem die Herzogin ihre Gäste mit einer feenhaften Illumination des Gartens, insbesondere einer kleinen Insel, überraschte. Nach dem Briefe eines Augenzeugen, den Tiedge anführt, wäre dieses Fest zu Ehren Jean Pauls veranstaltet worden. Allein Jean Paul weiß weder in den Briefen an seine Gattin, noch in der ausführlichen Darstellung etwas davon. Am 17. September reiste der Dichter über Altenburg wieder nach der Heimat, reicher um eine Erinnerung, die sich den schönsten seines Lebens anreiht. Ihren Vorsatz, Jean Paul in Bayreuth zu besuchen, führte die Herzogin auch aus; Georg Horn berichtet, daß sie die einzige gewesen, der es vergönnt, in das Heiligthum von Jean Pauls Arbeitszimmer einzudringen.

Schon zwei Jahre nach der Anwesenheit des Dichters in Löbichau machte ein Nervenschlag dem Leben der Sechzigjährigen ein Ende; mit ihrer Schwester, Elisa von der Recke, blieb Jean Paul bis an sein eignes Ende im vertrautesten Verkehr. Er empfahl ihr nicht lange nach der Abreise seine Gattin, welche auf ihrer Reise zu dem frischen Grabe ihres Vaters auch Dresden, den Wohnort Elisens, berühren wollte; zuletzt fügte er seinen innigsten Gruß für den geliebten Tiedge bei, in dem Phantasie und Kraft und Liebe in seltener Eintracht beisammen wohnen. Elisa nahm die Empfohlene mit aller Liebe und Freundlichkeit auf und schreibt dem Dichter ihre Sehnsucht, auch ihn noch einmal wiederzusehen. Als sie ihm den Tod der Schwester angezeigt, tröstete sie dieser, der in derselben Woche, in welcher er die Nachricht empfing, durch den Verlust seines Sohnes auf das tiefste erschüttert war. „Ihr Leben", sagt er von der Schwester, „war ein langer Frühling voll ausgetheilter und empfangener Maitage, ein sanfter Gang durch einen immer blühenden Garten und das Grab war nur das offene Portal eines Parks, das die unbegrenzten Gefilde mit den begrenzten[1]) verknüpft." Als Jean Paul 1822 nach Dresden kam, besuchte er öfters die Freundin; sie sprachen viel von der verewigten Schwester, und das Freundschaftsband zwischen beiden wurde immer fester geknüpft, so daß der Dichter nichts sehnlicher wünschte, als daß Gott ihm die herrliche Freundin zum Wiedersehen erhalten möge. Kurz vor seinem Tode wendete sich seine Gattin an sie mit der Bitte, sich bei ihrer Nichte, der

1) Im Texte steht bekränzten.

Fürstin Hohenzollern zu verwenden, daß diese bei ihrem Aufenthalte in Wien ihren Einfluß bei Metternich geltend mache, um Jean Paul ein Privilegium gegen den Nachdruck seiner Werke zu sichern. Elisa selbst war jedoch in einem so leidenden Zustande, daß sie Tiedge die Beantwortung auftrug. Dieser versicherte, daß Elisa bereits einen dringenden Brief an die Fürstin geschrieben und letztere werde gewiß alles thun, was nur irgend zur Beförderung der Sache dienen könne, da sie den hochgefeierten Mann so innig liebe und verehre. Ein befriedigender Ausgang sei um so eher zu erwarten, als man dadurch dem allerwürdigsten der deutschen Schriftsteller nichts weiter als Gerechtigkeit widerfahren lasse; das Beispiel der Begünstigung Göthes wirke hier sehr gebietend und lasse keine ausweichende Minister-Antwort zu, da beide Männer auf einer Linie ständen.[1])

Zweites Kapitel.

Die Städte.

Mit nicht geringerem Enthusiasmus als von Höfen und Fürsten wurde Jean Paul auch in den Städten empfangen, insbesondere in Dresden, Frankfurt und Heidelberg.

Ersteres hatte er schon im Mai 1798 mit Emilie v. Berlepsch von Leipzig aus auf einige Tage besucht; auch dieser Aufenthalt ist nicht ohne Bedeutung. Von all' den dortigen Herrlichkeiten scheint ihn am meisten der „Abgußsaal" überwältigt zu haben, der sich wie eine neue, heilige, selige Welt in ihn drängte und die alte halb erdrückte. „Die Ruhe der Vollendung", sagt er, „nicht der Ermüdung, blickt im Auge der Götter und öffnet die Lippen. So oft ich künftig über große und schöne Gegenstände schreibe, werden diese Götter vor mich treten und mir die Gesetze der Schönheit geben. Jetzt kenn' ich die Griechen und vergesse sie nie mehr." Ueber die „neuen Weltkugeln und Weltsonnen in der Bildergalerie" versprach er noch „astronomische Ephemeriden", es blieb jedoch bei dem Versprechen. Die andre „Hemisphäre der Abgüsse, die Antiken" (er meint offenbar die Originalstatuen) besuchte er bei Fackel-

---

1) Tiedge hatte bereits 1798 Jean Paul in Leipzig besucht, denselben jedoch nicht angetroffen.

schein nachts zehn Uhr. Von der Stadt imponirte ihm namentlich die Aussicht von der Brücke. „Paläste", schreibt er, „liegen wie Städte vor dir und neben dir eine Elbe, die aus einem weiten Reiche in das andere fließt; Berge, Ebenen, Alleen, verlorene Schiffchen, die wandelnde Prozession der einen Brückenseite, die entgegengehende der andern, eine lange Allee und das Getümmel des Lebens ergreifen dich." Zu seinen schönsten Tagen gehörten die in Königsbrück bei der Gräfin Münster verlebten und bei der „ungemein schönen" Frau von Lebebuhr, in die er sich gehörig „verschoß".

Sie fuhren auf der Elbe bis Meißen, um da die Porzellanfabrik zu besehen; der Königsstein, um den „die Welt wie um einen Thron liegt", erfreute ihn, aber brachte ihn nicht außer sich; ingleichen war er vom plauenschen Grunde und von Tharand enttäuscht. Aus der Stadt konnte er dem Freunde nur seine Diner- und Souper-Wirthe, nicht ihre Gäste nennen, so G. R. v. Broizem, v. Manteuffel, wo er Karoline Schlegel traf, Minister v. Wurm, Einsiedel aus Weimar.[1])

Noch enthusiastischer war die Aufnahme, welche Jean Paul bei seinem zweiten Besuche Dresdens, im Mai 1822, fand, und noch überwältigender der Eindruck, welchen die Stadt selbst auf ihn machte. „Wie mir in München alles bis ins kleinste fehlschlug", schreibt er an Voß, „so gelang mir alles in Dresden von der herrlichen im Freien liegenden Miethswohnung an.[2]) Die Lustörter übertreffen an Aussicht alle deutschen. Die Brühlsche Terrasse abends mit ihren Lichtern, Gebirgen und der Brücke und Elbe gab mir einmal eine Stunde der innern Verklärung, die ich seit vielen Jahren umsonst gesucht.[3]) Es ist keine Wehmut, nicht einmal Sehnsucht, sondern Fülle, Trunkenheit von innen. Geliebt wurd' ich von so vielen, daß meine fünf Wochen nicht hinreichten zu fremder und meiner Befriedigung." Von den Frauen wurde er mit Blumen und Kränzen überschüttet. Welche Liebe er sich

1) Körner dagegen schrieb an Schiller, (der Brief kann nicht vom 27. April sein, denn Jean Paul kam erst am 15. Mai an) er habe J. P. nicht gesehen, zweifle auch, daß dieser sich zu ihm drängen werde, denn er habe sich an Fr. v. Berlepsch angeschlossen, welche Körner so viel als möglich entfernt halte.

2) Ueber diese s. W. VIII, 306.

3) Eine sehr poetische Beschreibung der Terrasse s. WW. 32, 302 f.

auch bei den Männern, insbesondere den Dichtern Dresdens, zu erwerben wußte, geht daraus hervor, daß letztere ihm im folgenden Jahre zu seinem Geburtstage eine ihn verherrlichende Sammlung von Gedichten übersandten, von denen sich zwei, eines von Karl Förster, das andre von K. A. Böttiger, W. VIII, 319 abgedruckt finden.

Auch die Gattin des ersteren gehörte zu denen, welche ihn besonders interessirten; er hatte einen schönen Tag mit ihr in Tharand verlebt und sie schickte ihm durch ihr Töchterchen häufig Blumen und Früchte.[1]) Neben ihr nennt Jean Paul Frau v. Belthusen, welche die Familie in Bayreuth besuchen wollte, dann Therese aus dem Winkel, die Malerin und Harfenspielerin, welche ihm an einem Sonntagmorgen um fünf Uhr ein Ständchen brachte.[2]) Ueber die Begegnung mit Elisa v. d. Recke ist bereits, über die mit Tieck, Wolke, Müllner wird später berichtet werden. Von der Dresdner Aristokratie erwiesen dem Dichter insbesondere die Grafen Kalkreuth und Löben sowie der kurhessische Gesandte Herr v. d. Malsburg, welche alle als Menschen und Dichter zugleich ihm wohlthaten, Liebe und Freundlichkeit, so daß er als einen besonderen Vorzug der Stadt hervorhebt, daß sich da Amt und Adel gern und fruchtbar mit den Musen paaren. Jean Paul hörte bei diesem Besuche Dresdens auch eine Messe von Hasse; er nennt den Componisten ein wühlendes Tonmeer, einen wogenvollen Ocean, der doch ein Strom ist und sich nach Einer Richtung bewegt; hier habe er wieder recht gesehen, wie doch die Orgel alle Instrumente umfasse und überwältige.

Er reiste, nachdem er in Pillnitz auch mit dem Prinzen, späteren König Johann zusammen gewesen war, am 12. Juni wieder ab;[3])

---

1) Es finden sich aus der folgenden Zeit noch mehrere Briefe Jean Pauls an sie.

2) Einen Gruß an sie begleitet er mit den Worten: „Ihre Feinde verdienen, daß sie der T . . . . . holt.“ Insbesondere wurde Jean Paul durch das Wiedersehen der Schwester seiner Gattin, Minna Spazier, erfreut; er nannte es einen Sturm der Luft; ihren Gatten lernte er immer mehr lieben und schätzen, denn er verberge weit mehr inneren Reichthum, als er zeige.

3) Nach Spazier V, p. 184 hat Jean Paul in Tharand ein „vernichtendes“ Strafgericht über Mahlmann gehalten. Mahlmann kam, erzählt Spazier, dem Dichter mit ausgebreiteten Armen und den Worten entgegen: o Du, mit dem ich

ein Dresdener Correspondent des Berliner Gesellschafters gab jedoch in seinem Berichte über Jean Pauls Aufenthalt irrthümlich den 15. an. Diesen Irrthum benutzte der Dichter, eine geistreiche „Berichtigung eines chronologischen Irrthums über die Abreise Jean Pauls von Dresden" in die „Neue Berliner Monatsschrift" einzusenden,[1]) welche zugleich seinen Dank für die überaus herzliche Aufnahme und auch für die poetischen Grüße enthielt.[2])

Als im Frühjahr 1824 Jean Pauls Augenleiden eine bedenkliche Höhe erreichte, wandte er sich mit der Bitte um ein ihm vielgerühmtes Augenpulver an Luise Förster. Der Gemahl derselben sandte es ihm, freilich mit dem Zusatz, er möge sich nicht zu viel von ihm versprechen. Weller wenigstens, der berühmte Augenarzt, halte einen Erfolg für zweifelhaft und sei durchaus für Operation. Da er sich keinen bessern Händen anvertrauen könne, möge er doch bald nach Dresden kommen; dieses hätte ihm schon einmal einige lichte Tage gewährt, hoffentlich gebe es ihm jetzt — noch glücklicher — das volle Tageslicht wieder. Jean Paul kam jedoch nicht nach Dresden, sondern wandte sich, leider vergeblich, an andere Augenärzte und an viele Optiker. Seine Gattin wurde bald darauf an das Lager ihrer zum Tode kranken in Dresden wohnenden Schwester gerufen und Jean Paul berichtet ihr dahin über die Wendungen seiner Krankheit, vergaß auch nicht, insbesondere Tieck, Böttiger, Ammon, Frau v. Ende grüßen zu lassen.

Nach Heidelberg reiste der Dichter im Jahre 1817. „So bin ich denn hier wider mein Verdienst so selig geworden, als ich kaum in

---

vor zwanzig Jahren in den Auen von Wörlitz in der üppigsten Kraft unserer Jugend — Jean Paul unterbrach ihn jedoch und sagte: „Nach der Keckheit des „Du" zu urtheilen, das mir sonst niemand zu bieten wagt, sind Sie Mahlmann" und ließ ihn vernichtet stehen. Mahlmann hatte fast um dieselbe Zeit, als Jean Paul sich mit Karoline Mayer vermählte, deren jüngste Schwester Ernestine geheirathet und wurde später der Vormund von Richard Spazier. Jean Paul hatte in früherer Zeit, bereits 1797, ein ungemeines Talent für den elegischen Ausdruck der Empfindung an ihm gerühmt, nannte ihn jedoch ein paar Jahr später einen Nachempfindler. Vgl. noch Spazier IV, 141. V, 175. Dietmar, Theater-Briefe von Göthe rc. pp. 65. 74. 86.

1) S. WW. 32, 297 ff.

2) Von letzteren ist namentlich der von Kühn in No. 145 der Abendzeitung hervorzuheben.

einer Stadt gewesen, Berlin ausgenommen," schreibt er am 20. Juli an Emanuel, nachdem er zwei Tage vorher seiner Gattin berichtet, daß er Stunden erlebt, wie er sie nie unter dem schönsten Himmel seines Lebens gefunden. Wie soll er ihr die Liebe und Achtung malen, womit er hier bis zur Uebertreibung gesucht wurde. Den geselligen Ton nennt er „Leichtigkeit, Anstand und Freude"; die Menschen hier bessern ihn oder wecken vielmehr sein Bestes; Scherze, wie man im verdorbenen Bayreuth wohl gegen Weiber wagt, wären schon für Männer auffallend. Sein Max soll deshalb dort studiren, denn es umgeben ihn lauter Schutzgeister in Gestalt der Freunde des Vaters. Gleich in den ersten Tagen, an einem Sonntage, veranstaltete man ihm zu Ehren eine Lustfahrt nach dem mehrere Stunden oberhalb Heidelbergs gelegenen Hirschhorn. Es war ihm, als würden seine Romane lebendig und nähmen ihn mit, als das lange, halb bedeckte Schiff mit etwa achtzig Personen, Studenten, Professoren, schönen Frauen und Mädchen, ja zweien Prinzen, dem von Waldeck und dem Kronprinzen von Schweden, bekränzt mit Eichenlaub bis an die bunten Bänder-Wimpel, begleitet von einem Beischiffchen voll Musiker, vor den Burgen und Bergen dahin fuhr. Auf einem alten Burgfelsen (doch wohl Neckarsteinach) wehten eine Fahne und Schnupftücher herunter und junge Leute riefen Vivats. Ein Nachen nach dem andern fuhr mit Musik und Gruß nach. „In der dunkeln Nacht, welche dem schönen Tage folgte, stand ich", erzählt er weiter, „so selig und fast zu schwer tragend an den Gaben des Unendlichen im Kreise der singenden Vivat-Studenten und gab hundert Händen meine Hand und sah dankend gen Himmel." Die Studenten hatten ihm schon am Abend vorher ihren Jubel durch Vivats vor seiner Wohnung bezeugt; die, welche in dem Andrange keine Hand von ihm bekommen konnten, erinnerten in Gesellschaften daran und holten sie nach.

Ganz besonders wurde Jean Paul durch das auf Voß' Betreiben ihm überreichte Doktordiplom erfreut; es ehre ihn das, meint er, wahrhafter, als die Legationsrätherei. Am 2. August gaben ihm die Professoren ein Essen im Hecht, wozu ihn der Prorektor abholte; über sechzig Personen waren versammelt, darunter auch der General Dörenberg. Die Baronin v. Ende lud in den Schloßgarten eine fast ebenso große Gesellschaft; Jean Paul kann ihre Güte, Ausbildung und Originalität nicht genug loben und nennt sie eine der bedeutendsten Frauen. Auch

der Pfarrer Dietenberger versammelte ihm zu Ehren eine Gesellschaft, bei welcher der Dichter von jungen Mädchen angesungen und darauf umkränzt wurde. Creuzer berichtet,[1] der Dichter sei insbesondere ein Liebling der Weiber und Jungfrauen gewesen; wäre er länger geblieben, so hätten weder er noch sein Spitz eine Locke behalten; ja von letzterem wurden, zumal viele ihn für den Spitz im Hesperus hielten, sogar Haare nach Mannheim geschickt. Nach letzterem Orte unternahm Jean Paul einen Ausflug, den er bis Bingen ausdehnte;[2] seinem Entzücken über den Rhein gab aber das über Heidelbergs Lage und Umgebung nichts nach. In Gesellschaft von Professoren unternahm er eine Partie nach Schwetzingen, auch Weinheim wurde in größerer Gesellschaft besucht. Den Weg dahin, die Bergstraße, fand er jedoch weniger schön, als man ihm vorgemalt; blos die Anhöhen vor dem Städtchen „umzingeln mit Fern-Paradiesen“.

Am häufigsten verkehrte Jean Paul bei Hegel, Voß, Paulus, Creuzer, Schwarz und Thibaut.

Letzterer soll sich zwar nach einem Briefe von Creuzer 1810 dahin ausgesprochen haben, daß die Heidelberger Jahrbücher darum keinen Beifall gefunden hätten, weil Leute wie Jean Paul, Görres, Schlegel u. s. w. Mitarbeiter wären. In Jean Pauls Heidelberger Briefen jedoch ist von einer Mißstimmung nicht das Mindeste zu entdecken; Thibaut zeigte sich vielmehr dem Dichter so, daß dieser ihn „mit seiner Kraft und Liebe ordentlich verehrte“. Er ist ihm einer der wichtigsten Männer Heidelbergs, in der römischen Jurisprudenz noch größer als Savigny, voll Kraft und Trotz und Uebersicht, sarkastisch, poetisch und witzig im Sprechen. Ganz besonders aber wurde er dem Dichter, der bekanntlich ein großer Musikkundiger war, durch seine „Donnerstägige Singakademie“ nahegebracht. Es trugen da Frauen, Jungfrauen und Jünglinge die Kirchenstücke der alten italienischen Meister, eines Palestrina, Leo, Durante vor. Jean Paul gewann den Wirth durch seine Bemerkungen über Musik so, daß dieser ihn auch für den nächsten

---

1) s. Görres. Gesammelte Briefe. 2. Band. Freundesbriefe. München. 1874.

2) In Mannheim wohnte er bei Sternberg; (vgl. W. VIII, 110. 112. 115.) in Mainz beim Hofrath Jung auf der hinteren Bleiche.

Abend, an dem drei große Werke von Händel zur Aufführung gelangen sollten, dringend einlud. Der Dichter hoffte noch einmal ein Blatt zu finden, welchem er diese ewigtönende Ebenstunde mitgeben könne. Mit Schwarz war er schon früher so nahe bekannt gewesen, daß ihn dieser 1809 zu Gevatter bat. In einem seiner Briefe ist dem Dichter freilich zu viel von allerlei Geistlichem; seine Erziehungslehre jedoch, die er ihm geschenkt, rühmt er höchlich, insbesondere weil sie fast die einzige sei, welche die Lehre des Allgemeinen mit der des Besonderen verbinde. Schon in den ersten Tagen seines Heidelberger Aufenthaltes siedelte er sogar aus dem Gasthause zu Schwarz über, jedoch nur unter der Bedingung des Bezahlens. In der ganzen Stadt, meint er, habe er kein besseres und frömmeres Haus finden können, als dieses, zumal die Schwarz eine Tochter von Stilling sei. Ueberhaupt scheine in dieser heitern, schönen Stadt weniger Unmoralität und mehr Häuslichkeit zu herrschen, als z. B. in Bayreuth.[1])

Das Verhältniß zu Creuzer war weniger innig, als das zu den eben Genannten. Jean Paul war zwar einmal bei ihm eingeladen, er nennt ihn auch jovial, dies ist aber auch alles, was wir wissen, und auch Creuzers Enthusiasmus für Jean Paul scheint nur ein mäßiger gewesen zu sein.

Schon 1808 war der Dichter von ihm ersucht worden, über Herder etwas für die Jahrbücher zu schreiben; er lehnte jedoch damit ab, daß Creuzer mit seinem reichen, großen, historischen Sinn weit geeigneter dazu sei. Was Jean Paul um diese Zeit für die Jahrbücher schickte, schien Creuzer etwas geschwind gefertigt zu sein, die Dämmerungen mißfielen ihm sogar total, während er Görres und dessen Frau den Katzenberger empfahl. Görres' umfassende Beurtheilung Jean Pauls habe, schreibt er diesem, allen, die nicht Philister sind, wozu er sich selbst auch nicht rechne, große Freude verursacht und sei zu wiederholten Malen gelesen worden „Was aber wird", fügte er hinzu, „der alte Herr in Weimar dazu sagen?" Nach Jean Pauls Abreise schrieb er, dieser sitze nun wieder bei seinem Bayreuther Bier und er bedauert, daß Görres diese ehrliche Haut oder vielmehr diesen unruhigen Quecksilbergeist, der keinen

1) W. VIII, 130 findet sich noch ein Brief, den Jean Paul im Anfange des nächsten Jahres geschrieben und worin er einen neuen Besuch in Aussicht stellt.

Augenblick auf einer Stelle bleibe, auch nicht im Discurs, nicht kennen gelernt habe.

Von dem vertrauten Verhältnisse zu der Paulus'schen Familie geben uns Jean Pauls Briefe wie auch Reichlin-Melbegg in seiner Biographie von Paulus reichliche Kunde.[1]) Die meisten Tage, sagt letzterer, die Jean Paul in Heidelberg zubrachte, war er am runden Tisch im Empfangszimmer mit Vater, Mutter und Tochter in traulichem Gespräch; auch bei seinen Ausflügen in die Umgebung begleiteten sie ihn. Als im Oktober 1820 Jean Pauls Sohn nach Heidelberg kam, empfahl er ihn seinem geliebten und liebenden Paulus mit der Bitte, von der Liebe, die er für den Vater gehabt, so viel für den Sohn abfließen zu lassen, als er verdiene. Er achtete an Paulus die Gelehrsamkeit, vielseitige Bildung, den Verstand, die religiöse Gesinnung und freisinnige Richtung; zu den Frauen des Hauses fühlte sich namentlich seine Gemütsseite hingezogen. In Karoline, der Mutter, fand er gar nichts von dem Jenaischen Rufe einer vordringlichen Literaturkokette, sondern eine klare, tiefe Hausfrau; die schöne Tochter Sophie las fast nur die Bibel und ihn und verstand auch das Schwerste. Der Brief, welchen Karoline ihm nach seiner Abreise schrieb, zeigt am besten die Verehrung, die sie gegen ihn hegten. Darnach hat er ihr und der geliebten Tochter das Höchste, etwas Unvergängliches, ewig beglückend und beseligend Fortwirkendes gegeben. Er war schon seit Jahren ihr einziger Lehrer; ihn nur einmal zu sehen war Jahre lang ihr heißer Wunsch. Und nun ist ihnen mehr geworden, mehr als sie je zu wünschen gewagt hätten; der große Lehrer ist nun ihr Freund, und alles vollendet Vortreffliche, was sie von ihm gelesen, ist ihnen durch seine Gegenwart gleichsam verwirklicht erschienen. Sophie hat den ersten Sonntags-Sonnenuntergang im Andenken an ihn gefeiert; beide wollen sein Arbeitsplätzchen[2]) besuchen und dort ohne Worte Gott ihren Dank darbringen. Das Verhältniß zu Sophie war schon während Jean Pauls Aufenthalte in Heidelberg ein so inniges geworden, daß die Grenzlinie zwischen bloßer Freundschaft

---

1) Reichlin-Melbegg, Frhr. von. Paulus und seine Zeit. Stuttgart. 1853.

2) Hierüber s. W. VIII, 105.

und zwischen Liebe kaum noch erkennbar blieb. Bei seinem Ausfluge an den Rhein war das erste Wort, das er schrieb, an Sophie gerichtet. Sie und der Rhein, sagt er zuletzt, gehören in seinem Herzen zusammen, und wo er ihm auch begegne, wird ihr Bild einem Gestirne gleich ihm leuchten. Unmittelbar nach seiner Ankunft in der Heimat beantwortete er die oben angeführten Worte der Mutter mit einem Schreiben an Sophie, dem seine Tochter Emma einige Dankesworte für die Liebe, mit welcher die Familie den Vater überschüttet, hinzu fügte. So lebe denn wohl, schließt Jean Paul, unvergeßliche Sophie, und schreibe mir vor allen Dingen jeden Schmerz, den Du hast; denn Deine Freuden kenn' ich. Nichts kann uns scheiden; kein körperlicher Abschied, auch das größte Glück nicht, das ich Dir so innig wünsche. Spazier berichtet sogar, daß bei Jean Paul die Rückerinnerung an Sophie so stark gewesen, daß er sich nicht ganz ohne eigne Schuld durch Erweckung schmerzlicher Eifersucht den so sehr ersehnten Genuß des häuslichen Wiederzusammenfindens getrübt habe. Sophie ihrerseits erklärt sich für zufrieden, wenn er ihr nur zuweilen in seinen Briefen an Voß die drei Worte, die ihr wie Händel'sche Töne klingen „Du liebe Sophie" sende. Als er ihr mit einem scherzhaften Schreiben[1]) das Ergänzblatt zur Levana zugeeignet, bat sie ihn von neuem, die Sophie nie zu vergessen, die ihn mit unaussprechlicher Liebe, mit kindlichem Vertrauen und dem ernstlichen Bestreben, sich seiner Liebe immer würdiger zu machen, ewig lieben und verehren wird. Sie unterstützte dann Voß in der Correktur der neuen Auflage des Siebenkäs, obwohl sie, wie Jean Paul sagt, leichter die Heldin, als die Correktorin eines Romanes sein könne. Als der Dichter im Mai zum zweiten Mal nach Heidelberg reiste, kündigt er ihr schon von Frankfurt aus an, daß er nur noch einen Schritt von wenigen Meilen zu seiner Frühlingsfreude habe. Seine Bitte, noch nach Frankfurt zu antworten, zumal sie so lange geschwiegen, erfüllte Sophie. Ihre ganze Seele, schreibt sie, durchdringe die himmlische Minute des Wiedersehens, der sie immer näher rücke, mit dem freudigsten Vorgefühl. Wüßte sie nur den Tag, an dem er ankommen werde, so käme sie ihm weit, weit entgegen. Wir erfahren jedoch leider über das Zusammensein nichts weiter; Sophie verheirathete sich schon im August mit

1) Vgl. F. III, 292 f.

Schlegel; wie Jean Paul über die bald darauf erfolgte Wiederauflösung des Bündnisses dachte, wird später berichtet werden.

Was Sophie Paulus unter den Frauen Heidelbergs, das wurde von den Gelehrten dieser Stadt der jüngere Voß für Jean Paul.[1]) Er war zu derselben Zeit in Weimar gewesen, als der Dichter, hatte es jedoch vor Schüchternheit und Ehrfurcht[2]) nicht gewagt, ihn da ohne Empfehlung aufzusuchen. 1807 vergleicht er Jean Paul mit Görres, nur scheint er ihm reeller und gründlicher, insbesondere habe die Levana sehr viel Schönes und ungemein Herzerhebendes. Sieben Jahr später empfiehlt er die Vorschule seinem Truchseß auf das angelegentlichste. Unter den reichen Demantgruben des unerschöpflichen Geistes ist, sagt er, diese vielleicht die lauterste. Freilich stößt man auf manches Barocke und vielleicht auch auf Einseitigkeiten, allein Richters glänzende Verirrungen sind Voß immer noch lieber, als die wasserklaren Wahrheiten eines Merkel und Consorten. Später erscheinen ihm Siebenkäs und Titan als die besten der Werke. Ein unendlicher Schatz von Charakteristik ist darin, sagt er; besonders gelingt ihm die Darstellung der niederen Stände und des Idyllischen, während bei den höheren Ständen manches verzeichnet ist. Die Charaktere sind scharf gezeichnet, allein manchmal durch unzeitige Bildersprache getrübt. Hätte er weniger gegeben, so wäre es mehr gewesen. Bei Cotta sah Voß einmal ein Manuskript von Richter. Was er in Begeisterung hingeschrieben, war größtentheils schlicht und einfach, d. h. nach seinem eignen Maßstabe, denn zur Göthe'schen Einfachheit gelange er nicht. Dann aber waren alle Ränder voll Einwüchse, die oft in angeklebte Zettel hinauswuchsen — das Einzelne oft zum Entzücken schön, aber das Ganze hätte er lieber nach dem ersten Wurfe genossen. Allein, fügt Voß 1818 hinzu, wie wunderbar tolerant sind wir, sobald wir den Verfasser lieben. Wir lesen dann gern alles von ihm, und selbst das nicht zu Lobende wird bedeutungsvoll. Inzwischen war nämlich Jean Paul in Heidelberg gewesen und von diesem Besuche her datirt sich die vertrauteste Freundschaft.

Den ersten Schritt zu derselben that Voß damit, daß er Jean Paul

1) Vgl. Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul. Herausg. von Abraham Voß. Heidelberg. 1833.

2) Vgl. Briefwechsel I, pp. 79. 136.

eines seiner Werke übersandte, und dieser antwortete ihm Ende des Jahres 1816, wenn auch spät, doch mit höchster Anerkennung und mit der Ankündigung, daß er im nächsten Frühling sich auf vier Wochen eine Studentenwohnung in Heidelberg durch ihn bestellen wolle. Im Mai traf denn auch wirklich ein Brief dieses Inhaltes bei Voß ein; ob das Zimmer, welches dieser im goldenen Hecht, mit Aussicht nach Neckar und Schloß wählte, wirklich so überaus bescheiden gewesen, wie es Jean Paul wünscht, ist nicht überliefert. Schon in den ersten Tagen nahm Jean Paul dem „herzigen, urdeutschen, lieb- und kraftreichen" Voß auf dem Schiffe das Sie und machte in so alten Jahren ein neues „Du" mehr. Voß seinerseits ist wahrhaft dankbar gegen die Vorsehung, daß sie ihn auf seiner Lebensbahn den Mann finden ließ, der ihn gewaltig gehoben. Auf seine Veranlassung insbesondere — er war grade Dekan[1]) — wurde ihm das Doktordiplom überreicht, welches in überschwänglichen Worten den zu Ehrenden pries. Es wird sein Genie, seine Gelehrsamkeit und seine Weisheit gerühmt, er wird als tapferer Vorkämpfer der Freiheit und als eifriger Bekämpfer der Mittelmäßigkeit und der Anmaßung gefeiert.[2]) Als Jean Paul abgereist, wünscht Voß seinem Truchseß[3]) daß er doch den herrlichen Mann so recht kennen lerne. Sein Gespräch sei vollkommen wie seine Schriften und schon das verbürgt ihm seine große Wahrheitsliebe. Er lehrt lebendig, daß nur der gute Mensch der große Dichter sein kann.

Im folgenden Jahre kam Jean Paul wieder nach Heidelberg. Während seines fünfzehntägigen Aufenthaltes war er siebenmal in der Voß'schen Familie zu Mittag und mehrere Mal zu Abend. Die gespannteste Erwartung fand Voß durch seine Erscheinung übertroffen. Er empfand einen Zauber in seinem Wesen, der zu dem Unbegreiflichen gehört, und auch jetzt wieder befestigt sich in ihm die Ueberzeugung, daß der gute Mann in ihm noch weit höher stehe, als der geistreiche, der

1) Promotor legitime constitutus, wie er sich in einem Briefe an Fouqué nennt.

2) Proben daraus s. W. VIII, 95. Voß erzählt, daß ein Kurländer Pfarrer ihm sein Mißfallen darüber ausgesprochen, weil er Jean Paul höher gestellt, als die lautersten Menschen vor ihm und ihm Prädikate gegeben, die Christen nie einem Menschen geben dürfen.

3) S. Briefe von Voß. II. Band. 1834.

witzige, der humoristische. Die Folge von diesem Besuche war, daß der Dichter den Freund unmittelbar nach seiner Rückkehr für den Fall seines Todes zum „unumschränkten Ordner, Chorizonten und Herausgeber seines ganzen literarischen Schreibnachlasses" feierlich ernannte. Er knüpfte daran die Hoffnung, daß er nach Bayreuth früher als Gast, denn als executor testamenti kommen werde. Schon im Frühling ging dieselbe in Erfüllung. Voß traf am 17. April auf dem Wege nach der Bettenburg des Ritter Truchseß in Bayreuth ein, nachdem ihm Jean Paul seinen Sohn Max bis Hof entgegen geschickt und gewünscht hatte, sie möchten diese Stadt besehen, „wo er das Schlimmste gelitten und das Beste geschrieben und wo seine Mutter ruhe". Jean Pauls Haushalt erinnerte Voß an die dithmarsischen Zeiten; es war ihm eine Wonne, mit Leuten zu verkehren, die er unaussprechlich gut nennen mußte und so recht aufrichtig wie die alte Zeit. 1820 hatte er die Freude, Jean Pauls Sohn in Heidelberg zu begrüßen; schon ein Jahr darauf aber erhielt er die Trauerkunde seines Todes. „Lasse mich schweigen", schrieb ihm Jean Paul, „mein Leben ist gar zu arm geworden auf einmal." Aber er sollte noch ärmer werden; der Brief, welchen Voß am 10. August 1822 absendete und der mit den Worten begann: „Ich Böser mit meinem Schweigen! Aber ich bin gar nicht, wie ich sein soll, zu nichts aufgelegt, am wenigsten zur Freude", — dieser Brief sollte sein letzter sein; er entschlief in einem Alter von 43 Jahren am 20. Oktober 1822. Jean Paul, der die Nachricht erst am 26. oder 27. bekam, schrieb an die Mutter, daß Voß und sein Max in seiner Seele in Einem Sarge lägen. „Wie viel Kräfte ersterer auch gehabt", sagt er, „eine himmlische strahlte und glühte in ihm allmächtig, die Johannes-Kraft der Liebe." Er erwartet auf Erden niemand mehr, der ihn zum zweiten Mal so liebt. In ähnlicher Weise hatte er auch Reimer in Berlin geklagt, daß er keinen Freund wieder von einer so überschwänglichen Liebe und einer solchen fast weiblichen Anhänglichkeit finden könne. Noch in den letzten Stunden hatte Voß sich mit der Correktur des Kometen abgequält; der Dichter klagt, daß er ihm, dem bis in den Tod treuen Herzen, nichts dafür habe thun und geben können.[1])

---

1) Vgl. F. I, 485. Briefe von Voß. I, 109. Briefe an Truchseß. Bd. II, p. 99 f.

Es erübrigt noch, einiges über den Ritter Truchseß von der Bettenburg, welchen Voß den Stern nennt, zu dem er emporblickt, zu bemerken. Schon 1810 sandte Ernst Wagner an Jean Paul einen herzlichen Gruß von dem Ritter, mit dem er so oft in dem Dichter lebe und webe, und der Thränen für das Schöne und Göttliche habe. Wie gern sähe derselbe einmal Jean Pauls liebes Auge.[1]) 1819 ladet er ihn und das Brüderpaar Voß auf die „trauliche Burg des Alten, der trotz seiner halben Blindheit und sattsamen Taubheit den Mut habe, sich bei der Gesundheit „„Jung sind wir““ 2c. das Glas recht voll zu schenken und empor zu heben.“ Den Plan des Dichters, seine Lebensbeschreibung herauszugeben, begrüßt er mit Freuden, denn dieser gehört ihm zu den segenbringenden Schriftstellern, zu denen ihn, je älter er wird, sein Herz am meisten hinzieht. Die beste Charakteristik von Truchseß giebt uns Voß in einem Briefe vom Jahre 1810 an die Kirchenräthin Griesbach in Jena. „Er ist ein wahrer Riese und Athlet seinem Körper nach“, sagt er, „und ebenso ragt sein Gemüt über seine Nebenmenschen hervor. Man spricht so oft, daß die alte deutsche Biederkeit verloren gegangen sei, aber in diesem Manne hat sie sich erhalten; er ist, wie ich mir die hochherzigen, edlen Ritter vor 300 Jahren denke, er ist ein wahrer Nachhall aus jener Zeit der Treue und altdeutschen Herzlichkeit. Aber auch in der neuen Zeit ist er einheimisch; kein bedeutendes Werk existirt in der Literatur, das er nicht gründlich studirt hätte. Glücklich sein und glücklich machen, das scheint der Wahlspruch seines Lebens zu sein.“ „Außen Erz und innen Herz“, so begrüßte ihn Voß, als er am letzten Abend ihres Zusammenseins seine Gesundheit trank.[2])

Bei der zweiten Reise nach Heidelberg verweilte Jean Paul auch einige Tage in Frankfurt. Er kam am Mittage des 29. Mai „unter dem kältesten Wolkenwetter in der großen, prächtigen Stadt“ an. Zuerst wohnte er im größten Gasthofe, sechs lange Treppen hoch, weil er mit seinem Einspänner nicht Glanz genug warf. Sobald jedoch sein Name bekannt wurde, veranlaßten ihn seine Freunde, in das Haus des reichen

---

1) Jean Pauls Gegengruß s. F. I, 216.

2) Vgl. Keßler, Briefe auf einer Reise durch Süddeutschland. Lpz. 1810. p. 27 ff. Ernst Wagner, sämmtl. Schriften, herausg. v. Fr. Mosengeil, 11. Band. p. 95. Voß I, 79. Truchseß an Fouqué 12. Okt. 1814. Voß III, 67.

Buchhändler Wenner überzusiedeln, eine Wohnung und eine Familie, die er nicht genug preisen kann. Die etwas kränkliche, aber edle und bescheidene Frau, Sängerin und Zeichnerin, seine wärmste Leserin, sorgte bis auf die kleinsten Bequemlichkeiten herab; in dem geistig und leiblich fein gebildeten Gatten fand er „keinen Zug von einem Buchhändler".[1]) Gleich von Anfang an kam ihm der bereits von Coburg her befreundete Minister Wangenheim mit der größten Liebe entgegen, Jean Paul nennt ihn seinen dortigen Heinrich Voß, der ihm überall zurecht helfe.[2]) Er wurde von vielen ihn verehrenden Familien eingeladen, erwähnt aber nur die Brentano'sche. Am Vorabend des Geburtstages seiner Gattin, am 6. Juni, wurde ihm eine Ueberraschung bereitet, die ihm lebhaft die Heidelberger Festtage ins Gedächtniß zurückrief. In einer sehr großen Gesellschaft ging er gegen Abend nach dem etwa eine Meile oberhalb Frankfurt gelegenen Dorfe Großrad (er meint vielleicht Oberrad), dort stiegen sie in ein Schiff und ließen sich den Main hinabtreiben. Das Schiff war mit Epheuzweigen überlaubt, mit Laternen und Musik geschmückt, ein herrlicher Tenorist sang wie ein Arion auf der Schiffspitze, dazu Violinen, Guitarren, Wein, Essen, die Mondsichel neben dem Abendstern, der rheinbreite Main von der späten Abendröthe nachschillernd, im Schiffe Pechfackeln, welche die Ueberlaubung zu einer Zauberwohnung erleuchteten. Nach 11 Uhr umkreiste sie ein neues Schiff mit Lichtern, Flöten, Frauen und Jünglingen, das nachgezogen war und zum Plane des Festes gehörte. Doch das Fest hätte beinah' mit Gräbern geschlossen. Unter der Sachsenhäuser Brücke lenkte nämlich der vom Lichte des Notenpultes geblendete Schiffer des zweiten Schiffes falsch, es stieß an, Wasser war im Schiff und nur die Kaltblütigkeit der Frauen, die sitzen blieben, rettete vor dem Umschlagen.

All' diese Ehrenbezeugungen ermüdeten aber schließlich den Dichter; er sehnte sich aus all' diesen „Ueberhäufungen mit Menschen und Genüssen" nach der Ruhe des häuslichen Herdes. Er war des „sogenannten Verehrens" satt und fürchtete sich vor Heidelberg und dessen „Abend-Trink-Runds". Diese für Heidelberg wenig günstige Stimmung verursachte ihm denn auch in der That eine Reihe von Enttäuschungen. Er

---

1) Jean Paul war von diesen früher oft übervortheilt worden.
2) Vgl. noch F. III, 299. W. VIII, 136. 142 ff. 164.

klagt, daß er nicht halb so froh sei als früher. Die guten Menschen, sagt er, sind noch die alten, aber das Neue kann nicht zweimal kommen und manche alte Freunde fehlen auch, so die Ende, die Piatoli, die Hegel u. s. w. Es drückt ihn nicht nur seine alte Melancholie, sondern auch die Sehnsucht nach Hause und nach Stille. Auch gegen das Ende seines Aufenthaltes hin schreibt er, daß er diesmal ganz anders fortgehe als das vorige Mal. Er sehe jetzt alles fast gar zu prosaisch an und die poetische Blumenliebe des vorigen Jahres sei leider ganz und gar verflogen, eben weil sie ihrer Natur nach keine Dauer und Wiederholung kennt. Er hat jetzt fast zu nichts Lust als zur Abreise.

Diese Verstimmung, welche sich Jean Pauls am Ende des Frankfurter Aufenthaltes und beim zweiten Besuche Heidelbergs bemächtigte, erinnert uns an das früher über die Wahl der Wohnplätze Bemerkte: zuerst ist der Dichter enthusiasmirt, dann enttäuscht. Die Quelle dieser Unzufriedenheit ist aber nicht allein Liebe zur Ruhe und Bequemlichkeit, sondern ebenso ein Idealismus, welchem keine Wirklichkeit, und sei sie auch noch so beneidenswerth, genügt. Und doch hatte sich in der kurzen Zeit, welche Jean Paul in Dresden, Heidelberg und Frankfurt verlebte, alles vereinigt, um ihn zu entzücken.

Schon die Lage Dresdens erfüllte ihn mit einer innern Verklärung, die er seit vielen Jahren umsonst gesucht; im Antikensaale lernt er den hohen Geist der Alten kennen. In Heidelberg kann er die Liebe und Achtung nicht genug malen, womit er bis zur Uebertreibung gesucht wurde. In Frankfurt wiederholen sich die Heidelberger Tage. Edle Frauen sind selig in seinem bloßen Anblick; die Studenten feiern ihn mit Vivats und Lustfahrten, die Professoren mit Gastereien und Einladungen. Dresden huldigt ihm mit einer Flut von Gedichten, von dem dortigen Adel rühmt er Aehnliches als vom Berliner. Was denn nun aber in Jean Paul so gefeiert worden, erkennen wir insbesondere aus seinem Verhältniß zu Sophie Paulus, zu Voß und zu Truchseß. Es war nicht das Humoristische im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern, wie schon das Doctordiplom gerühmt, seine Weisheit, seine Gelehrsamkeit, seine Gerechtigkeitsliebe, seine Begeisterung für die Freiheit, nicht nur die politische, sondern auch die religiöse. Für

Sophie Paulus ist der Dichter die zweite Bibel, ihr und der Mutter ist er seit Jahren ein großer, verehrungswürdiger Lehrer. Mit Rührung erfüllt uns „die Johanneskraft der Liebe“, womit Voß an dem älteren Freunde hängt, sein bis in den Tod treues Herz, seine fast weibliche Anhänglichkeit. Jean Paul hat ihn gehoben, er lehrt ihm lebendig, daß nur der gute Mensch der große Dichter sein kann, der gute Mensch steht in ihm noch weit höher als der geistreiche, der witzige, der humoristische. Jean Paul ist aber auch hier nicht bloß Frauen und weiblich gestimmten Gemütern der Heiland; wenn irgend einer, so ist doch der brave Ritter von der Bettenburg, für den Jean Paul nicht minder segenbringend, ein echtdeutscher, kernhafter Mann. Außen Erz, innen Herz, ein Riese und ein Athlet, ein Nachhall aus der Zeit der deutschen Herzlichkeit, so wird uns der geschildert, welcher mit den empfindsamen Frauen die Begeisterung für Jean Paul theilte.

Aehnliches, was wir bei Jean Pauls Verhältniß zu Dresden, Heidelberg und Frankfurt bemerken, finden wir auch, wenn wir uns seiner Stellung zu den Höfen und Fürsten erinnern. Von Hildburghausen und von Gotha ist er in der ersten Zeit entzückt; jenes ist ihm eine Brüder- und Schwestergemeinde, deren Zinzendorf er sein kann, dieses bezaubert ihn so, daß er nichts sehnlicher wünscht, als längere Zeit da zu weilen. Allein hier wie da ändert sich in kurzem die Stimmung, wenngleich seine Schuld in dem einen Falle ungleich schwerer wiegt als in dem andern. In Hildburghausen konnte man ihm den Wankelmut, mit dem er seine Verlobung aufgelöst, nicht verzeihen; dem wunderlichen Herzoge von Gotha hatte er sich mit zu blindem Vertrauen hingegeben: dieser hatte wohl Jean Pauls Sonderbarkeiten angenommen und kann ihm darin allerdings congenial genannt werden, er ist ferner höchlich zu preisen, daß unter seinen Auspicien Jean Pauls Freiheitsbüchlein erscheinen durfte, allein von dem wahren Geiste des Dichters besaß der Fürst ohne Zweifel nur wenig. Nicht minder deutlich sehen wir andererseits aber, wie Jean Paul nur als der große ethische Dichter gefeiert wird. Die Herzogin Wilhelm bekennt ihm all' ihre Fehler; sie preist seine zurechtweisende Hand und dankt ihm für jede Wahrheit. Die Königin von Bayern bewundert in ihm den großen Pädagogen; die Herzogin von Hildburghausen dankt ihm für die Theilnahme und das Zutrauen, welches er dem guten und unverdorbenen Herzen schenkt;

insbesondere aber weiß ihn Dalberg nach dieser Richtung hin nicht genug zu schätzen. Er bittet ihn, auch fernerhin die Tugend und Wahrheit zu schildern, für der Menschen Wohl und Glück mit seinen Kräften zu ringen, das Reich christlich-sittlicher Tugend zu fördern. Sie reden von Physik, Religion und Philosophie; Dalberg giebt Jean Paul, wie dereinst Alvensleben, Kretschmann u. a. das Manuscript seines Hauptwerkes zur Durchsicht.

III. Abschnitt.

Die Frauen.

Erstes Kapitel.

Die bedeutenden Frauen, denn nur von diesen kann hier die Rede sein, mit denen Jean Paul in Berührung gekommen, scharten sich in den Jahren 1795—1800 um ihn, also kurz nach dem Erscheinen des Hesperus. Einige von ihnen tragen ihm eine enthusiastische Freundschaft entgegen, andere stehen auf der Grenzlinie zwischen Freundschaft und Liebe, eine dritte Gruppe endlich hegt die innigste, seelenvollste Liebe oder die edelste, feurigste Leidenschaft für ihn. Zu den ersteren gehören die Fürstinnen Lunowsky und Zerbst, die Gattin des Conrector Fischer, geborne Gräfin Reichenbach, die Gräfin Moltke, endlich Helmina von Chezy. Ihr Enthusiasmus gilt in erster Linie den Werken; natürlich sind sie ebendeswegen auch Verehrerinnen des Dichters; allein dies persönliche Moment tritt hier noch zurück, um so eher, da sie alle entweder gar nicht, wie die Fürstin Zerbst, oder doch nur auf wenige Stunden und Tage, wie die übrigen, dem Dichter von Angesicht zu Angesicht gegenüber getreten sind. Bei denen, welche eine Mittelstellung zwischen Freundin und Geliebter einnehmen, wie der Gräfin Schlabrendorf, Julie von Krüdener, Josephine von Sydow, überwiegt allerdings das persönliche Moment, allein es kommt doch nicht zu so erregten Scenen, wie bei der dritten Gruppe.

Der Gedanke, mit dem Dichter einen unauflöslichen Bund für das ganze Leben zu schließen, ist allerdings das Ideal, welches diesen Frauen in verlockendem Glanze entgegenstrahlt, allein das entscheidende Wort wird doch nicht ausgesprochen, sie sind und sie bleiben seine Freundinnen. Der dritten Gruppe gehören Charlotte von Kalb, Emilie von Berlepsch und Karoline von Feuchtersleben an. Die erstere gesteht Jean Paul geradezu ihre Liebe; Emilie von Berlepsch erhält umgekehrt dies Geständniß vom Dichter, freilich nur, um sofort wieder aus all' ihren Himmeln gerissen zu werden; mit Karoline von Feuchtersleben endlich war Jean Paul längere Zeit offenkundig verlobt.

Die erste der Freundinnen, die Fürstin Lunowsky, ist überhaupt die erste Dame der hohen Aristokratie, welche für den Dichter schwärmt und seine persönliche Bekanntschaft wünscht. Sie war 1795 nach Bayreuth gekommen, um da ihren Sohn zu besuchen, dessen Erziehung der Hofrath Schäfer[1]) übernommen hatte. Die Lektüre des Hesperus hatte sie so entflammt, daß sie seinen Verfasser zu sehen wünschte;[2]) zufällig wurde, noch ehe dieser sie besuchte, „die Gasse der Präsentirteller, auf dem er ihr hingehalten wurde“. Er begegnete ihr mit Schäfer, und diese erste Zusammenkunft begeisterte ihn so, daß er am nächsten Morgen eigens für die Fürstin das zweite Blumenstück des Siebenkäs, den Traum im Traume,[3]) dichtete. Am Nachmittage besuchte er sie und empfing ihren Dank und ihre Freude über die Schrift. „Man schwebt“, sagt er, „zwischen den logischen Urtheilen: sie war und sie ist schön, mitten inne. Sie drückt sich genau, bestimmt und leicht, kurz und fein aus, kann Latein und Zeichnen und andere Sprachen, sogar Deutsch (ohne Dialekt), Klavier und — Stricken, war in Italien und England und hat mehr Zurückhaltung und weniger Stolz als manche Bürgerliche.“ Den Nutzen des Umgangs mit einer Fürstin findet der jugendliche Dichter schließlich noch darin, daß man doch den Mut faßt, mit ihren Kammerjungfern umzugehen.

Zwei Jahr später schickte ihm eine andere Fürstin, die von Anhalt Zerbst, eine seidene Börse mit den eingestickten Worten „dem großen

1) Ein Brief Jean Pauls an Schäfer findet sich F. III, 1 ff.

2) Ueber den Eindruck, welchen später das Campanerthal auf sie machte, s. O. II, 82.

3) WW. 11, 272 ff.

Genius des Hesperus". Sie schrieb dazu einen Brief, ohne ihren Namen zu nennen, und gab beides dem Pastor Bülau zur Besorgung. Die Art, in welcher letzterer an Jean Paul schreibt, zeigt uns einen nicht gewöhnlichen Geist; der Brief der Fürstin vollends nimmt durch seine kindliche Naivetät, durch die liebenswürdigste Herzlichkeit eine hervorragende Stelle in Jean Pauls Correspondenz ein.

„Großer und guter Jean Paul", schreibt die Fürstin, „schlage in eine Falte des Mantels der Liebe, in welchen Du so manche Fehler und Mängel Deines Nächsten hüllst, auch dieses kleine Opfer warmer Verehrung, die ich Deinem großen, erhabenen Geiste in jedem Augenblick darbringe. Die Frauen hangen an sichtlichen Zeichen: da wollt' ich ganz heimlich und still Dir eins in die Hände spielen, welches täglich in den Deinigen sei, das Dir in jeder Masche, die ich stricke, ein schwaches Bild meiner Bewunderung über den schönen, hohen Gang, den Du wandelst, einzig bis jetzt, den keiner vor Dir betrat, den keiner nach Dir wird betreten dürfen, vor Augen lege. Auch tausend Wünsche für Dein Wohl, großer und guter Jean Paul, web' ich mit ein, nebst dem vielen, herzlichen Dank für all' das Herrliche, Vortreffliche, Seltene, welches Du auch mir in Deinen Schriften sagst. Mein Geist kann dem Deinigen in seinem erhabenen Fluge und in dem unzähligen Reichthume seiner Phantasie nicht folgen, aber mein Herz fühlt jedes Deiner Worte, ist davon so bewegt und gerührt, als wenn sie durch das Echo zu Genetay mir tief in der Seele wiederholt würden." Sie bittet ihn hierauf, ihr von seinem Freunde Leibgeber, wenn er diesen einmal sähe, seine Silhouette schneiden zu lassen und diese dem Titan, welchen sie mit Ungeduld erwarte, beizulegen. Sie will so gern die „bildliche Außenseite" sehen, in welcher der hohe Geist wohnt; dieser letztere, den er mit überschwänglichem Reichthum in jeder Zeile male, blende sie fast. „Mit kindlichem Vertrauen in Deine Nachsicht, großer und guter Jean Paul", sagt sie zuletzt, „überliefere ich Dir dieses Blatt. Blicke auf selbiges mit Schonung, wie ich mit Bewunderung zu Dir hinaufblicke. Unzählige Wünsche ruhen auf demselben, die ich alle in dem einen zusammenfasse, daß Du Dir stets gleich bleiben mögest."

Wie diese beiden Fürstinnen, so gehörte auch das Fischer'sche und das gräflich Moltke'sche Ehepaar zu den frühesten Verehrern des Dichters.

Fischer war Conrector zu Hirschberg in Schlesien gewesen und lebte, nachdem er sein Schulamt niedergelegt, mit seiner Gattin, einer gebornen Gräfin Reichenbach, auf deren Gütern. 1797 unternahm er ihrer leidenden Gesundheit wegen mit ihr eine Reise nach Jena und schrieb von da aus nach Hof an Jean Paul, ob sie ihn wohl besuchen dürften. Wir finden beide ein paar Wochen darauf in Hof; der Dichter war jedoch grade in Bayreuth und suchte sie in einem Briefe damit zu trösten, daß er nächstens wahrscheinlich nach Jena komme, sie also da sprechen werde. Aus der folgenden Zeit ist nur noch ein Brief Fischers erhalten, worin er seine Freude über das Versprechen äußert und dem Dichter einen Tauschhandel anbietet. Er solle ihm die neue Auflage des Hesperus geben und dafür sein Exemplar dieses Werkes erhalten. Dasselbe war ihm von seiner Verlobten geschenkt worden und dereinst der Trost des schlesischen Festungsgefangenen Serboni,[1]) seines vertrauten Freundes, gewesen. Die Gattin fügte einige Zeilen hinzu, worin sie bekannte, aus Jean Pauls Zimmer einiges ohne, einiges mit Erlaubniß seines Bruders entwendet zu haben. Sie nehme dies — es waren zwei Schreibfedern und drei vertrocknete Wicken — als Reliquie mit, obschon der Heilige noch lebe. Otto schildert die Gattin Fischers als eine Dreißigerin, mit einem vormals gewiß ganz, jetzt noch im Profil sehr schönen und geistreichen Gesicht. Sie sehe aber sehr leidend aus, und das Nachdenken mache ihre Schmerzen noch sichtbarer. „Sie spricht", fährt er fort, „gut und meistens über moralische Gegenstände mit einer unschuldigen Zartheit und Freiheit, und das Gespräch mit ihr gelingt beinah besser, wenn der Mann nicht dabei ist." Dieser gefällt Otto wohl auch, aber „viel minder als sie".[2])

Graf Moltke, der Reisebegleiter von Baggesen und der Bekannte von Jacobi, kam im Jahre 1798 von Weimar aus auf drei Tage mit Frau und Schwägerin des Dichters wegen nach Leipzig. Sie aßen täglich mit ihm, besuchten ihn auch oft in seiner Wohnung. Jean Paul rührte das eine Mal durch sein Clavierspiel die Frauen zu Thränen; am letzten Abend las er aus dem Titan vor und die „liebe, weiche" Gräfin war ihm recht gut „mit Hand und Auge". „Da ich am Morgen des Ab-

1) Vielleicht Zerboni.

2) In Bayreuth erhielt Jean Paul später den Besuch des gräflich Donnersmarck'schen Ehepaares aus Schlesien.

schiedes", erzählt er weiter, „recht warm und beredt von den weiblichen Seelen schied und wieder schied und ihre Hände auf mein Herz legte und nicht fortkonnte, so ging ich endlich und die Gräfin begleitete mich und sah mir mit dem wärmsten Auge ins Gesicht und ich wagte — wider meine Gewohnheit nichts, — aber bei dem letzten Worte fiel mir die liebe Seele umarmend ans Herz." Noch in demselben Jahre erhielt Jean Paul von Moltke aus Kiel die Nachricht von der glücklichen Entbindung seiner Frau. Der Dichter schrieb mit Rücksicht darauf, daß der erste Sohn gestorben war: „Ihr zweiter Erstgeborner wird, wie die erste Perle der Kleopatra verging, die zweite aber als Schmuck an der Venus Urania im Pantheon blieb — er wird und soll bleiben und trösten und immer erfreuen."

Die letzte in dieser Gruppe ist Helmina v. Klenke, bekannter unter dem Namen H. v. Chezy.[1]) Sie hatte schon vor ihrem 14. Jahre die Unsichtbare Loge gelesen und war durch sie auf den Gedanken gebracht worden, einen Roman zu schreiben und zwar ganz in Jean Pauls Art. Sie führte das auch aus, verbrannte jedoch diese ersten Versuche. Zwei Jahr später fiel ihr der Hesperus in die Hände und dieser begeisterte sie zu einem Briefe an den Dichter. „Nur Ihre Worte", beginnt derselbe, „können das Gefühl ausdrücken, mit dem ich Ihnen schreibe, mit dem meine Seele die Ihrige sucht und liebt. Wie kann ich für die herrlichen Stunden danken, in denen ich Ihres Geistes Schöpfungen las und eine Welt und ein Herz darin fand, wie mein Inneres sie verlangt. Wie kann ich das Unnennbare ausdrücken, das in meinem Busen sich regt, dieses Sehnen nach einer Welt über den Sternen." „Ich stelle Sie", heißt es zuletzt, „mit nichts in Vergleichung als mit der Schönheitsfülle der himmlischen Natur, in der man, wie in Ihren Werken, von dem überströmenden Genuß ihrer Reize tausende übersieht, die man erst beim zweiten, beim tausendsten Ueberblick genießt und die man ewig neu findet." Jean Paul antwortete zwar nicht, doch

1) Sie war die Enkelin der Karschin. In ihrem 16. Jahre vermählte sie sich mit Baron Hastfer, ließ sich jedoch kurz darauf scheiden. Später heirathete sie in Paris den Prof. Chezy, trennte sich aber auch von diesem nach mehreren Jahren. Die Unsterblichkeit ist ihr durch Webers Musik zu ihrer Euryanthe gesichert. Vgl. Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben von H. v. Chezy. II Bände. Lpz. Brockhaus. 1858.

bat er seinen Freund Ahlefeldt, ihn mit Helmina, sobald er nach Berlin komme, bekannt zu machen. Die erste Begegnung fand in einem Garten, am Morgen, statt; auch Fr. v. Berg war zugegen. „Auf seiner Stirn", schreibt Helmina, „thronte Licht, auf seinen Lippen Anmut und Milde. Seine hellblauen Augen leuchteten in sanfter Glut. Seine Erscheinung würde aber vielleicht einem Unkundigen nichts von seinem Genius verrathen haben; sie war durch ihre Anspruchslosigkeit gewinnend und Ernst, Anstand, natürliche Anmut blickten daraus hervor." Es entspann sich hierauf ein vertrauter Verkehr; Helmina übergab dem Freunde ihre Romanentwürfe und Gedichte, ja sie pries ihn selbst in Versen[1]) und empfing seinen Rath und seine Aufmunterung. Seine Gegenwart, schreibt sie noch in hohem Alter, war für sie das Beseligendste, was sie je empfunden; etwas unendlich Wohlthuendes lag in der harmonischen Milde seines ganzen Wesens, seines Blickes, im Ernst seines stillen Lachens. Nie hörte sie ihn lachen, aber sein Lächeln mit dem Augenstrahl schien ihr Frühling. „In seinen Dichtungen", sagt sie, „steht er einsam auf seiner Höhe, er hatte keine Vorgänger und wird keine Nachfolger haben. Die Zeit wird seinen Werken noch erst recht entgegenreifen und wird die meisten seiner sogenannten Absprünge als durch innere Nothwendigkeit bedingte anerkennen. Niemand hat größer, vollkräftiger auf das deutsche Gemüt eingewirkt als Jean Paul, ohne jemals in das Getriebe der Weltthätigkeit einzugreifen, einzig durch das, was er war. Keiner hatte vor ihm Deutschland zum Selbstbewußtsein emporgerufen; an ihm war die Generation aufgerankt und aufgeblüht. Sein innerer Mensch war von vollendeter Schönheit; diese hatte er erstrebt, indem er nach Wahrheit rang. Er war der ethisch-religiöse Erlöser des Romans. Er ist in seinen Werken wie die Magnetnadel, wie der Polarstern; er weist immer auf Gott hin. Seiner Zeit aber ging die Form über alles; vor lauter Sinnlichkeit ist ihr die Empfänglichkeit für das geistig Schöne verloren gegangen." „Eines solchen Mannes Gegenwart fehlte", schreibt sie, „meinem Herzen, das lange nicht an Freundes Busen schlug; ich kenne jetzt seine Liebe und habe seine schönen Stunden mitgenossen."

Auch Jean Paul gewann Helmina durch den persönlichen Ver-

2) Vgl. F. III, 42. 65.

kehr von Herzen lieb; er nennt sie witzig phantasirend und meint, sie bestehe aus Flammen, Strahlen und aus dem Undsoweiter. In der letzten Zeit scheint jedoch eine Erkältung eingetreten zu sein. Helmina berichtet nämlich, daß sie den Dichter einige Zeit vor seinem Abschiede seltener sah und findet die Ursache darin, daß ihre Begeisterung für die Genlis ihm Besorgnisse eingeflößt habe; sie giebt zu, über dieser Freundin versäumt zu haben, den Dichter ganz verstehen zu lernen und seine zarten Winke für ihre Zukunft zu beherzigen. Demgemäß entschwand auch Helmina kurz nach der Abreise des Dichters seinem Gesichtskreise. Sie hatte ihm nach Meiningen Briefe zum „Ediren und Emendiren" nachgesandt, er erklärt jedoch, daß er sie liegen lassen werde. Er helfe ihr recht gern, aber die Wahrheit und das Publikum lassen ihn nicht.

1811 klagte sie von Heidelberg aus dem „lieben, unvergeßlichen Freunde", daß er sie so in den tiefsten Schattenwinkel seines Herzens gesteckt habe und ließ diesem Briefe bald darauf von Aschaffenburg aus einen zweiten folgen, in dem sie ihn beschwor, doch endlich sein Schweigen zu brechen. „Sei es, was es sei", sind ihre Worte, „ich muß wissen, wie Sie gegen mich gesinnt sind. Ich kann nicht ohne heißen Schmerz an Sie denken." Darauf hin schreibt denn auch Jean Paul der „unvergessenen Helmina". „Der Gartenmorgen", versichert er ihr, „wo ich Sie zum ersten Male sah, hat seine Blumen und seinen blauen Himmel noch nicht verloren, und Sie stehen mir noch immer darin mit ihrer liebenswürdigen freundlichen Unbefangenheit. Ich kann Sie mir gar nicht verändert denken, sondern Sie bleiben mir immer die vorige naive Grazie, leiblich und geistig. Wenn ich Sie daher wiedersehe, so wird eine schöne Vergangenheit mit einer schönen Gegenwart in einem Nu zusammentreffen." Helmina sandte ihm hierauf ihre „Zeitgedichte", Jean Paul schrieb jedoch erst an sie, nachdem er mit freundlichen Worten zur Antwort gemahnt worden war. Er bekennt, große Sünden an ihren Tugenden begangen zu haben, ihr Schreibtisch soll daher jetzt sein Beichtstuhl werden. Ehe er ihre Gedichte gelesen, hatte er sie zwar lieb und dies sehr, nun aber, nachdem er sie gelesen, hat er sie — fast zu lieb und es ist gut, daß er sie nicht noch gar dazu sieht. Ihre Herrschaft über die Dichtformen, ihre trefflichen Legenden oder Holzschnitte, die herzlichen, milden, lyrischen Ergüsse, kurz der ganze Blumenstrauß an ihrer deutschen Brust hat ihn unendlich erquickt. Beinah hätte er sie öffentlich recensirt,

d. h. gelobt, hätte er nicht das allgemeine Urtheil zu deutlich wiederholen müssen. Sie antwortete sofort und versicherte, daß sie auf ihren vielen Wanderungen wie die Israeliten die Bundeslade ihre Heiligthümer immer bei sich trage, dazu aber gehöre auch das kleinste Zettelchen von seiner Hand. Der größte Theil dieses Briefes ist mit der Schilderung des Erfolges ausgefüllt, den ihr Schauspiel Eginhart und Emma bei Dalberg und seinen Freunden, vor denen es aufgeführt worden, gefunden hat. Jean Paul sah sie in Dresden 1822 wieder. Er erhielt, wie Förster berichtet, von ihr die Zeichen treuer Anhänglichkeit, fand sie aber doch so verändert, daß er nur aus Dank für die alte Zeit sie zu besuchen sich entschloß.

Mit der Gräfin Schlabrendorf, einer gebornen v. Mutzschefahl aus Schlesien, welche die zweite Gruppe von Jean Pauls Freundinnen eröffnet, war der Dichter schon in Berlin zusammen gewesen; ein vertrautes Verhältniß bildete sich jedoch erst in Weimar, während eines kurzen Aufenthaltes in Gotha, dann wieder in Berlin und zuletzt in Meiningen. Von ersterer Stadt aus berichtet Jean Paul, daß sie bei dem Händeanfassen mit eingemischtem leichten Drücken angelangt seien, daß er sich jedoch passiv halte und unter dem Bilde des Hasens zu denken sei, den der Jäger in immer näheren Kreisen umschleicht. Er kam, wie er einem andern Freunde schreibt,[1]) mit ihr in erotische Verbindung, aber ohne Consequenz; er nennt sie und ihr Herz reizend und leichtfüßig. Allein schon kurz vor der Abreise nach Gotha hatte er „in seinem Kopfe droben fast das ganze schlagende Herz" und er glaubte, daß in Gotha eine Sache zur Entscheidung kommen würde, die es beinah in Weimar schon war. Er rühmt ihre ins Herz einsickernde Stimme und ihre schöne, lange Gestalt, während der Fahrt aber ihre Kenntnisse, ihre Aufmerksamkeit auf alles Bemerkenswerthe sowie ihre Festigkeit und Besonnenheit. Er bemerkte auch an ihr einen durchaus philosophischen Geist und hebt hervor, daß sie bei Kiesewetter Logik gehört habe. Sie kamen abends in Gotha an, mit holder, leichter Liebe. Beim dämmernden Monde saßen sie bei einander, in dem einen Arme der Gräfin ihre kleine Tochter, im andern der Dichter, ohne sich um die ab- und zuschreitende Dienerschaft zu kümmern. Ihre Leichtigkeit des

1) Vgl. Theater-Briefe 2c. p. 69.

Lebens und Liebens „legten Franziskanerstricke um sein empirisches Ich“ und er versicherte, daß man bei ihr gegen gar niemand sündigen kann. Auch von Berlin aus schreibt er, daß sie sich mit schönem Herzen an ihn knüpfe, und daß kein Mann vor diesem feurigen Busch unversengt vorüber gehe. Noch in diesem Jahre verlobte sich der Dichter mit Karoline Mayer; von der Gräfin aber meldet er, daß sie ihn immer heftiger geliebt und zuletzt habe heirathen wollen; über die Nachricht seiner Verlobung wurde sie krank. „Sie kann aber opfern“, setzt er hinzu, „sogar ihren Willen, wie keine und sie hat den treuesten, wärmsten, kindlichen Charakter.“ Zu seinem Geburtstage brachte sie ihm mit seiner Braut früh um sechs Uhr Rosen, Hyazinthen und Maiblumen; noch vor seiner Vermählung reiste sie nach Meiningen,[1]) um da seine Häuslichkeit für ihn einzurichten. Da ihr Weg über Leipzig führte, empfahl sie Jean Paul seinem Freunde Oertel, demselben, dessen Schwester einen Fürsten Carolath geheirathet hatte, als seine und Karolinens innige Freundin. Er soll ihm auf sein Wort die Güte ihres Charakters glauben, nicht aber dem wilden Gerüchte des Gegentheils; die beste Probe ihres Werthes sei ihr Werk, die Copie desselben, ihr herrliches Kind. Auch an Herder empfiehlt er sie, denn sie verdiene recht viel Liebe von ihm. In Meiningen lebten sie mit einander „in schönem Bunde“. „Unser alter Bund der Hülfe“, schreibt Jean Paul, „besteht noch fest, da sie keine Fehler zeigt, die man nicht in der ersten Woche erräth.“ Einen Theil des Sommers verlebte sie in Liebenstein und wurde da auch von dem Freunde besucht.[2]) Der erste Brief Jean Pauls, welcher uns nach dieser Meininger Zeit überliefert, ist vom Jahre 1808 und es scheint dies zugleich der letzte gewesen zu sein. Die Gräfin hatte inzwischen den Präsidenten von Schwendler in Weimar geheirathet; Jean Paul entschuldigt sich wegen seines Schweigens und wünscht ihr, daß sie mitten im Sturmmeer der Zeit eine recht feste, grüne Insel behalten möge.[3])

1) In einem Briefe Jean Pauls vom 9. April werden wir durch die Nachricht überrascht, daß die Gräfin verlobt, das Bündniß jedoch ohne ihre Schuld wieder zerrissen sei. Ihr Verlobter war Jean Pauls Freund Ahlefeldt.

2) Vgl. W. VI, 209. 213.

3) Am 31. Juli 1802 schreibt Jacobi an Jean Paul, daß er von ihm und seiner Gattin Erfreuliches durch den Grafen Schlabrendorf erfahren, dessen zwei ältere Brüder er seit vielen Jahren kenne.

Tiefer und inniger noch war das Verhältniß, in welches Jean Paul zu Julie von Krüdener und Josephine von Sydow getreten ist. Erstere besuchte den Dichter am 17. August 1796 in Hof.[1] Er empfahl sie unmittelbar darauf Karoline Herder mit den Worten, daß sie seiner wärmsten Achtung für das weibliche Geschlecht neue, schirmende Blumenstäbe gebe und deshalb die Umarmung Karolinens verdiene. Ihr selbst schreibt er: „Sie kamen wie ein Traum. Sie flohen wie ein Traum; und ich lebe noch in einem Traum. Ich wollte, heut' wäre der erste Januar, damit mein Herz sich in gerechtfertigte Wünsche für Ihres auflösen könne." Noch enthusiastischer spricht er sich Oertel gegenüber aus. Er nennt sie da eine Seele, wie er sie kaum noch im Pantheon der Ideale gesehen; die notae characteristicae an ihr seien ewiger Friede und Freude in sich und eine weite Menschenliebe. Aeußerlich erscheint sie ihm unbedeutend, aber das kleine, reine, warme Auge ist davon ausgenommen, das sich in fünf Viertelstunden so oft in Thränen verklärte.[2] Die Krüdener schrieb schnell von Leipzig zurück. Unvergeßlich ist auch ihr die Stunde, wo sein Auge, der Ton seiner Stimme und das unbeschreibliche Ganze seiner Empfindungen ihr die schönste der Harmonien darstellte — Erkenntniß mit Gefühl verbunden. Alles zeigt ihr, daß sie durch ihn besser und glücklicher werden kann, daß es aber auch ihm unendlich viel sein muß, als Mensch, als edler Geist und als Beobachter, dessen Beobachtungen für die Menschheit so wichtig sind, ein Herz zu finden, das so wahr ist, das keinen Genuß haben kann, der von Veredlung abweicht, keine Freuden kennt, als die, die er billigt. Zuletzt bittet sie ihn, daß er kommen möge, wenn seine Geschäfte es ihm erlauben, damit sie ihm ihre Seele zeige und von ihren Schicksalen erzähle. Jean Paul schrieb ihr zurück, sie habe in den Strom seines kleinen Lebens eine glückliche Insel geworfen und solle dieselbe nicht fortschwimmen lassen. Sie soll ihm, wie Milton der Welt, außer dem verlorenen Paradiese auch das wiedererworbene geben

---

1) Nach F. II, p. 11 hätte Jean Paul Frau v. Krüdener schon im Mai in Bayreuth gesprochen, als sie auf dem Wege nach Lausanne war. Diese Reise nach der Schweiz fand jedoch erst im Herbst statt und Frau v. Krüdener reiste da durch Bayreuth, ohne Jean Paul zu sehen.

2) Vgl. die Schilderung bei Helmina v. Chezy. Unvergessenes. Bd. I, p. 152.

und auf ihrer Reise nach der Schweiz ein Wiedersehen ermöglichen. Die Schweiz entzieht seinen Gefühlen mehr, als sie ungesehen ihnen bisher gab, denn sie nimmt ihm die Freundin. Oertel indeß sah das Verhältniß mit viel ruhigerem Blick an und mahnte zur Besonnenheit. Jean Paul bittet ihn jedoch Ende Oktober, ihm den Gefallen zu erweisen und kein Wort mehr über die Krüdener zu sagen, denn er habe seinen Prozeß gegen sie mit allen Kosten verloren. „Zwei Abende blätterte ich", erzählt er weiter, „in ihrem Herzen. Am ersten warf der Freund noch immer Schneeballen in mein Altarfeuer; am zweiten jedoch loderte mir ihre idealische Seele hell und rein und hoch auf." Er giebt zu, daß sie nicht frei von Selbstlob und übertriebener Selbstachtung ist, aber er sieht auch den fliegenden, glühenden Geist, und er weiß sie, die selbstvergessend allen Menschen hilft und nachfühlt, frei von Egoismus. Julie reiste inzwischen nach der Schweiz; sie verweilte zwar in Bayreuth, es war ihr jedoch nur möglich, einen schriftlichen Abschiedsgruß dem Freunde zu senden. Er sei, versichert sie, ihrem Geiste, was der Aether ihrer Brust, wenn sie ihn auf hohen Alpen in sich ziehen könnte. So leicht, so beglückt fühlt sich ihre Seele in seiner Atmosphäre; tausend heilige Gefühle durchglühen sie und die reinste Tugend scheint ihr schon hier den Menschen ganz möglich. In Lausanne ist sie verwundert, keine Nachricht von ihm zu finden. Daß sie selbst ihn vergißt, erscheint ihr unmöglich, besonders aber in Gegenwart der allmächtigen Wunder der Schöpfung, die sie umgeben und sie tausendmal ihn zum Genossen ihres Glückes wünschen lassen. Er soll, bittet sie zuletzt, über ihrem Leben immer die schönen Stunden schweben lassen, wo sein beredtes Auge, seine Thränen, seine Gefühle alle sie mit dem Gedanken ewiger Freundschaft erfüllten, wo sie es mit Stolz fühlte, daß ihre Seele ihn „interessire". Jean Paul schrieb zurück: „Wie schön wird die Stunde sein, wo ich Ihnen mit vollem Auge und Herzen sage: ich habe unsere letzte nie vergessen. Wenn mein Auge in Ihre Seele blickt und auf die Stürme, die über sie gekommen . . . ., so fasse ich es nicht, wie sie doch mehr Himmel als Wolken, mehr Blumen als Boden in diesem engen Leben findet." Dieser Brief ist vom April; damit ist aber auch der Höhepunkt des Verhältnisses erreicht; schon im Juni beginnt die Umwandlung.

Jetzt ist er mit Oertel über die Klasse der Krüdener in Rücksicht der Beobachtungen mehr einig, als dieser meint, nur nicht in Rück-

sicht der Schlüsse daraus. Es ist die Klasse der poetischen Genies, am andern Geschlechte fallen aber die egoistischen Mängel noch mehr auf.[1]) Mehrere Jahre hindurch scheint jetzt der Verkehr zwischen ihnen unterbrochen gewesen zu sein; erst in Berlin wird er wieder aufgenommen. „Jean Paul kann mich nicht ganz vergessen haben", schrieb die Krüdener 1801, „es knüpft uns ein Band aneinander, das weder Zeit noch Verhältnisse lösen. Sie thaten mir so wohl. Ihre Gegenwart zeigte mir das schönste Bild, das die Erde gewähren kann, Genie und Tugend mit einander vermählt." Ihre Seele liebe seinen Werth, denn er sei wohlthätig fürs Gute und für die Menschheit. Er möge deshalb auch ihr fernerhin wohlthun und durch seinen Umgang die stilleren Stunden ihres in Berlin dem Weltverkehr zu sehr gewidmeten Lebens erfrischen. Der Dichter erfüllte diesen Wunsch und sie besuchten sich gegenseitig mehrere Male;[2]) ja er nennt die Krüdener die Seelenfreundin seiner Braut, eine rein religiöse Frau, eine Meisterin der schönen Rede bis zur Virtuosität. Der letzte Brief Juliens ist vom Jahre 1804. Sie klagt anfangs, auf ihre Briefe aus der Schweiz und aus Frankreich keine Antwort erhalten zu haben und kommt dann auf ihren Roman Valerie. „Echte Moralität und deutsche Gedanken mit wahrer, religiöser Philosophie", schreibt sie selbst, „haben in ganz Frankreich ein so schmeichelhaftes Aufsehen erregt, daß die ersten Schriftsteller sich in Journalen lobend über das Buch ausgesprochen haben. Mütter ließen ihre Kinder Gustav taufen, Frauen in den Krämerläden lesen das Buch mit nassen Augen, Kunst und Mode bemächtigen sich des Romans." Darauf bittet sie Jean Paul eine kleine Recension zu schreiben. Sie will nämlich nach Rußland gehen und hofft da ihren Bauern Freiheit zu verschaffen. Um aber Gutes zu wirken, muß sie von ihrem vortrefflichen Kaiser gekannt sein, und eben dazu kann Jean Paul ihrer Meinung nach viel beitragen. Mit seinem Ruf, mit seiner vortrefflichen Originalität und seinem Zauber der Gedanken werde er ihr Buch überall der Aufmerksamkeit werth machen.

1) Vgl. des Verf. Aufsatz: Jean Paul über die Frauen. Nationalzeitung 1875. No. 87.

2) Funck will wissen, daß die Krüdener sich mit ihm Stunden lang eingeschlossen habe, als er, ein junger, burschikoser Geselle (er war damals 38 Jahr alt) in Berlin war, und ihm die Haare geschnitten und geordnet habe.

Jean Paul schrieb sehr freundlich zurück, von der Recension jedoch vermeidet er zu sprechen, es ist auch keine erschienen. Er kommt in einem 1818 geschriebenen Aufsatz[1]) noch einmal auf die Krüdener zurück und meint, daß sie sich vielleicht mit Harms den Theologen zugesellen werde, welche die christliche Kirche den heidnischen Tempeln ähnlicher ausbauen und zumauern werden, die bekanntlich keine Fenster hätten. Sie werden dann bei Zuhörern, die ganz Ohr sind (und dazu gehört ein sehr langes), durch Sätze, welche stark genug sind, die Vernunft und die Freiheit gefangen zu nehmen und dann hinzurichten, für die Bekehrung jene Blindheit erwirken, in welche Paulus bei der seinigen, aber nur körperlich, so lange gerathen, bis ihn Ananias hergestellt.

Wie die Gräfin Schlabrendorf und Julie von Krüdener so war auch Josephine von Sydow, eine geborene Französin, bereits verheirathet, als sie an Jean Paul schrieb. Sie hatte sich, nachdem sie von ihrem ersten Gatten geschieden war, schon in ihrem fünfundzwanzigsten Jahre zum zweiten Male vermählt, und zwar mit einem Eskadronschef der Blücher'schen Husaren, ohne doch in dieser Ehe das ersehnte Glück zu finden. Bereits in ihrer frühen Jugend hatte sie mehrere poetische und prosaische Schriften herausgegeben, von letzteren sind namentlich zwei über die Erziehung zu erwähnen.[2]) Sie schrieb Mitte März 1799, anonym und in französischer Sprache, welche sie auch späterhin beibehielt, einen Brief an Jean Paul, dessen erste Worte waren: »Si j'étois reine, l'auteur d'Hespérus[3]) serait mon premier ministre. Si j'avais quinze ans et que je puisse espérer d'être sa Clotilde, je me croirais plus heureuse que d'être reine.« Nicht sein Stil, heißt es weiter, hat sie gefesselt, sondern sein Herz. Er glaubt an die Tugend, die Freundschaft und die Liebe; er hat in ihr Herz all die Ideale einer schönen Zeit zurückgerufen, süße Thränen sind ihren Augen entströmt und sie hat sich mit Entzücken gesagt: Nein! die Tugend und die Freundschaft sind keine Chimäre; es existirt ein Wesen, welches alles das malt, was du fühlst.[4])

1) WW. 32, 107.

2) Vgl. F. II, 155.

3) Der Roman war ihr (vgl. F. II, 154) durch den Prediger Wolf in Prenzlau, wo Josephine eine Zeit lang lebte, empfohlen worden.

4) Diesem Briefe legte sie eine Uebersetzung einiger Seiten des Hesperus bei.

Jean Paul, schreibt sie später, ist ein einziger Mensch, denn er besitzt Herzensgüte im Verein mit allen Gaben des Genies und erhält dadurch das Recht, die Guten zu gewinnen und die Bösen zu bezwingen. Sie liest seine Briefe wieder und immer wieder, denn es sind die eines Mannes, der die Menschheit liebt und die Laster der Menschen bekriegt. Sie hört, wenn sie den Hesperus oder auch ein anderes seiner Werke liest, ihn reden vom höchsten Wesen und von den tröstenden Wahrheiten, welche dem Elenden sein trauriges Dasein erträglich machen. Jean Paul ist ihr kein Mensch oder zum wenigsten ein Gottmensch. Sie bittet ihn daher um seine Freundschaft und gelobt ihm ihrerseits mit Entzücken eine Freundschaft, die weder Zeit noch Entfernung jemals zum Wanken bringen könnten. Nur der Tod soll das Band zerreißen, welches durch die Tugend geknüpft ist, und sie will, daß sie am Ende ihres Lebens sagen kann: Ich habe ein Herz gefunden, welches das meinige versteht. Schon in den ersten Briefen wünscht sie nichts Sehnlicheres, als ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen. Die Hoffnung ihn zu sehen kommt weder aus ihrem Herzen noch ihrem Kopfe; deswegen hätte sie fast im Herbst 1799 mit einer ihrer Freundinnen für den Winter eine Reise nach Berlin geplant.

Gleich nach Empfang des ersten Briefes schreibt ihr Jean Paul zurück, daß ein Lorber größeren Werth hat, wenn man ihn aus einer weiblichen und einer ausländischen Hand zugleich empfängt. Die Bildung eines schönen Herzens, eines energischen Geistes, einer warmen, wunden Seele, die das Leben und seinen Frost erfahren, spricht in jeder Zeile an sein Herz, darum antwortet er so zuversichtlich. In den ihm zugesandten Schriften hat er wegen der Eile nur geblättert, aber auch ohne Sehrohr hat er an diesem reinen Himmel schon viele helle Sterne gefunden. Ein Auge, das scharf bemerkt, ein Herz, das heilig schlägt, fand er auf jeder Seite. Auch sein Herz sehnt sich nach dem ihrigen und hofft sie zu sehen. Er vergißt sie nie, wie er sich auch ändert gegen andere; ihre Seelen bleiben beisammen, denn sie waren beisammen, ehe sie sich einander nannten. Zuerst redet Jean Paul nur von einem rein geistigen Verhältniß, das als solches nicht von irgend einem andern leiden könne. Er liebt sie wie einen Geist aus der vergangenen Welt oder aus der künftigen; keine Liebe aber ist unsterblich als die, welche eben so rein ist wie Unsterbliche. Er ist mit Josephine über die geistige

Liebe der Weiber einig. Eben weil die Frau am meisten mit dem Herzen liebt, so lebt ihre Liebe so lange wie ihr Herz, indeß sie bei den meisten Männern mit und an den Sinnen stirbt. Er wird in Berlin, wo er sie zu treffen gedenkt, ihr Bruder sein und ihr an ihrem Herzen eine ewige Freundschaft schwören. Inzwischen hatte Josephine von dem Verhältnisse Jean Pauls zu K. v. Feuchtersleben Kunde erhalten und bittet ihn im Juli, ihr von der Geliebten zu schreiben. Als er sich im Oktober verlobt, versichert ihm Josephine, daß diejenige, welche sich ihm geweiht, ihn niemals zärtlicher, beständiger lieben wird als sie selbst. Ihr Gefühl für Jean Paul erscheint ihr Anfang Januar als ein mittleres zwischen Freundschaft und Liebe, es ist weder das eine noch das andere. Und doch bekennt sie in demselben Briefe, daß ihre Phantasie sie in alle Orte, welche er bewohnt, versetzt, daß sie ihr die Vereinigung mit ihm nicht nur als möglich, sondern als nothwendig hinstellt. Dieselbe Luft athmen wie er, die Orakel dieses geliebten Mundes hören und sammeln, das ist ihre Hoffnung, das sind ihre Wünsche. Sie denkt an ihn, schreibt sie am Ende des Monats, hundertmal am Tage, das Bild des süßen Freundes ist in der Tiefe ihres Herzens, alle andern Dinge können nur die Oberfläche streifen. Auch Jean Pauls Herz empfand, trotzdem er verlobt war, noch andere Regungen als freundschaftliche. Er hat ihr Bild neben seinem Clavier hängen, er ist vor ihm wie ein Kind und er „streichelt mit dem Finger über das Augenlid vor Liebe". Im März erinnert er sich daran, wie es jetzt gerade ein Jahr ist, daß sie sich im finstern Walde des Lebens, der die Menschen einander versteckt und entzieht, gleichsam auf einer schönen, offenen, heiteren Stelle gefunden haben, nie wollen sie sich verlassen und vergessen. In Berlin will er sie nicht bloß an, sondern auch in sein Herz drücken und sie immer ansehen, damit nach langen Jahren die schöne, theure Gestalt unverwischt vor seiner Seele ruhe. Kurz vor der Reise verspart er alle Antworten auf ihre Briefe für ihre so nahe Seligkeit; wie eine Sonne steigt für ihn diese schöne Stunde herauf, und der ganze Frühling ist Josephinens Morgenroth. Im Mai, nachdem Jean Paul eben seine Verlobung mit Karoline aufgelöst, fand diese Zusammenkunft statt. „Mein würdiger, mein zarter, mein einziger Freund!" ruft ihm Josephine, als sie wieder nach Stettin zurückgekehrt ist, nach. Sie hat endlich die Ueberzeugung gewonnen, daß ein Mensch existirt so wie ihn Jean Paul zu malen ver-

steht. „Liebe mich", schließt sie, „schreibe mir, denke an mich und sei versichert, daß, wenn der Flug Deines Herzens Dich zu mir tragen wird, Du immer das meinige zu seiner Aufnahme bereit finden wirst." Jean Paul seinerseits erklärt, daß er sie sehr achte und liebe, seit er sie gesehen. Er bewundert in ihr einen seltenen Bund von Festigkeit, Weichheit und Schonung, von heller, warmer Liebe, von Naivetät, Feuer und Vernunft.[1]) Sie können, heißt es zuletzt, nicht mehr zweifeln, sie müssen sich ewig trauen. Er glaubt ihr wie seinem Gewissen und liebt sie wie das, was an ihm gut ist. Nie vergißt er ihr edles Herz, ihr schönes, treues Auge und die Minuten der heiligsten Liebe. Kurz darauf, im Frühjahr 1801, vermählt sich Jean Paul mit Karoline Mayer. Josephine bittet ihn, dieser zu versichern, daß sie ihr aus der Tiefe eines aufrichtigen Herzens die Hälfte der Freundschaft, welche sie gegen ihn selbst hegt, entgegenbringt. Sie schickt ihm eine von ihr gestickte Brieftasche und bittet nur um die Erlaubniß sie bald mit Briefen zu füllen. Nachdem Jean Paul vier Monate später seinen Dank dafür geschrieben, verstummt der Briefwechsel auf längere Zeit. 1803 endlich zeigt ihm Josephine die Hochzeit ihrer Tochter an und versichert dabei, daß weder die Abwesenheit noch die Entfernung ihre Anhänglichkeit für ihn gemindert haben; sie wagt zu glauben, daß seine Freundschaft für sie noch die nämliche ist, obgleich sie seit so lange schon keine Nachrichten von ihm empfangen. Der Dichter entschuldigt sich sofort damit, daß er falsche Nachrichten über ihren Aufenthalt gehabt. Er versichert ihr die Unwandelbarkeit seiner Gesinnung und die Sehnsucht nach der guten Josephine, nach ihrer Stimme, nach ihrem Blick, nach der ganzen Seligkeit der geflügelten Abendsecunden von ehedem. Sie wird, schließt er, nie vergessen, weil sie nie verwechselt werden kann. Dieser Brief ist der letzte; daß Jean Paul die Freundin je wiedergesehen, ist kaum anzunehmen.

Zweites Kapitel.

Verhängnißvoller als all diese Beziehungen wurden die zu Charlotte von Kalb, der Linda des Titan, zu Emilie von Berlepsch und zu Karoline von Feuchtersleben, der Liane des Titan.

---

1) Vgl. O. III, 297.

Der erste Brief Charlottens [1]) datirt vom 29. Februar 1796. Bei Jean Pauls zweitem Aufenthalt in Weimar, im December 1798, gestand sie ihm ihre Liebe. Der Dichter beantwortet darauf eine kurze Zeit die Briefe der trotz der herben Zurückweisung ihn mit gleicher Liebe Umfangenden; allmählich schwindet auch dieser Verkehr, bis endlich durch den Besuch Charlottens in Meiningen und Jean Pauls in Weimar (1802) die Erinnerung an alte Zeiten so lebhaft wieder wachgerufen wird, daß durch die nun folgenden Briefe Jean Pauls beständig ein schmerzvolles Sehnen nach der verlorenen Geliebten hindurchklingt.

In jenem ersten Briefe bekennt Charlotte, daß sie schon oft durch den Reiz und den Reichthum der Ideen Jean Pauls innigst beglückt worden sei und daß sie seinen Schriften die schönsten Stunden verdanke. Sie hat es jedoch erst dann gewagt an ihn zu schreiben, als sie sein Lob von Männern vernahm, die ihn längst kannten und verehrten, und als sie ihm nicht mehr die einsame Blume der Bewunderung übersandte, sondern den unverwelklichen Kranz, den Beifall und Achtung von Wieland und Herder, von Knebel und Einsiedel ihm wand. Jean Pauls Erwiderung, daß er seinem schriftlichen Danke den mündlichen hinzuzufügen sich sehne, wurde von ihr mit aufrichtigster Freude begrüßt: er solle ihr nur schreiben, wann er kommen wolle, soll aber ja keinen Tag später erscheinen, denn das Erwarten sei eine schmerzlich tödtende Sache. Von den „Blumenstücken" hat sie insbesondere die Vor- und Nachrede entzückt; sie hat sie auch Herder vorgelesen. „Wie viele vergangene Ideen meiner Seele", ruft sie aus, „habe ich in Ihren Schriften wiedergefunden, wie viel neue, belebende, erquickende haben Sie mir gegeben!" „Zwei Drittel des Frühlings", schreibt sie im Mai, „sind vorüber, die Bäume stehen noch unbelaubt im schönen Park, die Nachtigall hat noch nicht gesungen, und Sie — waren noch nicht hier. Der Frühling könnte kommen mit allen Reizen, mit der Bäume Pracht, der Blüten Duft, der Vögel Liebgesang, der Lüfte lindem Fächeln — für Ihre Freunde wär' er nicht gewesen, wenn Sie uns nicht erscheinen. Es ist fast das Zeichen unseres Grußes in Weimar: „„Ist Richter noch nicht da?"" Sie sind ein tiefer Forscher, ein ferner Seher in Zeit und

1) s. des Verf. „Jean Paul und Charlotte v. Kalb". Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung. 1875. No. 103.

Zukunft, ein Phänomen in dieser Zeit, die Sie bedarf. Krieg und Kampf ist überall, oder ödes, todtes, kaltes Nichts, schale Form, kein Inhalt. In Ihnen erscheint uns aber ein Geist mit Herz und Seele, der Tausende aus ihrem Todesschlummer wecken könnte. Unsere Erwartungen sind nicht zu kühn." Da endlich versichert der Dichter, daß er bestimmt in der ersten Hälfte des Juni kommen und Salomons Tempel betreten werde, den ihm bisher so viele Davids-Träume vorgemalt.

Am 10. drückte er, wie er schreibt, die Himmelsthore auf und stand mitten in Weimar. Er war noch nicht aus der Reisekruste heraus, so nahm er schon die Feder zur bittenden Frage: welche einsame Stunde? Denn zwischen dem ersten Sehen sollte nie das dritte Paar Augen stehen. Sie könne für seine Himmelfahrt zu ihr jede Minute, sogar eine heutige, bestimmen. Da ihn jedoch seinem Briefe an Otto nach ihr Einladungsbillet zweimal verfehlte, sah er sie erst am folgenden Tage, einem Sonnabend, um elf Uhr von Angesicht zu Angesicht. Er rühmt ihr zwei große Dinge nach, große Augen, wie er noch keine sah, und eine große Seele. Sie spricht gerade so wie Herder in den Briefen über Humanität schreibt. Von dieser Stunde an sahen sie sich nicht nur täglich, insbesondere des Abends, sondern wechselten auch gegenseitig Billets und Briefe, aus denen ein immer heftiger emporloderndes Feuer hervorleuchtet.

Schon nach acht Tagen nennt sie Jean Paul ein Weib wie keines, mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Felsen-Ich, eine Woldemarin. Sie selbst aber schreibt ihm: „Alle Welt will Sie haben, bei Gott, alle Welt! Nein, nein, nein! sie soll ihn nicht haben oder ich will vergehen; ich will erst vernichtet sein, dann kann sie ihn haben. Um Gottes willen, zeige keinem andern als mir Dein Herz! Alle, die Dich fassen, werden für Dich sterben wollen. Nein, um Gottes willen nicht! Wie in einem Spiegelzimmer stehst Du da und wirfst über alle Deine Gestalt, blickst aus ihr mit Deinem Geist, Deinem Gemüt. Aber wir sind keine Spiegel, so glatt und kalt, nein, nein, nein! Eine idealische Schilderung liebt die Seele, einen idealischen Menschen liebt das Herz und will es, und will es, und will ihn." Auch von Jena aus, wohin sich Charlotte in der zweiten Hälfte des Juni auf längere Zeit begab, schrieb sie dem Freunde begeisterte Briefe. Sie erzählte Schiller von seiner Anwesen-

heit, wußte aber dabei schon, daß dieser ihn „in seinen Schriften nicht erkannt“ habe.

Jean Paul fuhr mit ihr, seinem Freunde Oertel, bei dem er auf Veranstaltung Charlottens wohnte, einer Frau v. Thüngen u. a. nach Trausnitz und war entzückt von der herrlichen Umgebung. Der Freundin aber schreibt er: „Ich reiche Dir die Hand über Zeit und Raum; es war eine Zeit, ehe ich Dich kannte und liebte; die Ewigkeit beginnt für den Liebenden. Sie ist der Strahl, der das Unendliche erhellt und begeistert. Ich leide wie Du, denn tief ist der Schmerz der ewigen Sehnsucht.“

In den ersten Tagen des Juli reiste Jean Paul nach Hof zurück; Charlotte ruft ihm nach, wenn sie ihn nie wiedersehe, so weiß sie doch nun das Wesen zu finden, dem sie ihre geheimsten Gedanken und Gesinnungen mittheilen kann. Was gleich einer Ephemere nur in ihr lebte, mit dem Sonnenblick entstand, am Abend vergangen war, erhält nun ein zweites, ein längeres Leben, wenn sie es dem sagt, der es versteht, sie berichtigt, wo sie irrt, ihr auch die Schätze seines Geistes vertraulich mittheilt. Auch Jean Paul empfindet die Trennung schwer. Er kann die Freundin nicht vergessen, d. h. nicht entbehren. Er kann es nicht ertragen, ein Herz, das er gern an seines fassen möchte, ohne körperliche Form in die ganz transparente Masse des Publikums verflossen zu wissen; er kann keine anonyme Liebe ertragen. Wenn er ihr wund geschältes Herz in der Vergangenheit von einem Felsen auf den andern geworfen erblickt, dann wünscht er, daß das gute Geschick dieser müden Seele nur jetzt einmal eine reiche, grüne Stätte geben und nur jetzt nicht mehr so hart zwischen dieses lose wieder zusammengeknüpfte Nervengewebe greifen möge. Als er ihr im November seine Absicht, wieder nach Weimar zu kommen, mittheilt, freut sie sich auf diese Zeit wie ein Gefangener, der aus seinem Gefängniß befreit wird. Die Freunde werden ihm die Wohnung bereiten, werden ihn mit Geld unterstützen, sie selbst will ihm, wenn er mittags gern zu Haus sein will, das Essen schicken. Nur an den Hof soll er nicht gehen, er soll sich hoch halten und all diese Gelegenheiten vermeiden, denn es kommt nichts Gutes dabei heraus. Man ist gedrückt dort, empfindet Leere und endlich Reue; sie achten dort nur den, der sie entbehrt. Er ist da zwischen Scylla und Charybdis, zwischen den Grazien und Sirenen, zwischen dem Weihrauch des Ruhmes und dem

Entzücken des Beifalls. Sei wie Minerva klug, schließt sie, und glücklich wie Apoll. Lächle nicht — Du lächelst zu schön! Die Töne, die Töne, die Dein Gemüt ohne Worte giebt, sind süßer wie Harmonikaklang, ich will still sein — still.

Jean Paul kam jedoch erst im August 1798 nach Weimar; die Briefe, welche beide bis dahin wechselten, sind nichts als ein Vorspiel der später folgenden erregten Scenen. In ihr Herz, schreibt der Dichter, wird er, als in sein zweites, all seine Geheimnisse niederlegen. Noch nie gab ihm ein Jahr eine Seele wie ihre, noch keins eine so geflügelte und so gute und so aufrichtige. Wenn er einmal bei ihr, dem tausendfach verkannten Herzen, ist, wird er nicht begreifen, warum er ihr so selten schrieb; aber er findet in seinen flüchtigen Briefen weder den Ausdruck noch den Genuß der Liebe für sie, aber in den ihrigen findet er beides. Ach, sie weiß nicht, wie sehr der angeschmiedete Prometheus sich sehnt nach der unersetzlichen Charlotte. Schon zur Ostermesse 1797 will er nach Leipzig; dort findet er die Spaziergänge wieder, auf denen er die Rosenstunden verlebte; aber er möchte noch jemand finden, dem er die Stellen seiner Jugendträume zeigen könnte, seine Charlotte. Als sie einst mit ihrer Antwort gezögert, schreibt er: „Seien Sie künftig, wie Sie wollen, ich ändere mich nie gegen Sie. Schweigen Sie fort, ich komme doch, wenn es das Verhängniß erlaubt, und suche in Ihrem schönen Auge die schönste Gegenwart und — wenn Sie diese versagen — die schönste Vergangenheit.“ „Sie könnte niemand verdrängen“, heißt es anderwärts, „als Sie. Sie bleiben meinem Herzen, was Sie waren. Solche Stunden wie unsre sind mit einem ewigen Feuer bezeichnet.“ In diesem Briefe Jean Pauls finden sich aber auch schon zwei Stellen, welche die spätere Krisis ahnen lassen. „Sie und ich“, schreibt Jean Paul das eine Mal, „sind in den meisten Punkten nahe oder eins, aber in einigen liegt eine ganze Erde zwischen uns.“ „Dein großes Herz“, heißt es ein ander Mal, „verhungert und verwelkt in der öden Welt. Du glaubtest, Männerliebe könne es füllen, aber Deine weite Seele füllt und sättigt nur der Unendliche, der hinter dem Tode glänzt und seine zweite Welt.“ Er versichert ihr darauf seine Freundschaft; ob ihr aber diese allein genüge, können wir daraus entnehmen, daß sie ihm das Buch der Staël über den Einfluß der Leidenschaften angelegentlichst empfiehlt, da sie sich so noch durch keine Seele verstanden gefunden, — daß sie

heit, wußte aber dabei schon, daß dieser ihn „in seinen Schriften nicht erkannt" habe.

Jean Paul fuhr mit ihr, seinem Freunde Oertel, bei dem er auf Veranstaltung Charlottens wohnte, einer Frau v. Thüngen u. a. nach Trausnitz und war entzückt von der herrlichen Umgebung. Der Freundin aber schreibt er: „Ich reiche Dir die Hand über Zeit und Raum; es war eine Zeit, ehe ich Dich kannte und liebte; die Ewigkeit beginnt für den Liebenden. Sie ist der Strahl, der das Unendliche erhellt und begeistert. Ich leide wie Du, denn tief ist der Schmerz der ewigen Sehnsucht."

In den ersten Tagen des Juli reiste Jean Paul nach Hof zurück; Charlotte ruft ihm nach, wenn sie ihn nie wiedersehe, so weiß sie doch nun das Wesen zu finden, dem sie ihre geheimsten Gedanken und Gesinnungen mittheilen kann. Was gleich einer Ephemere nur in ihr lebte, mit dem Sonnenblick entstand, am Abend vergangen war, erhält nun ein zweites, ein längeres Leben, wenn sie es dem sagt, der es versteht, sie berichtigt, wo sie irrt, ihr auch die Schätze seines Geistes vertraulich mittheilt. Auch Jean Paul empfindet die Trennung schwer. Er kann die Freundin nicht vergessen, d. h. nicht entbehren. Er kann es nicht ertragen, ein Herz, das er gern an seines fassen möchte, ohne körperliche Form in die ganz transparente Masse des Publikums verflossen zu wissen; er kann keine anonyme Liebe ertragen. Wenn er ihr wund geschältes Herz in der Vergangenheit von einem Felsen auf den andern geworfen erblickt, dann wünscht er, daß das gute Geschick dieser müden Seele nur jetzt einmal eine reiche, grüne Stätte geben und nur jetzt nicht mehr so hart zwischen dieses lose wieder zusammengeknüpfte Nervengewebe greifen möge. Als er ihr im November seine Absicht, wieder nach Weimar zu kommen, mittheilt, freut sie sich auf diese Zeit wie ein Gefangener, der aus seinem Gefängniß befreit wird. Die Freunde werden ihm die Wohnung bereiten, werden ihn mit Geld unterstützen, sie selbst will ihm, wenn er mittags gern zu Haus sein will, das Essen schicken. Nur an den Hof soll er nicht gehen, er soll sich hoch halten und all diese Gelegenheiten vermeiden, denn es kommt nichts Gutes dabei heraus. Man ist gedrückt dort, empfindet Leere und endlich Reue; sie achten dort nur den, der sie entbehrt. Er ist da zwischen Scylla und Charybdis, zwischen den Grazien und Sirenen, zwischen dem Weihrauch des Ruhmes und dem

Entzücken des Beifalls. Sei wie Minerva klug, schließt sie, und glücklich wie Apoll. Lächle nicht — Du lächelst zu schön! Die Töne, die Töne, die Dein Gemüt ohne Worte giebt, sind süßer wie Harmonikaklang, ich will still sein — still.

Jean Paul kam jedoch erst im August 1798 nach Weimar; die Briefe, welche beide bis dahin wechselten, sind nichts als ein Vorspiel der später folgenden erregten Scenen. In ihr Herz, schreibt der Dichter, wird er, als in sein zweites, all seine Geheimnisse niederlegen. Noch nie gab ihm ein Jahr eine Seele wie ihre, noch keins eine so geflügelte und so gute und so aufrichtige. Wenn er einmal bei ihr, dem tausendfach verkannten Herzen, ist, wird er nicht begreifen, warum er ihr so selten schrieb; aber er findet in seinen flüchtigen Briefen weder den Ausdruck noch den Genuß der Liebe für sie, aber in den ihrigen findet er beides. Ach, sie weiß nicht, wie sehr der angeschmiedete Prometheus sich sehnt nach der unersetzlichen Charlotte. Schon zur Ostermesse 1797 will er nach Leipzig; dort findet er die Spaziergänge wieder, auf denen er die Rosenstunden verlebte; aber er möchte noch jemand finden, dem er die Stellen seiner Jugendträume zeigen könnte, seine Charlotte. Als sie einst mit ihrer Antwort gezögert, schreibt er: „Seien Sie künftig, wie Sie wollen, ich ändere mich nie gegen Sie. Schweigen Sie fort, ich komme doch, wenn es das Verhängniß erlaubt, und suche in Ihrem schönen Auge die schönste Gegenwart und — wenn Sie diese versagen — die schönste Vergangenheit.“ „Sie könnte niemand verdrängen“, heißt es anderwärts, „als Sie. Sie bleiben meinem Herzen, was Sie waren. Solche Stunden wie unsre sind mit einem ewigen Feuer bezeichnet.“ In diesem Briefe Jean Pauls finden sich aber auch schon zwei Stellen, welche die spätere Krisis ahnen lassen. „Sie und ich“, schreibt Jean Paul das eine Mal, „sind in den meisten Punkten nahe oder eins, aber in einigen liegt eine ganze Erde zwischen uns.“ „Dein großes Herz“, heißt es ein ander Mal, „verhungert und verwelkt in der öden Welt. Du glaubtest, Männerliebe könne es füllen, aber Deine weite Seele füllt und sättigt nur der Unendliche, der hinter dem Tode glänzt und seine zweite Welt.“ Er versichert ihr darauf seine Freundschaft; ob ihr aber diese allein genüge, können wir daraus entnehmen, daß sie ihm das Buch der Staël über den Einfluß der Leidenschaften angelegentlichst empfiehlt, da sie sich so noch durch keine Seele verstanden gefunden, — daß sie

schreibt: „Meine Seele dürstet nach Ihrer Seele. Ich muß Sie allein hören, mit Ihnen die grünende Unermeßlichkeit besuchen — kann ich das nicht, so fahre ich den ersten Tag zurück und zürne auf Sie. Lebe wohl, Seele meiner Seele! Denke daran, daß unter allen keine so liebte wie ich, und daß Du den Gifttropfen einer ewigen Sehnsucht in meine weiche Seele geworfen hast." Allein auch sie weicht in einigem vom Freunde ab. Seiner Seele und seinem Gemüte ist sie weit mehr geneigt als seinen Schriften. Insbesondere ist sie mit der Vorrede zur zweiten Auflage des Fixlein, worin der Dichter eine Ehe, die nicht die reinste Liebe schloß, als Werk der Verführung bezeichnet, nicht einverstanden. Die Religion hier auf Erden ist ihr nichts anderes als die Entwickelung und Erhaltung der Kräfte und Anlagen, die unser Wesen erhalten hat. Keinen Zwang soll das Geschöpf dulden; alle unsere Gesetze sind Folgen der unseligsten Armseligkeiten und Bedürfnisse; Liebe bedürfte keines Gesetzes. Die Natur will, daß die Frauen Mütter werden sollen; dazu dürfen sie aber nicht warten, bis ein Seraph kommt, sonst ginge die Welt unter. Was sind unsere stillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? Es ist mit Goethe zu sagen: Unter Millionen ist nicht einer, der nicht in der Umarmung die Braut bestiehlt.

Inzwischen kam das furchtbare Schicksal, welches Charlotte später treffen sollte, die völlige Erblindung, immer näher und näher. „Fast bin ich blind", schreibt sie im December 1797, „ich kann wenig mehr schreiben und gar nicht mehr lesen, diese Anstrengung ertragen meine Augen nicht mehr." Sie bittet um neue gute Bücher, denn Blinden versage man kein Almosen. Auch sonst hat sich sehr vieles geändert. Sie ist älter geworden; auf ihrem Landsitze Kalbsrieth ist sie stille und haftet an nichts mehr mit persönlichem Antheil. Wenn sie sich wiedersehen sollten, wird es sein wie eine neue Bekanntschaft. Sie glaubt, sie müssen sich erst wieder gesprochen haben, um zu wissen, ob sie sich noch gefallen und ob die Zeit, die sie mit einander zubringen, einen höheren Werth erhält. Kurz vor seiner Abreise nach Weimar bat Jean Paul sie, doch ihren Landsitz zu verlassen, denn er wisse, daß ohne sie in Weimar die Erinnerung der reichen Zeit und dann die gegenwärtige zu sehr fehlen werde. Er sieht eine himmelblaue Zukunft und einen Genius, dessen Flügel ihn kühlen und tragen. Er bedauert Otto gegenüber, daß sie seine Bitte noch nicht erfüllt, und fügt hinzu, daß sie mit hoher, heiterer Stille ihre

lange Nacht erdulde, daß aber oft auf einmal, nach Herders Versicherung, aus dieser bedeckten Seele ein breiter, glühender Strom breche. Im Oktober kehrte sie zurück, aber erst im December erfolgte die Entscheidung.

Sie will nicht Titanide genannt sein, denn man fühle wenig Mitleid, Liebe und Schmerz für das Kühne und Sonderbare. Die Leiden und Freuden eines Wesens messen sich ja nach seinen Kräften und die Räume eines Pantheons erinnern noch trauriger an die Ungleichheit als die einer ruhigen Hütte. „Weißt Du denn ganz“, schreibt sie weiter, „was in meinem Herzen heißt lieben? Giebst Du mir dieses Recht, so wird bald die Macht dieses einzigen beglückendsten Gefühls die Zauberei meines Lebens sein. O, mein Freund, mein holder, mein liebenswürdiger, mein gütiger! o, dürfte ich auch sagen: mein treuer! Was ist alles Herrliche ohne das Beständige! Schon bemerkst Du die mächtigen Stürme der Seele, die an mein Wesen herannahten. Gebiete ihnen zu schweigen und fasse jetzo auf ewig die liebende Seele! Ich bin zufrieden und nicht traurig, aber mein Geist schwebt immer auf der Höhe, wo er in bodenlose Abgründe oder in die lichten Sterne des neuen Lebens schaut. Es ist mir, als hörte ich nur meine Liebe. Von einem mächtigen Geist vernichtet zu werden ist viel erhabener, als die höchste Ehre, Genuß und Fülle, so die Welt geben kann. O nimm mich auf, damit ich sterben kann, denn ich kann entfernt von Dir nicht leben und nicht sterben! Heiliger Gott, gieb Deinem Unsterblichen alles, alle die Seligkeit, die Deine Erschaffenen entbehrten, alle die Seligkeit, die sie verkennen! Gieb ihm mein Herz, gieb ihm meine Wonne! Laß mich nur in seiner Nähe, damit ich sein Antlitz schaue! Laß mir den Schmerz, laß mir die Thränen um ihn.“

Da — den 28. December schreibt Jean Paul mit derselben Gemütsruhe und derselben Kürze, mit welcher er später seine Trennung von der Feuchtersleben verkündet, an Otto: „Die Titanide ist seit einigen Wochen vom Lande zurück und will mich heirathen;“ erst am folgenden Tage giebt er die näheren Erklärungen. Nach einem Souper mit Herder, welcher sie tief achtete und höher als die Berlepsch, und der sie sogar im Feuer neben seiner Frau küßte, habe sie es ihm geradezu gesagt. Er aber sagte der hohen, heißen Seele einige Tage darauf „Nein“, und da er eine Größe, Glut, Beredsamkeit hörte, wie

nie, so bestand er darauf, daß sie keinen Schritt für, wie er keinen gegen die Sache thun wolle, denn sie glaubte, ihre Schwester und ihre Verwandten würden alles thun. Die Verwandten begegneten ihm mit schöner Liebe, aber er kann ruhig, sind seine eigenen Worte, vor ihnen stehen, denn — sein obiges Nein steht eisern. Er hat endlich Festigkeit des Herzens gelernt — er ist ganz schuldlos — er sieht die hohe, geniale Liebe, aber — sie passet nicht zu seinen Träumen. Er sucht im ausgeleerten Leben außer der liebenden, allväterlichen, sein Jodiz palingenesirenden Ruhe auch nichts weiter, als ein Instrument zu sein in der Hand des Verhängnisses, es werfe ihn dann weg in die stille Höhle, wenn es ihn gebraucht. Solche Weiber wie die Kalb und die Berlepsch verblenden gegen jede stillere weibliche Luna. Wohl aber muß er anerkennen, mit welcher ernsten Berechnung auf seinen Titan das Geschick ihn durch all die Feuerproben in und außer ihm, durch Weimar und durch gewisse Weiber führt.

So wenig als bei Karoline v. Feuchtersleben und als bei Frau von Berlepsch wurde mit dieser Erklärung Jean Pauls der vertraute Verkehr zwischen beiden aufgehoben, ja es fehlen auch fernerhin die gegenseitigen Liebesversicherungen nicht. Auf Jean Pauls Bitten wollte sich Charlotte bei ihrem Schwager, dem Präsidenten, für seinen Freund Otto verwenden, ja sie lud Amöne Herold, dessen nachmalige Frau, zu sich ein. Im Februar hoffte sie, Jean Paul selbst im Verein mit Herder und Wieland bei sich zu sehen, wünschte aber sehr, er besuche sie noch früher. Zu seinem Geburtstage sandte sie „ihrem Lieblinge eine kleine Gabe", von einigen Zeilen begleitet, in denen sie ihm sagte, daß ein paar Worte von seiner Hand ihr einen ruhigen, lieben Abend bereiten und sie unter den Fremden fast liebenswürdig machen würden. Als sie seine Ernennung zum Legationsrathe erfuhr, meinte sie, jeder ausgezeichnete Mensch, der sich einen Titel geben lasse, raube sich einen Rang und bekenne einen Unglauben. Ein Titel ohne Amt ist ihr so widerwärtig als ein hölzernes Schaugericht. Sie mag daher den Herrn Rath Richter nicht becomplimentiren, es sei denn, daß er einmal aus Dankbarkeit für eine Pension von 1000 fl. einen Titel von einem Großen annehme. Jean Paul seinerseits schreibt schon im Januar an Otto, er habe jetzt mit der Titanide ein Elysium, denn alles sei jetzt leicht und recht und gelöst. Es giebt seiner Meinung nach nichts Heiligeres und Erhabeneres als ihre Liebe.

Sie ist weniger sinnlich als irgend ein Mädchen, man halte nur ihre ästhetische Philosophie über die Unschuld der Sinnlichkeit nicht für die Neigung zur letztern. Den Frühling will er sie auf das schönste ihrer Güter begleiten und hat dann alles. Er steht fest gegen die Titanide, heißt es im März, gleich darauf aber rühmt er sie auch wieder als eine Frau von mehr Geistesfreiheit, Tiefe, Kraft und Toleranz, als er je eine gekannt. Ihr selbst schreibt er, er möchte in den Stunden, wo er seine Gedanken hoch über die Wolken erhebt und fragt: was wird mit uns, wird es lichter oder dunkler? sie zu sich zaubern können, damit sie sich die schönsten Augenblicke des Lebens mittheilen. Charlotte klagt, es gestalte sich schwerlich eine bessere Zeit in stillen Gemütern, wenn der Mann für sich das Evangelium predige, für die Frauen aber das strenge Gesetz. Der Freund habe ihr oft tiefe Schmerzen gegeben. Dichter wie er sehen, fassen, bilden, zeichnen und schaffen tief die Menschheit; aber die Wirklichkeit eines festen, unzerstörlichen, liebenden Gemütes fassen sie nicht. Sie glaubt vielmehr fest, daß sie besorgt sind, in den Zügen der Seele des Menschen etwas zu finden, was ihren Idealen gleicht, daß sie eifersüchtig sind für die Kinder ihres Gemütes und ihrer Phantasie, daß die Wirklichkeit ihre Begeisterung nicht erfüllen darf. „Ja, mein Theurer", fährt sie fort, „ich sage Dir jetzo nicht, wie oft ich gelitten habe, wie zerstörend, so daß ich mein Herz Deiner Gewalt entziehen müßte (wenn Du es nicht haben willst) als länger den Tod der Liebe so oft zu schmecken; denn sie erwacht immer wieder in Deiner Gegenwart. . . . Du bist nicht schuld daran, ich weiß es wohl — verzeih' also meine Klage — Du bist nicht schuld daran — Du bist, das weiß mein Herz, und darum will es zu Dir. Ich lese in meinen Briefen, ich mag schreiben was ich will, nur die Worte: „Halte meine Seele fest!" dann will ich den Flug ins Unendliche wagen. Ich will nichts, aber Dir will ich das Oelblatt und den Myrthenzweig bringen und Violen und Rosen um Dein Haupt winden." Sie kann ihm nicht sagen, wie sehr sie das Glück anbete, ihn gefunden zu haben. Er soll ihr glauben, sie beide haben noch nicht alles erkannt, was ihnen ihr Herz gewähren kann. Ist sie selbst unendlich und ewig, so ist's auch ihre Liebe für ihn. An diesem Sinn ihres Herzens für ihn prüft sie ihre Unsterblichkeit. Sie müssen mit einander leben und sterben. Das sagt ihre Vernunft, ihr Verstand, ihr Herz und ihr ganzes Wesen findet nur Wohlsein in diesem Wahn. Keine

Gegenwart hat Bedeutung ohne die Liebe. Kein Wesen hört, keins versteht das andere ohne die Liebe; sie ist das Licht, ohne das kein sterbliches Wesen eine Seele erkennen kann. Es giebt daher nichts Schmerzlicheres, als die gleichgültige Gegenwart eines Wesens, das sonst uns nahe war, das einst zu unserem Herzen sagte: „Du bist mein." Aus Waltershausen schreibt sie am 8. Juli gegen das Ende ihre Briefes: „Ich küsse Dich. Ach, ich wollte nicht mehr Du sagen und hier steht das ewige Du schon wieder." Nach ein paar Zeilen jedoch fährt sie gleich wieder fort: „Schreibe mir, was Du vorhast, was Du thust, was Du wünschest und wo Du bist, mein Theurer. Erkenne mein Herz, habe meine Seele lieb, Du meinem Geiste so Gegenwärtiger. Gott sei mit uns!" Bei der Nachricht von Jean Pauls Verlobung mit K. v. Feuchtersleben gedenkt sie seiner mit Liebe, mit Freundschaft, mit Innigkeit, mit Wärme, darf aber keinen unruhigen Affect in sich aufkommen lassen. O lieber, guter Freund, fährt sie fort, unsere Liebe, d. h. unsere Seelen- und Geistesart, unsere Neigungen und gemeinsamen Freuden am Schönen und Erhabenen wie an dem ruhigen, häuslichen Sein sind nicht vergänglich; sie sind, denn wir sind durch sie. Als sie Jean Pauls „Briefe und bevorstehender Lebenslauf" gelesen, kommen ihr Todesgedanken. „Wenn einst", sagt sie, „unter dem Schatten einer Linde ein frischer Rasen sich erhebt und die Kinder am liebsten in dieser Dämmerung verweilen und mit kleinen Erinnerungen von mir ihr kurzweiliges Gespräch unterbrechen, — dann wird der Vater, wenn sie nach Hause kommen, nicht mehr fragen, was habt ihr gethan, sondern, wo habt ihr gespielt, und es wird lange eine Sage im Dorfe sein, daß auf dem Grabe Deiner Freundin die Kinder am frohsten und traulichsten spielen." Diese Zeilen sind die letzten, ein Bruchstück vom Jahre 1810 abgerechnet, welche uns von Charlottens Hand überliefert sind; auch von Jean Paul sind, da die Freundin seine Briefe verbrannt, nur Abschriften von Bruchstücken übrig. Aber auch diese beginnen erst mit dem Jahre 1802, nachdem Charlotte den eben Vermählten in Meiningen besucht, und wir können aus dem in der Zwischenzeit Ueberlieferten annehmen, daß Jean Paul bis zu jenem Besuche überhaupt nur sehr wenig mit ihr in Verkehr gewesen.

Er hat ihr, schreibt er Anfang November 1799, nicht das leiseste Zeichen der Neigung gegeben, weil er selber noch auf diese seine warten mußte; er erschien — das war alles. Der Freund soll nicht viel von

seiner Hoffnung auf Unterordnung sprechen: gerade sie, die den Autor nicht ganz faßte und liebte, hätte den Menschen von einer Hand in die andere geworfen, während Karoline durch eine zu liebende Verschmelzung beider dem Manne, dessen Scepter ohnehin lang genug ist, noch den Schaft des Autors dazu giebt. Am 4. Februar des folgenden Jahres sagt er, er wäre mit ihr außer Verhältniß, aber durch ihren Willen. Die gute, sich selbst nur nicht fassende Charlotte habe ihm eine große Erschütterung gegeben, und doch mehr auf seine Urtheile als Gefühle und Thaten gewirkt. Als sich ihre Vermögensverhältnisse derart verschlechterten, daß sie eine Erziehungsanstalt zu errichten beabsichtigte, sprach sich Jean Paul bei Herder in einer Weise darüber aus, die wenig Theilnahme verräth. „Das Projekt der guten Kalb", sind seine Worte, „ist so unbestimmt und der französische Aufsatz so voll Sprachfehler, daß sie wahrscheinlich keinen Genuß davon haben wird als den der Hoffnung. Geben Sie sich keine Mühe mit dem Abrathen des Erziehens — die Zöglinge werden fehlen." Geschrieben scheint er ihr ebenfalls nur selten zu haben, Otto wenigstens mahnt ihn, dies doch endlich einmal zu thun, denn sie liebe ihn, wenn auch mit ihrer — ausschließenden — Art, sehr.

Charlotte kam im Frühjahr 1802 nach Meiningen. Jean Paul schreibt Herders Gattin darüber: „Ihre Erscheinung kommt wie ein Frühling in den Meiningischen Winter an Kunst, dessen kalte und reine Luft aber stärkt. Ihre Einsamkeit hat ihrer Kraft eine bescheidene Stille gegeben, die Ihnen im Weimarischen Stimmencharivari gefallen wird. Auch meine Frau, die jedes Gewächs nur nach seiner Blüte, nicht nach seiner Rinde schätzt, ehrt sie hoch. Sie ist ganz dieselbe in Kraft, Geist und — Traum. Die Arme schwimmt in ihrer Fluth und hält sich an jeden Zweig, der — neben ihr schwimmt." Kurz darauf kam Jean Paul noch einmal nach Weimar. Er freute sich, daß er in dieser so schönen Vergangenheit eine so schöne Gegenwart finde, nämlich die Freundin, deren Urtheile über seine Bücher ihm allezeit theurer seien, als alle Urtheile in Büchern. Sie werde unter seinem Dache zweimal verstanden und geliebt und sie wisse noch nicht, wie so sehr. Die Tage, die Stunden in Weimar bei ihr dünkten ihm so schön, daß er ihr im Herbst mit den Worten: „Wahrscheinlich blühe ich zarter, weicher Distelkopf nächstens einige Stunden auf Ihrem Boden," einen neuen Besuch in Aussicht stellte. Nach ihrem Briefe machte er sich Vorwürfe, den Besuch unterlassen zu

haben. „Gute Stille", fügt er hinzu, „ich möchte Sie recht loben, denn Sie lieben recht; Sie sind so frei, offen und so reich, Gold im Krystall. An Ihnen kann ich nicht irre werden und darauf, auf unseren ältesten und neuesten Bund bauen, Charlotte, ewig." Unter allen Freundinnen ist sie die einzige, deren Gegenwart ihm so lieblich blüht wie die Vergangenheit. Im Frühjahr scheint er wieder mit ihr zusammengewesen zu sein; vielleicht hat er ihr auch bei dieser Gelegenheit die „Flegeljahre" geliehen, wovon er in einem Briefe an Wagner spricht. „Seit lange", schreibt er ihr selbst, „habe ich nicht ein so schönes, ruhiges Dasein genossen, als bei Ihnen. Unser ewiger Geistes-Bund, der durchaus keine äußerlichen Bande und Fäden zu seiner Festigkeit hat und braucht, ist durch unser letztes Beisammensein nicht sowohl fester geknüpft als mit neuen Farben für mich geschmückt worden. Wenn es Glück auf der Erde giebt, so nehme es den Weg zu Ihrem Herzen. Ich wollte, Sie wohnten hier. Ihr stiller, gemütlicher Sinn ist eben dadurch ein allmächtiger und erbeutet, weil er nicht fordert. Leben Sie wohl, Ihre herrliche Natur und Charlottens Tochter sei gegrüßt. Addio cara! Dein alter Richter." Die Sehnsucht nach ihr tönt durch all die folgenden Fragmente hindurch. Er sehnt sich nach der Freundin, die so stark, wie sie aus dem Titan und der Aesthetik sehen kann, an seiner inneren Bildung wieder umbildete. Das Beste wäre Auge in Auge, Hand in Hand, denn sie beide haben viel zu sprechen. Wäre denn, sind seine letzten Worte an sie, vom Jahre 1806, gar keine Möglichkeit, daß drei Menschen, die sich gewiß nicht mit so offener und freier Liebe wieder finden, nur Ein Leben neben einander ohne Ferne führen?

Zehn Jahr später schrieb Jean Paul an Charlottens Sohn, den Lieutenant von Kalb, und warnte ihn, das Gute, wonach seine Natur trachtet, um des Glanzes willen, der es begleitet, zu wollen. Er empfiehlt ihm zur Stärkung gegen den glanzsüchtigen Zeitgeist die Eisenkur von Plutarchs Biographien. Der freiwillige Tod, welchen dieser Sohn später suchte, füllte den Becher des Leidens, der Charlotte beschieden war, bis zum Rande. Nachdem sich ihr Gemahl erschossen und sie ihr gesammtes Vermögen verloren, sah sie sich darauf angewiesen, ihr Leben durch einen kleinen Handel mit Spitzen, Thee u. dgl. zu fristen. 1820 erblindete sie gänzlich; da endlich erhielt sie auf Verwendung der Prinzessin Marianne von Preußen im königlichen Schlosse

zu Berlin eine Wohnung und ist da am 12. Mai 1843, fast 82 Jahre alt, entschlafen.[1])

Emilie von Berlepsch, welche ähnlich wie Josephine von Sydow bereits als Schriftstellerin bekannt war,[2]) schrieb im Juni 1797 an Jean Paul und kündigte ihm ihre Absicht nach Hof zu reisen an. Der Dichter wünschte in einem Briefe an Oertel, sie bliebe einen Abend da, sonst lohne es kaum der Mühe. Er weiß im voraus, daß sie ihn zu sehr einnehmen wird und er gäbe gern das doppelte Lesegeld darum, wenn er nur eines ihrer Werke gelesen oder die Titelblätter auswendig wüßte. Sie kam in den ersten Tagen des Juli, scheint aber nur kurze Zeit[3]) in Hof verweilt zu haben und dann nach Franzensbad gereist zu sein. Jean Paul eilte ihr trotz der tödtlichen Krankheit seiner Mutter dahin nach, wohnte bei ihr, kehrte jedoch, da inzwischen seine Mutter gestorben war, nach kurzem Aufenthalte wieder nach Hof zurück. Er hat, schreibt er von da aus, mit ihr zum ersten Male in seinem Leben erfahren, daß es eine reine, einfache weibliche Seele giebt, die einen bessernden Genuß ohne eine Ecke gewährt. Diese Emilie hat ihn erhoben und er sie.[4]) Er fand zum ersten Male bei ihr so viele kühne Besonnenheit und Unsinnlichkeit bei einer idealischen Phantasie. Sie ist moralischer und schöner als die Krüdener und Kalb, aber nicht so genialisch. Er will ihr daher nach Leipzig nachreisen oder vielmehr sie will ihn, wie er schreibt, dahin

1) Nach Funck hat im Spätsommer 1810 eine Frau v. Kalb den Dichter in Bamberg besucht; vielleicht war dies Charlotte, welche um diese Zeit in Würzburg wohnte. 1830 machte Göthe der Frau von Wolzogen (s. deren Literarischen Nachlaß) von einem Briefe Varnhagens Mittheilung, wonach Charlotte von Kalb durch die Veröffentlichung von Jean Pauls Briefwechsel mit Otto heftigst bewegt worden sei. „Sie verwirft und verläugnet“, schreibt Varnhagen, „ganz und gar die Auffassung Richters in Betreff der ihr eigenen Bezüge sowie der von Schiller, Herder und andern; nie, so betheuert sie, sei dergleichen gesprochen oder gemeint worden.“ Allein Jean Pauls Briefe an Otto stimmen durchaus mit der zwischen ihm und Charlotte geführten Correspondenz überein; Varnhagen redet im Folgenden auch selbst von einer „allzu ängstlichen Empfindlichkeit“ und von einer „ganz leidenschaftlichen Aufregung“.

2) Ueber ihre Schriften siehe Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, V, p. 736 und Gödeke, Grundriß 2c. II. Band, 2. Ausg. p. 1098; sie war eine geborne von Oppel und 1757 zu Gotha geboren.

3) Vgl. O. II, 65.

4) Vgl. O. II, 85.

mitnehmen. Sie selbst nennt ihn eine unvergeßliche Erscheinung aus jener verschleierten, selig geahnten Welt; sie ist seit seiner Abreise oder vielmehr seit seiner Ankunft gar nicht wieder ins Gleichgewicht gekommen. Sie mag ihm nicht ausmalen, wie er ihr vorgeschwebt hat und wie sie mit ihm und für ihn empfunden. Allein er hat ihr eine große Hoffnung gelassen, denn er hat ihr seine Hand darauf gegeben, daß er wiederkommen werde. Als aber statt seiner sein Freund ohne eine Zeile von seiner Hand ankam, wurde sie blaß und mußte sich stützen, als sie erfuhr, daß er sein Wort nicht halten werde. Sie glaubt keinen schärferen Schmerz in ihrem so täuschungsvollen Leben gefühlt zu haben, als diese Nachricht, denn es kann für sie in keinem Leben eine höhere, reinere, echtere Seelenfreude geben, als der unmittelbare Seelenumgang mit ihm, dem trefflichsten Menschen. Jean Paul schrieb ihr zurück, daß er sie so leicht nicht vergessen werde, denn aus seinem Herzen dürfe nie eine schöne Seele weichen und keine, die er liebte oder die gelitten. Auf ihrer Rückreise kam Emilie wieder durch Hof; diese Zusammenkunft gab ihrem Enthusiasmus nur neue Nahrung. Sie nannte ihn jetzt den Freund ihres wahren Selbst, den geliebtesten, den, der ganz die Liebe kennt, womit sie ihn liebt. Immer, immer trägt sie ihn im Herzen, in jedem nur irgend schönen und guten Gegenstande der Natur findet sie etwas, wobei sie seiner gedenken kann. Das alles weiß er, aber gewiß ahnt er nicht ganz, wie reich, wie stark und gut sie durch ihn wurde, wie sich ihr Geist am seinigen krystallisirte. In der Entfernung erscheint er ihr mehr ein Genius als ein Mensch. Ihr Geist beugt sich dann so vor dem seinigen, den sie so hoch auf glänzenden Flügeln schweben sieht, daß es ihr scheint, als dürfe er kaum sich niederlassen und etwas dauernd berühren, viel weniger von ihr, der Armen, gefesselt werden. Es ist ganz unmöglich, daß sie ihm sagen könnte, was er ihr ist; nur das weiß sie, daß sie ein ganz anderes Geschöpf ist, seit sie ihn kennt. Jean Pauls Antwort war theilnehmend und liebevoll, aber doch so, daß es Emilie, nachdem sie dieselbe gelesen, war, „als wenn hohe, schwellende Wogen plötzlich ein Frost erstarre". Wenige Tage vorher hatte sie, ohne seinen Brief abzuwarten, geschrieben, daß sie Stunden habe, wo alle Aengstlichkeit vor dem reinen, seligen Gefühl ihres Glücks, das sie in ihm und durch ihn hat, geschwunden ist. Sie bittet nicht um Liebe, wohl aber darum, den Himmel, den er ihr erschaffen, recht zu bescheinen. Jean Paul sprach

hierauf von einem brieflichen Mißverständniß, das sich leider erst durch die langsame Post und nicht wie das mündliche durch einen Blick auflöse. Emilie wisse nicht, wie sehr er sie liebe. Diese letzten Worte klangen ihr unaufhörlich in ihrem Innern und beschäftigten sie so heilsam, daß vielleicht einzig dieser Gedanke fähig war, ihr Gemüt, das sich ängstlich zu verstimmen anfing, in Klarheit und Harmonie zu erhalten. Weder er noch sie wissen ihrer Meinung nach recht, wie sie ihn liebt. Aber das weiß sie, daß dieses Gefühl wenig, ja gar keine Aehnlichkeit hat mit allem, was sie noch in ihrem Leben Liebe nannte. Es ist nicht idealisch und doch auch nicht recht menschlich: es hat vom Religiösen die Rührung, die Fülle, die Bewunderung, die Begeisterung, die Sehnsucht, aber nicht ganz die Zuversicht.

Inzwischen war Emilie nach Weimar übergesiedelt und besuchte da auch mehrere Male Ch. v. Kalb. Diese meinte, wenn es auch wahr sei, daß sie selbst von Jean Paul über dieser Minerva, Venus, Ninon, Sappho entbehrt werden könne, so solle diese doch dieses Glaubens nicht leben. Sie findet sie mehr eitel als klug und äußerst geschwätzig über das neue, himmlische Leben, welches sich ihr mit dem Dichter eröffnet. Daher hat Charlotte auch keine Empfindung für sie, freilich auch keine gegen sie. Jean Paul war mit diesem Urtheile wenig zufrieden; er schreibt Charlotte, daß sie vor dem Laube die Frucht nicht sehe, beide aber müßten einander lieben. Anfang November reiste er, wie schon in Franzensbad verabredet war, nach Leipzig und erwartete da Emilie, von der er fortwährend, wie er Otto bekennt, so sehr und so rein geliebt wird, wie nie von einer Frau. Nach ihrer Ankunft rühmt er an ihr eine Seele, die noch nicht einmal unter seine Ideale kam; er wäre ganz glücklich mit ihr, wenn sie es nicht zu sehr durch ihn werden wollte. Nichts nämlich flieht er mehr, wie jenes „moralische Uebergeben zur Hand und Halfter". Ihre Seele ist die reinste, am wenigsten sinnliche, idealischste, festeste, die er je kannte, sie hat aber eine egoistische Kälte der Menschenliebe und fordert und liebt nichts als — Vollendung. Sie erfüllt alle Pflichten der Menschenliebe ohne diese. In Franzensbad, erzählt er nachträglich, behandelte er sie mit einer ihm ungewöhnlichen Zurückhaltung und nahm selten ihre Hand, nur den weichsten Antheil an ihrem Geschick. Sie schlug ihm eine ihrer Freundinnen aus Zürich, ein schönes und reiches Mädchen, zur Frau vor; sie selbst wollte

einen Professor in Bern heirathen, freilich ohne Liebe. An einem einsamen Abende las ihr Jean Paul das erste Kapitel des Titan vor und sie umarmte ihn im Enthusiasmus. Als er ihr darauf in Hof sagte, daß er sie mitunter in Leipzig vielleicht acht Tage lang nicht sehen werde und als sie das Taschentuch vor die Augen voll Schmerz nahm, da war es ihm, als säh' er ihre stechende, schneidende Vergangenheit gewaffnet wieder vor ihrem Herzen vorüberziehen. Er sah aber auch das Uebermaß ihrer Forderungen. In Leipzig kam sie aufs neue auf die Heirath zurück, ja sie wollte ihr Vermögen dazu geben, dem Paare ein Landhaus kaufen und ewig bei ihnen bleiben. Der Dichter zeigte ihr die Widersprüche dieses seltenen Verhältnisses; ihre Seele hing aber an seiner heißer, als er an ihrer. Ueber einigen seiner Erklärungen fiel sie in Ohnmachten und warf Blut aus; er erlebte Scenen, die noch keine Feder gemalt. Da ging ihm an einem Morgen, als er grade arbeitete, „sein Inneres auseinander", er kam abends und sagte ihr die Ehe zu. Kurz darauf bekennt er, daß ihn keine mehr so lieben wird wie Emilie, fährt aber zu unserer Ueberraschung fort: „Und doch ist mein Schicksal noch nicht entschieden — von mir." Ja vierzehn Tage später schreibt er gradezu seinem Freunde Otto, daß er unmittelbar nach jener Erklärung Emilie auch wieder gestanden, daß er keine Leidenschaft für sie habe und daß sie nicht zusammen gehörten. Er hatte darauf zwar „zwei aus der glühendsten Hölle gehobene Tage", allein er jubelt doch, daß er nun frei und abermals frei sei. Er hätte, schreibt er Oertel, eher den Knoten durchschneiden sollen, er würde dadurch tiefere Schnitte erspart haben. Sie lebten in ungetrübter Freundschaft und er hält es nicht für möglich, daß bei Emilie noch einmal die alte Leidenschaft zurückkehren könne.

Daß sich Jean Paul darin irrte, kann uns nicht verwundern. Sie nennt seinen Scheidebrief recht gütig und gut und fügt hinzu, daß sie nie aufhören wird, ihm für jede edle Erwärmung der Seele zu danken, die ihr seine Schriften in so reichem Maße und sein Wohlwollen doch auch zuweilen schenkte. Sie ist jetzt ruhig, allein diese Ruhe darf nicht falsch verstanden werden; so ungefähr, wie ihr jetzt, meint sie, ist es dem sterbenden Christen zu Mute. Sie verabredete mit Jean Paul Ende Mai gemeinschaftlich nach Dresden und der sächsischen Schweiz zu reisen; für den Sommer wollte sie ihm in ihrem Landhause zu Gohlis

ein Zimmer bereit halten, damit er da ungestört arbeiten könnte. Diese Reise diente jedoch nicht dazu, die beiden wieder einander zu nähern; Jean Paul beschloß, fortan allein zu reisen, denn er fand bei der Gefährtin zu viel „Egoismus und Aristokratie gegen Niedere". Emilie ging hierauf nach Gotha und Eisenach und schrieb von da aus dem Freunde einige Briefe. Im Oktober ist sie wieder in Leipzig, fordert jedoch da ihre Briefe vom Dichter zurück. Allein dies hindert nicht, daß sie ihm Weihnachten außer den Gaben von ihrer Tochter eine Nachbildung der Battonischen Magdalena schenkte sowie einen Lorberkranz mit der Aufschrift „für dich" und an diesem ein Vergißmeinnichtkränzchen mit der Aufschrift „für mich". Der Dichter verweilte im Februar einige Tage mit ihr in Belgershain, kurze Zeit darauf trat sie eine Reise nach Schottland an und rief dem Freunde noch einmal von Cuxhaven aus ein Lebewohl zu. Herder, der sie schon 1797 lieb gewonnen und in ihr „auf eine merkwürdige Weise Klarheit, Kälte, Kraft und Phantasie vereinigt" gefunden hatte, empfahl sie dem Schotten Macdonald angelegentlichst. Dieser war in Weimar gewesen; auch Jean Paul hatte ihn in Leipzig kennen gelernt und versichert, es gäbe in den drei Königreichen keine Brust, in der ein weicheres, festeres, mehr poetisches und melancholisches, frömmeres Herz schlüge. Er lese und spreche dreizehn Sprachen und sei in der Geschichte und im Ossian berühmt. Jedoch auch in Edinburg fand Emilie nicht die ersehnte Ruhe. Sie klagt, daß sie da niemandem sagen könne, wie unglücklich sie sei, denn niemand als Jean Paul könne sie verstehen und ihr rathen. Elend ist ihr der Winter verwüstet; an Leib und Seele ist sie zerstört worden. Eins insbesondere zerreißt ihr das Herz, daß auch Macdonald, an dem sie einen Freund gefunden zu haben glaubte, dies alles kalt und ruhig ertragen kann. Der Dichter empfand Mitleid mit ihr. Er kennt, sagt er, die Narben dieses so oft zerschlagenen Herzens, führte ja doch das Schicksal mit seiner eigenen Hand das vorletzte Schwert. Er war inzwischen auf dem Punkte, sich mit der Feuchtersleben zu verloben; er zeigte dies Emilie an und erbot sich in Uebereinstimmung mit seiner Braut, sie nach der Verheirathung zu einem gemeinsamen Leben bei sich aufzunehmen. Dies diente zu ihrer Beruhigung und hielt sie fest „am Rande des Abgrundes". Jetzt erst aß sie seit drei Wochen wieder und schlief seit vielen Nächten wieder zum ersten Mal. Sich und alles, was sie besitzt, will sie in

seine Hände geben, will nichts thun, als leben, lieben und sich lieben lassen, wie ein gutes Kind.

Aus der nun folgenden Zeit sind uns nur Bruchstücke von Briefen überliefert. Förster berichtet, daß nicht allzulange nach jenem Anerbieten Jean Paul auf seine alte Freiheitsliebe und die Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Lebensweise aufmerksam gemacht und daß Emilie darin eine Art Rückzug erblickt habe. Die Schwierigkeit fand darin ihre Lösung, daß Jean Pauls Verlobung rückgängig gemacht wurde und daß Emilie nicht lange nach ihrer Rückkehr, im Mai 1801, sich mit August Harms, einem Gutspächter im Mecklenburgischen, vermählte. Nachdem auch Jean Paul unerwartet schnell eine Gattin gefunden, wünschte Emilie, unterstützt von den dringenden Bitten ihres Verlobten, der Freund möchte die ersten Monate nach seiner Verheirathung in Redwin, ihrem künftigen Wohnorte, zubringen, so daß sie gemeinschaftlich die Honigwochen der jungen Ehen feiern könnten. So herzlich diese Einladung gemeint war, konnte ihr Jean Paul doch nicht Folge leisten, ja er wurde so zurückhaltend, daß Emilie sich mehrfach darüber beklagte. Sie ist durch sein ganz unbegreifliches langes Schweigen scheu gemacht, und sie gesteht, daß es die Inconsequenz eines noch immer nicht erkalteten Herzens ist, was sie schreiben macht. Der nächste Brief ist vom Jahre 1804; sie spricht darin ihre Freude aus über die Hoffnung Jean Paul wiederzusehen. Sie hat den Winter hindurch den Titan gelesen. Die erste Hälfte des vierten Theils hat sie entzückt, electrisirt; nur das Schicksal der Linda, welche ihr das liebste und nächste Wesen im ganzen Buche ist, quält sie, denn eine Linda kann ihrer Meinung nach nicht so fallen. Emilie reiste darauf für mehrere Jahre nach ihrem Landsitze in der Schweiz. 1809 kehrte sie zurück; ihr Erstes ist, Jean Paul ihre Sehnsucht nach einem Wiedersehen zu schreiben. Die Antwort darauf ist uns nicht bekannt, wohl aber berichtet Förster, daß sie fast ein Jahr darauf von neuem ihren Wunsch aussprach, einige Monate bis zur Zurückkunft ihres Mannes in Bayreuth zu leben und sich des Umganges der Familie Jean Pauls zu erfreuen. Derselbe antwortete mit einem kurzen Schreiben; auch er freut sich auf das nach langen Jahren jetzt endlich in Aussicht stehende Wiedersehen, allein Emilie soll sich von seiner Frau und seinen Kindern zwar viel, von ihm selbst aber nur wenig versprechen. „Mich, ihr Menschen“, sind seine letzten Worte,

„lasset bei Seite, ich bitte Euch schön." Ob die Zusammenkunft nun endlich statt gefunden, ist nicht bekannt.[1])

Nur einen Monat später als Josephine von Sydow schrieb Karoline von Feuchtersleben an Jean Paul.[2]) Auch sie hatte, wie so viele bedeutende Frauen, der Hesperus zu einer Verehrerin des Dichters gemacht. „Wenn ich mit Kühner im Hesperus oder dem Campanerthal las (er lehrte mich deklamiren und — dich lieben)", so schreibt sie, als sie bereits glückliche Braut ist, „wie verstummten wir oft in hohem Staunen über den Verfasser und riefen wie aus einem Munde in dem Tone der höchsten Achtung: den Mann muß ich sehen! O wie liebten wir dich in deinen Werken, wie sehnten wir uns nach dir! und doch, als du kamst, hatte der gute, sanfte Kühner nicht den Mut, dich zu sehen, ich mußte ihm meinen leihen." Sie hatte aber sogar den Mut gehabt, zuerst an Jean Paul zu schreiben, freilich nur, weil man ihr so oft und so bestimmt gesagt hatte, er sei verheirathet; ja sie war so fest von letzterem überzeugt, daß sie eine Wette darüber verlor. Statt des Namens aber schickte sie ihm ihre Silhouette, und der am 15. April 1799 abgesendete Dank für dieselbe beginnt die Reihe der zwischen den beiden gewechselten Briefe. „Ich habe mich nicht umsonst bemüht", schreibt Jean Paul zurück, „die schöne Seele zu finden, die einen so holden Schatten wirft. Auf Ihrer Gestalt wohnt ein Ernst, der die Narbe des Schmerzens zu sein scheint." Auch später noch, nach ihrer Zusammenkunft, schreibt er: „Ich sage immer „„werde einmal glücklich"", wenn ich deinen Schattenriß ansehe, aber ich werde ihn nicht oft mehr ansehen, weil er mich so innig rührt." Schon in der Mitte des Mai erfüllte er das ihr gegebene Versprechen und reiste von Weimar nach Hildburghausen, wo Karoline, welche bei ihrer Mutter, ihrer Schwester und ihrem Bruder lebte, die Stellvertretung einer Hofdame der Herzogin übernommen hatte. Er blieb fünf Tage länger als seine Absicht gewesen,

1) Von mehreren ihrer Zeitgenossen wurde Emilie sehr scharf beurtheilt, so von Wieland (K. A. Böttiger, liter. Zustände. II, p. 155), Körner (Briefw. m. Schiller. IV, 3. 4. 12.), Dora Stock (Karoline. I, 93, No. 64.), Frau von Stein (s. Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. II, p. 315.)

2) s. des Verf. Jean Paul und Karoline v. Feuchtersleben. Nationalzeitung. 1875. No. 251. 265. 267.

schwerlich aber würde er sich dazu entschlossen haben, wenn ihn nicht Karoline gebeten hätte, so lange zu warten, bis sie einen für Herder bestimmten Beutel fertig gearbeitet, den sie freilich erst in der Stunde anfing, in welcher sie die Bitte that. Am 30. Mai finden wir ihn wieder in Weimar, wo er den Sommer hindurch blieb; es sind uns aus dieser Zeit fünf Briefe an Karoline überliefert, leider aber keine Zeile von ihrer Hand. Gleich nach seiner Ankunft schreibt er: „Du liebe, schöne Seele, laß es dir sagen, wie ich dich achte und liebe und so viel inniger und höher, seit ich dich gesehen. Ich habe mit Glückwünschen für dich in das Heiligthum deines seltenen Herzens geblickt." Es wird uns nicht schwer, aus den Briefen an seine Freunde uns ein klares Bild von ihrem Wesen zu entwerfen.

Seinem Freunde Emanuel schreibt der Dichter, daß sein Innerstes sie in Rücksicht ihrer zarten und festen Moralität und ihres hellen Blickes für die vollste Rose auf dem ganzen weiblichen Blumenbeet seiner Bekanntschaft erklärt. Er nennt sie an anderen Stellen edel, tieffühlend, weich, warm und heilig. Auch Otto gegenüber rühmt er, daß er noch in keiner weiblichen Seele diese hohe, strenge, unnachlassende religiöse Moralität gefunden, welche unerschütterlich und unbestechlich bis in die kleinsten Zweige treibt. Bei ihrer moralischen Zartheit fühle man erst, daß man leider in Weimar lange gewesen. Das Maß des Schicklichen weiß ihre zarte und jungfräulich scheue Seele so fein zu wahren, daß Jean Paul einmal geradezu seinen Freund ihrer für würdiger hält als sich selbst. Sie ist oft vom Schicksal, selbst im Frühling des Lebens, verwundet und beraubt worden; viele Gräber geliebter Menschen sind vor ihr aufgethan und sie selbst ist ihrem eigenen nahe gezogen gewesen, insbesondere hat sie der Verlust ihres Vaters, dessen Schülerin und Liebling sie gewesen, aufs tiefste erschüttert. Nichtsdestoweniger weiß sie ihre Schmerzen und Empfindungen zu verhüllen. Jean Paul nennt sie ein männlich festes Mädchen und auch Otto ist durch die Festigkeit, die er in den Briefen an ihren Geliebten gefunden, hoch erfreut. Ihr Geist ist ernster und strenger als der des Dichters, und bei der zartesten Weichheit der Empfindung besitzt sie die kühnste Festigkeit des Entschlusses und allen Stolz der weiblichen Ehre. Ja sie erscheint, da sie etwas Zurückhaltendes gegen Fremde, Vornehme, und etwas Kurzabthuendes gegen gemeine Leute hat, stolzer als sie ist. Auch ihr Aeußeres deutet

bei aller Schönheit auf Bestimmtheit. Die Farbe ist zwar weiß und blaßroth, die Stirn poetisch und weiblich, rund, die Augenbrauen dagegen stark, fast zu sehr, die Augen schwarz, die Lippen endlich originell geschnitten und das Kinn kräftig erhoben. Ihre Bildung ist die vorzüglichste. Sie liest nicht, wie in der Regel die Mädchen, bloß um ein sentimentalisches Manna auf der Zunge zerfließen zu lassen, sondern um auch zu lernen, z. B. Geschichte und Naturgeschichte; sie hat ein fast vollständiges Herbarium und eine Suite von sinnreichen Blumenzusammenlegungen. In früherer Zeit blieb sie an den Büchern bis um ein, zwei Uhr und kehrte um fünf Uhr des Morgens zurück. Dies erschütterte freilich nicht minder als die Todesfälle in ihrer Familie ihren an sich gesunden Bau. Auch als Dichterin wird sie gerühmt; Emanuel äußert, nachdem er ihre Verse gelesen, daß sie wie alles, was diese gewiß Wahrgute sagt, schön, wahr und gut sind. Jean Paul freilich will lieber, daß ihm Otto ihre moralisch vollendeten Briefe, als ihre Lieder mitgetheilt hätte.

Reichlich sucht er sie in ihrem Leide und ihren Schmerzen zu trösten. Gern möchte er alle Wunden der geliebten Seele in die seinige nehmen; er will ihr einen grünen Pfad anzeigen, der nicht immer in Grüfte hinab und auf Gräber hinauf geht. Denn für sie giebt es keine Arznei unter allen Blumen und Kräutern, als die Blumen der Freude. Das Schicksal hat ihr den Blumensamen dazu gegeben, aber vielleicht nicht den Boden, der oft nicht bloß das eigene Herz allein ist. Bald zeigt sich von neuem die Sehnsucht, mit ihr zusammen zu sein. Als er im Juli die Wartburg besuchte und sein Herz da „in Jugendkraft die Welt aufnahm", drang doch ein Seufzer in die glückliche Brust und er fragte sich: warum bist du allein?

Am 20. September kündigt er ihr sein Kommen an mit den Worten: „Gönnen uns die deutschen Wolken einen Nachsommer, dann fliege ich in dieser reinen, stummen, lauen Zeit, wo alle Frühlingsträume wie auf Bergen um uns stehen, zu dir hinüber, um meine zu erfüllen."

Es war unmöglich, daß diese aufkeimende Neigung verborgen blieb. Schon im Juli bittet Josephine von Sydow den Freund, ihr über Karoline zu schreiben; Charlotte von Kalb erwähnt gar das in Hildburghausen verbreitete Gerücht, die Feuchtersleben wäre seine Braut. In dieser Zeit des Fernseins wird sich auch der Dichter immer klarer.

Noch im Mai freilich klagt er Amöne Otto, jener Freundin, die er einst selbst geliebt, daß sein ewiges Unglück die Vielseitigkeit seiner Natur sei, wodurch er sich an jeden und dieser sich an ihn kette, während er unter den schärfsten Unähnlichkeiten leide, daher will er sich auch bei keiner Freundin mehr, wie bei Ch. v. Kalb, so herzlich und ganz hingeben, als wären keine anderen da. Und doch denkt er über die Ehe jetzt anders, als in seinem zwanzigsten Jahre; damals glaubte er, sie zerquetsche mit harter Hand die weichen Blütenblätter der Liebe, indem sie sie pflückt; aber jetzt glaubt er, daß das wechselseitige Hingeben, das die Ehe fordert, das gemeinschaftliche Aufopfern für das Kinderglück, das Tragen von einerlei Leiden, das Streben nach einerlei Zwecken auch die heiligste Liebe, die vorher blühte, noch mehre, heilige und die festeste verewige. Am 28. September erscheint Jean Paul bereits mit sich einig. Otto will er künftig zu sich und seiner Frau abholen lassen; Oertel aber schreibt er an demselben Tage gradezu: „In Eisenach soll ich mich mit einem schönen Mädchen verlobt haben; mir will die Sage nicht ein, ich glaube eher, daß ich's mit einem edlen Wesen (einem Fräulein von Feuchtersleben) in Hildburghausen thue, wohin ich wieder reise."

Wir finden ihn da bereits in den ersten Tagen des Oktober. Gleich nach seiner Ankunft — an einem Mittwoch — ging er unangemeldet zu ihr. Das Zimmer war leer; sie wurde aus dem Garten von der Magd geholt. Sie kam fast sprachlos, schrieb dies aber dem Laufen zu. Für das Weitere dieser ersten Zusammenkunft verweist Jean Paul seinen Freund Otto auf einen Brief Karolinens, leider ist uns dieser nicht überliefert. Am Sonntag darauf, den 5. Oktober, war er bei der Schwester Karolinens, einer verwittweten Frau von Beck, zum Thee geladen. Er nennt dieselbe eine gutmütig rasche Frau, welche mit ihrem Mute das Gleichgewicht gegen die siegbängliche Mutter und die dritte, moralisch-rigoristische Schwester halte. Hier fiel die Entscheidung. Jean Paul begab sich öfters in ein an das Gesellschaftszimmer anstoßendes Zimmer und Karoline kam nach. Sie gingen zuerst auf und ab, bei der offen stehenden Thür vorbei, allmählich immer seltener, endlich blieben sie länger in einer Ecke — sie sagte ihm ihr Herz und sank mit ihrem Kopfe an seines, er aber gab ihrem Auge den ersten Kuß. Am Dienstag fuhr Jean Paul nach dem Jagdschlosse Seidingstadt, wo sich der Hof gerade aufhielt; er kehrte jedoch bereits am folgenden Tage nach der

Stadt zurück und war abends mit seiner Karoline bei Frau v. Beck zum Essen geladen. „Wie glühte da die Welt so rosenfarben!" ruft er in seinem Briefe aus. Karoline gab ihm ihre Gedichte und ein Briefchen; er las vorerst das letztere, da — mit einem Male war sein „Abendhimmel mit Schneewolken bedeckt", oder wie er am Tage darauf an Karoline schreibt: „eine kalte Lawine fiel in den warmen Sommerabend herab."

Unsere Quellen geben uns hier aber leider so wenig eine sichere Auskunft als über einen Zwist in früherer Zeit, auf welchen Otto in seinem Briefe vom 9. Oktober zu sprechen kommt und bei welcher Gelegenheit er sagt: „Wie groß auch jetzt mein Mißtrauen gegen das Erlangen der jugendlichen Wünsche und wie gering auch meine Erwartung eines dauernden Glückes ist, so weiß ich doch nichts, was ich dir herzlicher und wozu ich dir freudiger Glück wünschen könnte, als zu diesem edlen und achtungswürdigen Wesen." In dem oben erwähnten Briefchen scheint es insbesondere eine Stelle gewesen zu sein, welche Jean Pauls Unwillen erregte. Er sagt, daß er sie so verstanden habe: „Widersetzt sich die Familie der Verbindung", bricht aber hier ab, ohne den Nachsatz hinzuzufügen. Später kommt er noch einmal darauf zurück und schreibt, er kenne jetzt den richtigen Sinn jener Stelle; dieser sei nämlich: „wenn wir selber alles das nur zu einem zerflatternden Spiele machen und keine Ewigkeit der Liebe kennen". Halten wir dies mit der obigen Auffassung zusammen, so ergiebt sich, daß im Nachsatz wohl von einer eventuellen augenblicklichen Scheidung die Rede gewesen und daß er über den Gedanken einer solchen Möglichkeit empört gewesen sei. Jean Paul zeigte an jenem Abend Karoline die Stelle, sagte ein hartes Wort und blieb kalt. Darauf beging, wie er meint, die Gute ihren ersten Fehler unter lauter Schmerzen: sie war den ganzen Abend schneidend-anspielend, hart und außer sich; unter dem Essen ermattete ihr „bekämpfendes und unbekämpftes Herz und das gute Auge weinte". Der Mutter gegenüber aber sagte sie mit einem Tone, der nicht einmal überreden will, daß sie von Zahnschmerzen geplagt sei. Am nächsten Morgen wurde die Beseitigung des Mißverständnisses durch ein von ihr abgesendetes Briefchen angebahnt; als sie Jean Paul wiedersah, sank sie ihm nach wenigen sanften Worten seinerseits an das Herz. Hierher gehört wohl auch der W. VI, 102 ohne Datum abgedruckte, bei Förster aber vielleicht irr-

thümlich mit dem 31. Oktober bezeichnete Brief, worin Jean Paul sagt, was ihn aus dem reichen Gestern ärgere, sei er selbst, da er's darauf anlege, mehr den Theil seines inneren Menschen, der zu den Holzschnitten (einer humoristisch-satirischen Schrift) als den, welcher zum Campanerthal (der Schrift über die Unsterblichkeit) gehört, zu zeigen.

In ungetrübter Heiterkeit schwinden die wenigen noch übrigen Tage des Zusammenseins, am fünfzehnten Oktober ist Jean Paul wieder in Weimar. Er weiß nicht genug das Hingeben der Braut, ihr Vertrauen und Gehorchen zu rühmen und mit Rührung gewahrt er, wie sie mehr esse und viel und das, was er verlangte, wie sie zeitiger zu Bett ging und wie jetzt Scherz und Heiterkeit in ihr so reiches Herz unerwartet einzogen. Doch es hatten sich schon am Tage seiner Abreise, als Karoline ihren fünfundzwanzigsten Geburtstag feierte, neue Wolken am Horizonte gezeigt: es war vom Widerstande adelicher Verwandten die Rede, allein Jean Paul sagt, daß er auf Karolinens Mut, durch alle diese Verhaue durchzubringen, bauen kann. Am 20. December berichtet er, daß sein Verhältniß in Hildburghausen jetzt seine Krisis habe, da es den Verwandten förmlich angesagt sei; Oertel theilt er mit, daß im künftigen Jahre Karoline die Seinige werde, wenn die verneinenden Verwandten bejahen, und noch im Januar sind diese Hindernisse und Verwickelungen nicht beseitigt. Wie wenig zu jenen Verneinenden Frau v. Beck gehörte, können wir daraus ersehen, daß sie ihm eine Tasse mit seinem und Karolinens Namenszuge schenkte. Durch Jean Pauls Schilderungen wurde auch Herder der „Sonnen- Mond- und Sternenanbeter" Karolinens; nie sah ihn Jean Paul verklärter, froher, gleichsam wie wenn alle Räthsel und Wünsche den Aufschluß gefunden hätten, als im Augenblicke, in welchem er ihm gestanden: „Karoline gehört mir." Jetzt erschrickt Jean Paul, wenn er zu den ausgebrannten Ehekratern hinübersieht, in die er so oft zu fallen im Begriff war. Im Vergleich mit Karoline nennt er alle früheren nur Spielkameradinnen der Liebe. Seine durch sie befriedigte Seele macht ihn, ihm unerwartet, härter urtheilend über alle Frauen. An sie selbst schreibt er, daß ihn die Jahre reuen, die zwischen ihnen durchflogen, ehe ihre Herzen aneinander waren: er kennt sie und sich jetzt, beide werden nur mit einander glücklich. „Wie oft", lesen wir in einem Briefe vom 9. Januar 1800, „bist Du verwundet worden, ohne daß

ich es weiß; o, wenn ich Dich nur belohnen darf, wenn Du es mir nur einmal an meiner Brust gestehen darfst, welche bittere, heiße Qualen in die deinige geworfen wurden — ach, ich werde Dich wohl lieben und trösten dafür."

Jetzt endlich schreibt er auch Jacobi, gegen den er bisher merkwürdig zurückhaltend gewesen, er habe in diesem Herbste in Hildburghausen seine Braut, seine Seele gefunden; ihm ist auch schon mehrmals der Gedanke gekommen, nach seiner Verheirathung in Bayreuth seinen Aufenthalt zu nehmen.

Und doch zeigen sich dem schärfer blickenden Auge schon jetzt Spuren davon, daß ihn der Gedanke an Karoline nicht mehr so ausschließlich beschäftigt. In dem Briefe, worin er Emilie v. Berlepsch seine Verlobung anzeigt, erbietet er sich, sie nach der Verheirathung zu einem gemeinsamen Leben bei sich aufzunehmen. Jean Paul schmachtet allerdings nach Karoline und glaubt, daß Gott sie beide für einander erzogen habe und doch sagt er gleich darauf, daß sie sich ihre gegenseitigen Unähnlichkeiten auswechseln und grade dadurch einander ähnlich werden wollen. „Meine Seele", fährt er fort, „soll nie eine Liebe über der höchsten vergessen und ebenso will ich der edlen Emilie sein was ich kann und darf." Von Josephine erbittet sich Jean Paul allerdings einige Tage vor der Verlobung die Silhouette, aber auch nachher noch hat er dieselbe neben seinem Clavier aufgehängt und ist erstaunt über die französische Jugendschönheit. Er versichert ihr freilich zugleich seine rein freundschaftlichen und brüderlichen Gesinnungen, aber es ist doch seltsam, daß er, für den es kein anderes Ziel als den Wohnort seiner Geliebten hätte geben dürfen, eine Reise nach Berlin unternehmen will, um mit Josephine zusammenzukommen, daß er davon nicht einmal, sondern mehrere Male mit Entzücken spricht und sie schließlich auch wirklich ausführt. Er gestattet es, daß ihm Josephine zurückschreibt: „Die, welche sich Dir geschenkt hat, wird Dich niemals zärtlicher, niemals beständiger lieben als ich." Seltsamer Weise ahnt auch Josephine nichts Gutes von der Verbindung. „Wenn es möglich ist", so schreibt sie, „in den drückenden und harten Fesseln der Ehe glücklich zu sein, so ist Dir ohne Zweifel dieses Glück bestimmt. Indeß, sei es eine herbe Erinnerung, sei es ein unseliges Ahnen, ich werde Dich nie ohne Zittern

diese gefährlichen Bande knüpfen sehen. Weisheit, Talente und Tugend sind nicht immer die Bürgschaft des Glückes."

Karoline hatte inzwischen im December ihrer Mutter das Verhältniß gestanden, wollte aber nicht eher schreiben als nach der Entscheidung. Die Stürme, welchen die Arme jetzt preisgegeben war, müssen entsetzlich gewesen sein, die edle Herzogin nahm jedoch die Leidende in Schutz. Endlich, am 24. Januar, wandte sich Jean Paul selbst „kindlich an die mütterliche Hand, aus der er entweder das größte Glück oder den größten Schmerz empfangen sollte". Schon vorher hatte er Karolinens Schwester seine „kameralistischen und literarischen Verhältnisse" mitgetheilt; auch in dem Briefe an die Mutter läßt er sich darüber aus, leider sind uns die darauf bezüglichen Stellen nicht mitgetheilt. Die Sorge für die äußere Existenz scheint das bisher Bestimmende für die Weigerung von Karolinens Verwandten gewesen zu sein; Jean Paul sagt wenigstens, er hätte Karolinen mit dem Bericht über seine Verhältnisse all die Martern ersparen können und er bewundert sie, daß sie ihre Zukunft vertrauend der vermuteten Armut hingegeben. Auch Herder mit seiner Gattin unterstützte, indem er Karoline „väterlich segnete", die Werbung Jean Pauls in einem Briefe an die Mutter; nicht umsonst, denn am 31. Januar jubelt Karoline Jean Paul entgegen: „Geliebter! ich bin Dein! O, nimm meine Seele auf und liebe mich ewig, wie ich Dich! Vor einer Stunde kamen die theuren, ersehnten Briefe, die das Glück unseres ganzen Lebens bestimmen. Dank, Geliebter, tausend Dank für Deine Schonung, Deine Liebe! Tausend Dank den edlen, theuren Herders für ihre reine Freundschaft! Worte habe ich heute nicht, nur Liebe. Aber, um auch Deine Freude und Dein Glück nicht um eine Stunde zu verspäten, eile ich, Dir die Versicherung zu geben, daß meine Seele und mein ganzes Leben auch vor der Welt Dein sind ..... Das Jawort unserer Mutter wirst Du, wenn auch nicht von ihr selbst geschrieben, doch von meinem Onkel erhalten ..... O mein geliebter Richter, wir werden sehr, sehr glücklich sein! Gott segne Dich und mich! Ich achte und liebe Dich unsäglich und will Dich so glücklich machen, als ich es durch meine Liebe kann."

Die Mutter also war gewonnen; allein es blieb noch der Strauß mit Onkel und Bruder auszufechten. Er wird dahin entschieden, daß ersterer Karoline seine Einwilligung giebt, ihr aber seine Liebe entzieht.

Sie hat nun, schreibt sie, in der Welt nichts mehr als ihren Jean Paul und von allen Herzen keines als seines. Ihre Gesundheit wankt, allein sie schont sich als das Eigenthum des Geliebten und hofft, daß er ihr neuen Mut und ihrer Seele Kraft geben wird. Jean Paul sucht sie zu trösten; er betheuert, sie schützen zu wollen und sagt, wenn alles sie jetzt verlasse, so sei ihr doch wenigstens die Mutter nahe. Allein Karoline ist der Ansicht, daß auch diese sie mehr lieben und ihr ihre Liebe vergeben wird, wenn sie ihr fern sein wird. „Mein Wille ist Dein", ruft sie aus, „wie meine Seele, die Dich begleitet, wohin Du willst. O, wie ernähre und stärke ich meine Seele mit dem schönen Bilde des Wiedersehens! Theuerster, Einziger, rücke diese selige Stunde nur ja keinen Tag weiter hinaus, als es sein muß. Diese Stunde des ersten Wiedersehens nach einer solchen Trennung wird uns so viel geben; meine ganze Seele fliegt ihr entgegen. Aber unsere Herders müssen dabei sein, wenn wir getröstet und beglückt uns umfassen. O, ich liebe Deinen Herder, als ob er mein Vater wäre." Die Gründe, welche Jean Paul trotz all seiner „unaussprechlichen Sehnsucht nach der reinen, frommen, festen Seele" bewogen haben, gegen eine schon im März von Karoline gewünschte Zusammenkunft in Ilmenau zu stimmen, sind uns unbekannt, erst am 2. Mai schlug die von Karoline ebenso ersehnte als für sie verhängnißvolle Stunde.

Doch auch vor dieser Zusammenkunft blieben Karoline bittre Kämpfe nicht erspart.

Der Dichter schreibt am 24. April an Josephine: „Mir ist jetzt fast, als schrieb' ich von der letzten Poststation von Berlin an Sie, ich verspare alle Antworten auf Ihre Briefe auf unsre so nahe Seligkeit; wie eine Sonne steigt für mich diese schöne Stunde herauf, und der ganze Frühling ist ihr Morgenroth." Wenn Jean Paul so an die angebliche Freundin schreiben kann, so werden uns die bangen Sorgen, ja Aengste seiner Verlobten nicht mehr überraschen und als nur in ihrer krankhaften Einbildung begründet erscheinen. Den 16. Februar schon klagt sie, daß sie sich seit drei Tagen bereits mit einer unendlichen Angst quäle, daß sie keine Stimme in und außer sich hört, die sie trösten und ihr Frieden geben kann. Ein traurig schöner Traum hat die bangen Ahnungen tiefer in ihr gefoltertes Herz geschrieben und hält die Thräne im Auge fest. Jean Paul stand vor ihr im Traume und schaute sie fest an mit seinem

reinen, seligen Blick der Liebe, dann reichte er ihr seine Hand und sie schloß dieselbe fest in die ihrigen. Aber als sie ihn wieder anblicken wollte, war er verschwunden. Da eilte sie aus dem Zimmer und stand plötzlich in einem weiten, offenen Garten, wo der Frühlingshimmel über sie hinzog und sein Blütenduft sie umwehte. Der Glanz der Natur blendete ihr Auge, aber mit einem tiefen, ängstlichen Athemzuge nannte sie seinen Namen und durchflog forschend alle Gänge des Gartens. Zuweilen begegneten ihr Menschen, aber sie hörten nicht auf ihre Klagen, sahen sie ruhig an und gingen langsam vorüber. Sie sank endlich ermüdet auf eine Rasenbank und schloß einige Minuten ihre müden Augen. „Als ich aufblickte", fährt sie fort, „standest Du wieder vor mir, aber Deine Gestalt war in Nebel gehüllt, Du wurdest von weißen Blütenblättern umflattert und ein warmer Blumenduft wehte sanft durch die leichte Wolke, die Dich umzog. Ich flog auf, sank mit dem lauten Ausruf: O mein Richter, mein Richter! an Deine Brust und — wir versanken in die Erde." Jean Paul beruhigte sie darauf. „Es werden wärmere Lüfte wehen, der Schnee wird aus dem Himmel unseres Schicksals gewichen sein, ich werde wieder an Deinem Auge ruhn und Du wirst dann froher sagen: Ich liebe Dich wie Du mich." Darauf sendet er ihr seinen eben vollendeten Titan, „worin sein Geist brausend auffliegt und in die Welt der Ideale blickt". Unbeschreiblich glücklich wird sie durch seine Blätter, insbesondere durch das Geständniß seiner frühen Liebe zu ihr. Denn lange hielt sie seine Empfindungen nur für die höchste Freundschaft und die zuweilen in Briefen und Worten auflodernde Flamme für einen sprühenden Feuerfunken des Dichters. Ein dumpfes Gefühl hatte sich oft in ihr Inneres geschlichen und wollte ihr sagen, er habe ihre Liebe zu früh gesehen und aus Mitleid ihr seine Liebe und seine Hand gegeben. Im März schickt ihr Jean Paul die Briefe Josephinens. Sie findet darin Beweise eines edlen, gebildeten Charakters und eines warmen, aber unglücklichen Herzens. „Ich nehme Theil an Josephinens Geschick, weil es traurig ist, ich achte sie, weil sie Dich liebt", so lauten ihre Worte, „sag ihr dies, wenn Du bei ihr bist, und gieb ihr alles, was sie trösten kann, ich werde Dir danken dafür, denn sie ist ein Weib, ist meine Schwester. Doch eine Bitte habe ich an meinen Richter: Guter, zeige mir keine Briefe mehr von deinen übrigen Freundinnen — Josephinens Briefe ausgenommen. Liebe sie alle, schreibe an alle, sei

ein warmer Freund aller guten weiblichen Seelen, aber — sage mir nichts mehr davon." Sofort aber fürchtet sie, sie könne ihn mit dieser Beschränkung verletzt haben. „Sieh, Guter", sagt sie, „ich lege unbesorgt den Frieden meiner Seele in Deine Hände und Deine reine Seele verbürgt mir seine Erhaltung, theile immer den Reichthum Deiner Seele und beglücke mit Deinem Herzen andere. Das eine Herz, das für Dich alles giebt und alles duldet und Dir ewig vertraut, das wirst Du auch ewig am meisten lieben — vergieb Deiner Karoline eine Schwachheit, die doch aus keiner unreinen Quelle fließt; o, ich vertraue Dir, mein einzig Geliebter, Josephine hat Recht: man kann nicht lieben, wenn man nicht vertraut. Ich weiß es ja, Du Edler, Du wirst Dein Weib nur um so mehr lieben, je mehr Du die Menschen liebst."

Endlich ist der Moment, in welchem die beschlossene Verbindung veröffentlicht werden soll, da. Mit den Verwandten ist schon im März alles beigelegt; Jean Paul schreibt, daß er keinen Fuß breit gegen die Unmänner gewichen sei. Der Onkel hat sogar ein Hochzeitsgeschenk bestimmt, auf welches jedoch Karoline verzichtet. Am 30. April schreibt sie: „Nun ist alles in Ordnung, wir kommen, wir sehen uns, wir können schon gegen zwei Uhr in Ilmenau sein, warum kommt Ihr Guten aus Weimar erst abends? Doch ist's gut, daß ich erst ausruhe, daß mir die Freude in ihrem höchsten Glanze erscheinen kann. . . O, übermorgen stehe ich neben Dir, ich Glückliche!"

Die Zusammenkunft fand in der That in Ilmenau, dem Wohnorte Knebels, am 2. Mai statt. Herder und seine Gattin begleiteten Jean Paul; von ersterem schreibt Schiller an Goethe, daß er mitgereist sei, um Jean Paul zu kopuliren. Der erste, welchem Jean Paul über diese Zusammenkunft berichtet, ist Otto; er findet aber nicht eher als am 16. Mai dazu Zeit. „Morgen geh' ich nach Leipzig und dann nach Berlin", beginnt sein Brief; mehrere Seiten werden darauf angefüllt mit Beantwortung des Otto'schen Briefes, mit Bemerkungen über Schlegel, den Mundharmonist Koch, den Geiger Thieriot, mit buchhändlerischen Notizen, es wird auch die Reise nach Ilmenau beiläufig erwähnt — aber, ob er denn nun wirklich die Pforten des Elysiums überschritten, darüber verlautet kein Wort. Der Brief wird am 19. in Leipzig fortgesetzt. In aller Ruhe giebt Jean Paul eine Notiz über seine Streitschrift gegen Fichte, spricht von seiner Reise nach Berlin, dann endlich bricht er das

Schweigen über Karoline. „Herder fand sie in Ilmenau", so sind seine Worte, „über alle meine Schilderungen und fast über alle Frauen erhaben und betete sie an, wie sie ihn anbetete. Es waren die blauesten Maitage. Sie hat etwas Hohes, Ungemeines, was die Weltleute ergriff und die Herderin überraschte, aber — seit dieser Reise ist mein Bund mit ihr aufgelöst, und nach einem Briefe, in dem ich ihr alles auseinandergesetzt, muß ich von ihr das ewige Trennungswort erwarten. Ich kann Dir unmöglich dieses lange Räthsel, worin nur Ungleichheiten äußerer Verhältnisse und daraus entspringende Forderungen spielen, heute nicht (sic) auflösen. Nun treibt und stürmt es mich wieder in ein unbestimmtes, wüstes Leben, in einer innern Verfassung, worüber es keine Worte giebt. Meine Gesundheit ist fest, obwohl sie in Ilmenau an einer Vormittagsscene wankte."

Nach diesem Bericht wären „Ungleichheiten äußerer Verhältnisse" die Ursache des Bruches gewesen. Damit stimmt es aber wenig, wenn er im Juli schreibt, daß lauter moralische kleine Ecken und Unähnlichkeiten (die aber das ganze Glück der Ehe nehmen) ihn in sein altes trotziges Fieber getrieben haben. Er erdulde schwer ein gewisses Absprechen, Unnachgiebigkeit und eine partiale Liebe, die nicht zugleich die kosmopolitische ist. Die Mutter habe alles dem Herder'schen Ausspruche überlassen. Dieser aber habe am dritten Tage ihm nach seinem liebenden Zürnen eine harte Predigt vor Karoline, zwar mit Bescheidenheit, aber leider mit der Beredsamkeit seiner rührenden Stimme gehalten, wodurch Karoline in Krämpfe verfiel. „Sollte ein Mann dies dulden?" fragt Jean Paul, „ich wurde auch wild, aber gewiß nicht zu sehr. Später nahm man zurück, lenkte ein. Mein erster Brief an Karoline nach diesen räuberischen Griffen zwischen zwei entblößte Herzen stellte ihrem Entscheiden alles anheim, zeigte ihr aber auch die Kraft meines Entsagens. Nach ihrer Antwort wurde ich zum entschiedenen Nein bestimmt. Herder schrieb mir auf diese Veranlassung nach Berlin für Karoline und für die Verbindung; allein der Schlag ist geschehen, das Schicksal hat mich in meinen tiefsten Herznerven gemißhandelt."

Von dem Verhältniß zu Herder soll später noch geredet werden; es erscheint zunächst die Frage von Interesse, was Jean Paul mit den moralischen Ecken und mit der partialen Liebe gemeint habe. „Die Ehe ist meinem Glück und meinem Gewissen unentbehrlich", schreibt er an

Gleim (wir erinnern uns dabei an die Worte, welche er früher Jacobi schrieb), „mein Herz will die häusliche Stille meiner Eltern, die nur die Ehe giebt. Es will aber keine Heroine, denn ich bin kein Heros, sondern nur ein liebendes, sorgendes Mädchen; ich kenne jetzt die Dornen an jenen Pracht- und Fackeldisteln, die man genialische Weiber nennt." Als er am 9. November desselben Jahres beim Obertribunalsrath Mayer in Berlin um dessen Tochter Karoline anhielt, sagt er: „Mein Auge ist jetzt kein romantisches. Jahre und Verhältnisse mit Weibern, von den genialischen bis zu den prosaischen, haben mich über den höheren weiblichen Werth belehrt." Er weiß überhaupt nicht genug vor den sogenannten poetischen Tugendvirtuosinnen zu warnen und er freut sich, daß er endlich zum Glück eine prosaische Virtuosin gefunden. Jene haben einen tugendhaften Egoismus und einen Stolz, wogegen sich alle seine Fibern giftig rüsten und wehren. Schon im August, also vier Monat nach der Trennung von Karoline v. Feuchtersleben, ist er entschlossen, gerade in Berlin zu heirathen. Aber es muß ein sanftes Mädchen sein, das ihm etwas kochen kann und mit ihm lacht und weint. Er muß und wird ein Mädchen heirathen, „dessen ganze Sippschaft ein Freudenfest feiert, daß er sich herabgelassen." Gleim drückt Herder gegenüber seine Freude aus, daß die Heirath mit der Feuchtersleben nicht zu Stande gekommen sei. Mit einer ehemaligen Hofdame könne Jean Paul nicht glücklich sein. So weit er ihn kenne, sei er der Meinung, daß nur ein Mädchen von wenig Phantasie ihn glücklich machen könne. Auch Knebel wünscht, daß die Frau den häuslichen Verstand hinzubringt, der dem Bande Dauer giebt. Von seiner neuen Braut rühmt Jean Paul, daß sie erstlich alles Gute von den cidevants Karolinen habe, zweitens nicht das Schlimme, drittens Gesundheit ohne Gleichen, Schönheit, Aufopferungsliebe ohne Gleichen, Bescheidenheit, Offenheit. Die flammendste Liebe für ihn brenne ihr auch nicht Eine Seite zu irgend einem menschlichen anderen Tone des Mitleids ab. Daß er früher nie am Zwist schuld war, sieht er daraus, daß er seit einer fast einvierteljährigen Gegenwart nie mit ihr eine neblige oder gar gewitterhafte Stunde gehabt, ohne die sonst keine erotische Woche verging. Auch Herders Gattin gegenüber rechnet er zu ihren Vorzügen eine vollendete Gesundheit sowie daß sie, was bisher noch keine vermochte, ein ganzes Vierteljahr ohne eine

einzige dissone Stunde mit ihm auskam. Ebenso rühmt er in einem Briefe an Jacobi, daß sie sogar in der feurigsten Liebe alle andern Mittöne und Leittöne der Menschheit für jedes Leiden und Freuen bewahrend jung und ganz gesund sei. Was die lauterste, quellenreinste, ewige Liebe gegen die Menschheit, nicht bloß gegen ihn ist, schreibt er an Otto, dies lernt er an seiner Karoline. Sie zeigt ein unbedingtes Hingeben in seinen Willen, sie ist trotz ihrer philosophischen Bildung nichts als die pure, lautere, gar mit keinem Ich behaftete, eins nicht einmal bekriegende Liebe.

Halten wir das zuletzt Erwähnte mit dem Bilde zusammen, welches wir uns nach dem Früheren von Karoline von Feuchtersleben machen mußten, so wird es uns schwer werden, auch nur einen Stein auf die Unglückliche zu werfen. In welchem Sinne sie nur eine partiale Liebe hatte, dies wird uns klar, wenn wir an ihre Aeußerungen über Josephine denken; ob sie treu und mit aller weiblichen Innigkeit ihr Leben lang an dem Gatten eben so gehangen haben würde wie an dem Geliebten, darüber können wir ebenso wenig im Zweifel sein. Jean Paul selbst fährt fort ihren edlen Sinn zu rühmen; er beklagt sich nur, daß sie nicht für ihn passe. Auch Otto ist vom tiefsten Mitleid für Karoline erfüllt; er sagt aber, für Jean Paul sei die Ehe überhaupt nichts, es gehöre für ihn nichts als ein ewiges, junggeselliges Jünglingsleben. Gleim, längst schon Jean Pauls väterlicher Freund, hatte ihm im Februar 500 Thaler als „einen kleinen Beitrag zu den hochzeitlichen Ausgaben“ geschickt, und doch schreibt er, freilich im Widerspruch mit seinen oben angeführten Worten an den Dichter selbst, er möge um Gottes willen nicht heirathen, denn nur dann, wenn sich seine Braut mit seinen weiblichen Geschöpfen vergleichen könne und wenn sie dann noch glaube, daß sie die Eine sei, welche den Erschaffer zum glücklichsten der Ehemänner machen könne, nur dann möchte er aus einem Manne zum Ehemanne sich machen zu lassen beinahe rathen. Und doch ist gerade Karoline von Feuchtersleben mehr wie eine andere das Urbild zu Jean Pauls Frauengestalten gewesen. Auch Herder hielt es für sehr schwer, eine für Jean Paul geeignete Frau zu finden. Als ihm dieser die Neuvermählte brachte und sie ihm im höchsten Tone des Enthusiasmus entgegenrief: „Da ist er!“ trat er mit stiller Ruhe näher, denn er zweifelte, so berichtet Karoline

selbst an ihren Vater, daß Richter glücklich werden könnte und erst nachdem er sie mit forschenden Augen betrachtet, rief er: „Gott sei gelobt, nun bin ich zufrieden.“ An Gleim aber schreibt Herders Gattin: „Jean Paul ist ein Liebling der Vorsehung; sie hat ihm die Hälfte seines Herzens, das Weib, das ganz für ihn geboren scheint, zugeführt. Sie ist gesund an Leib und Seele, ist munter, häuslich, liebenswürdig und ohne alle Schminke. Eine solche bedurfte er und Gott hat sie ihm zugeführt.“

Gehen wir nun auf Herders Betheiligung an den Ereignissen in Ilmenau zurück.

Jean Paul sagt, dessen Parteilichkeit gegen ihn sei sehr groß, aber natürlich gewesen; ihm sei dort in wenig Tagen mehr schmerzliches Unrecht widerfahren als in vielen Jahren überall. Bei Herders Gattin endlich klagt er: „O, womit hab' ich es verdient, daß Ihr Herder sein großes Herz von mir abwenden will?“ Karoline Herder sucht ihn allerdings zu trösten, sie schreibt an Knebel, es könne ihr Verhältniß mit ihm, ihre Achtung für sein Talent und seinen Charakter nicht um ein Haar dadurch verschoben werden, daß er sich an einer dritten Person geirrt. Strenger aber urtheilt Herder über die Sache und mit Rücksicht darauf schreibt seine Gattin, es habe sich ihr Verhältniß mit Jean Paul durch die Ilmenauer Unterredung sehr verstimmt, durch welche er ihren Mann sehr beleidigt; es werde vielleicht nur durch die Entfernung wieder ins Gleis kommen. Die Sorge, ob Jean Pauls Einkünfte auch ausreichen würden, um eine Familie zu gründen, war freilich ein Punkt, welcher Herder von Anfang an zur Vorsicht mahnte. Unter den hierauf bezüglichen Stellen seines Briefwechsels mit Gleim sei nur die eine zum Belege dafür angeführt. „Es wäre gut“, schreibt er im December 1799, „wenn Jean Paul nur irgend eine bestimmte Einnahme von etwa 4—500 Thalern hätte; so ganz allein auf die Autorschaft sich zu etabliren ist auch gar zu kühn. Krankheit und mancherlei Zufälle können diese Einnahme hemmen.“ Er fragt darauf, ob Gleim nichts thun könne, insbesondere ob er ihm nicht ein Kanonikat oder eine Präbende vom preußischen Hofe erwirken könne. Allein diese Sorgen sind keineswegs das Bestimmende gewesen; entscheidend vielmehr erscheinen uns die Ansichten, die in dem Briefe, welchen Herder am 4. August, nachdem er die lösende Antwort Karolinens an Richter übermittelt, an dieselbe richtet und dessen Mittheilung

wir wie so vieles auf Herder Bezügliche Düntzer verdanken, entwickelt sind.[1])

„Sie thaten alles, was Sie thun konnten", schreibt er, „mehr, weit mehr, als ich erwartete. Sie thaten alles und Sie trauern noch? Mich dünkt, wenn Sie die ganze Reihe der Scenen überdenken, wie sich das Verhältniß entspann, wie es fortgeführt wurde, wie es auseinanderging, o, so müßten Sie sich freuen und Gott danken! ... Ich war nicht bei dem Anfange des Bündnisses, daß ich aber Richter nach dem ersten Aufwallen so alltäglich ruhig, so der Sache vergessen sah, indeß Sie litten und stritten, beunruhigte mich schon. Daß ihm jeder Gedanke, an Etablissement und Realität zu denken, so lästig, so widrig war, schien mir noch unwillkommener.... Richters Leichtigkeit aber nach der Zusammenkunft in Ilmenau, seine Fröhlichkeit bei allem diesem, als ob nichts geschehen wäre, die kein Merkmal eines, wie man sagt, bösen Herzens, sondern die Folge seines ganzen, eigenthümlichen, unableglichen Charakters ist, bringen mir nochmals auch von Ihrer Seite das Wort in die Feder, das ich Ihnen in der letzten Stunde zu Ilmenau auf ein Blättchen schreiben wollte: Froh und frei! froh und frei! Jetzt schreibe ich es und das dritte dazu: Danke!" Von ganz besonderer Wichtigkeit aber sind folgende Worte Herders: „Was heißt Liebe, wenn wir nicht mit dem Namen spielen wollen? Es heißt, sich in der Situation, in der Existenz, im Gefühl, im Herzen eines andern fühlen, sich darin nicht nur ohne Zwang, sondern mit Lust, in einer frohern, innigern Existenz gleichsam unwillkürlich fühlen, im andern leben. Ob das Richter gethan? ob er gezeigt habe, daß er dies auch bei den kleinsten Aufopferungen, ja auch nur bei nöthigen Convenienzen und Arrangements, die ihn von seinem Pult, ihm ungelegen, hinwegrücken, fähig sei, mag Ihnen die laute Erfahrung und Ihr Herz sagen. Lassen Sie ihn sein Dichterleben fortleben, die Liebe schildern und in dieser süßlichen Imagination Freude finden; thätige Liebe, reelles Für-, Mit-, Ineinanderleben ist etwas anderes als Spiel der Imagination am Pult oder süßer Witz in Gesellschaft. Sei er (wie neulich jemand sagte) „aller Frauen Mann, wozu ihn die Muse berufen habe", sei er es

---

1) Briefe Goethes und der bedeutendsten Dichter seiner Zeit an Herder. Herausg. v. Heinrich Düntzer und F. G. v. Herder. Frankfurt a. M. 1858.

glücklich! ..... Glauben Sie mir, edle Geprüfte, als einem Propheten. Sie werden von dieser Prüfung, und für sie, einen Lohn, einen Genuß haben, von dem Sie jetzt noch nichts ahnen. Es kann nicht anders sein als also. Ueber Ihre Heirath mit Richter verwunderte sich jeder, der Sie kannte oder auch nur im Bilde sah; über den Rückgang verwundert sich niemand! Jeder, der Ihr Freund ist, sagt Amen, und gönnt Richter eine Gattin in seiner Weise."

Völlig unerklärlich ist es nach diesem Briefe, daß Karoline zuletzt auch der Kelch nicht erspart blieb, die Freundschaft dieses Mannes zu verlieren. Sie schreibt an ihn: „Wenn Sie sich, Edler, Fühlender, die höchste menschliche Liebe denken, verewigt durch Achtung, beglückt durch Hoffnung und Glaube, und unerschütterlich durch unzählige schmerzliche Opfer und besiegte Hindernisse — nahe dem Ziele errungener Vollendung — wenn Sie sich diese Liebe denken und ihren Einsturz überschauen, so wird es Ihnen natürlich scheinen, daß er den Menschen zerschmettern mußte, der treu bis zur letzten Minute am hohen schwankenden Bau arbeitete. Ich bin der Mensch; ach, ich beweine nicht bloß den verlorenen Glauben an einen Menschen, sondern den an Menschenwerth — nicht bloß die verlorene kleinere Hoffnung auf mein Glück, sondern die größere auf das menschliche — nicht mein Schicksal — das mußte so sein — bewein' ich, sondern jedes, das Leben, die Menschen. Und darum kann der Schmerz, der durch meine ganze Seele geht, nicht genommen werden." „Durch diese so natürlichen Aeußerungen ihres Schmerzes", schreibt Düntzer, „fanden sich aber Herder und seine Gattin tief verletzt; der gute Rath des „Vaters" schien freventlich zurückgewiesen." Nach dem Trostbriefe, den Karoline Herder am 19. Mai an Jean Paul schrieb,[1]) wird es weniger auffallen, daß sie im August Knebel gegenüber sich dahin äußert, daß sie sich auch ein bischen getäuscht hätten in der Feuchtersleben, wie Knebel ihnen gleich sagte, und daß Karoline, ihren Stolz zu nähren, lieber das Band fester knüpfen möchte und Richter und sich unglücklich machen. Wie aber Herder dazu kommt, Karoline am 13. August ihr von ihr selbst bossirtes Wachsbild, welches sie ihm geschenkt, zur Verfügung zu stellen und sein Blatt vom 4. zurückzufordern, ist nach dem uns vorliegenden Material geradezu unbegreiflich.

---

1) Vgl. F. III, p. 53 f.

Eine kurze Zeit noch blieb Jean Paul in Briefwechsel mit Karoline; ihr letzter Brief an ihn ist vom 12. Februar 1801. Jean Paul sagt ihr, sie beide seien gleichförmig im höheren Streben, sie spielen dieselbe höhere Melodie, aber jeder trage sie in einer anderen Tonart, das sei Individualität, vor — und dadurch werde das Aehnliche das Unähnliche. Frei in einem weiten Raum müssen seine Flügel aufgehen, und fremde Hände dürfen nicht mit abtheilenden Entscheidungen ins Band zweier Seelen greifen. Er habe schmerzlich gelernt, der kurzen Allmacht der stärksten Gefühle die ewige Macht der kälteren Vernunft vorzuziehen. Bald darauf erbittet er sich ihr Wachsbild und schreibt an sie, dasselbe solle ihn wie ein Heiligenbild seines Lebens durch dasselbe begleiten, und wenn er weinen wolle, werde er sie ansehen. — „O lebe für mich!" fährt er fort, „soll ich ohne Dich mit ewigen Thränen durch das lange Leben gehen? Lieb' ich Dich denn nicht?" Dieser Brief ist von Berlin aus geschrieben, dort aber hatte er die Sydow getroffen, hatte von ihr berichtet: „Meine Sydow hat meine vermehrte Achtung mitgenommen. Welch Weib! Südliche Naivetät, bis zum Komischen, südliches Feuer, Festigkeit, Weichheit und ein treues deutsches Auge! sie liebt' ich wie Gott es haben will." Auch die Gräfin Schlabrendorf weiß ihn auf kurze Zeit mächtig zu fesseln; schon am 9. November aber hält er um Karoline Mayer an und am 28. Mai 1801 wird das Hochzeitsfest gefeiert. Die verlassene Geliebte aber denkt inzwischen, daß er sich mit Josephine vermählen wird. „Du siehst sie wieder", schreibt sie im September, „länger, länger als Du die verlassene Karoline je gesehen und wenn Ihr glücklich, selig Euch fühlt, wenn Josephinens Wunsch und Sehnen gestillt ist durch Dein freies Herz, so zeig' ihr meine Seele und meine Theilnahme und die sonst von ihr beneidete Karoline in ihrer jetzigen Armut — und wenn sie nicht triumphirt, dann ist sie edel und Deiner werth."... „O Guter!" fährt sie fort, „noch bist Du glücklich — bleib es lange! Aber wenn Du es einst nicht mehr wärest, wenn die Menschen mit ihrer Liebe Dich verlassen könnten, dann nenne meinen Namen, rufe meine Seele und sie ist Dein! Jetzt bedarfst Du meiner nicht, weil Du alles hast; aber wenn Du einst einsam bist, so will ich um Dich sein; wenn der Schnee des Alters Dein Leben erkältet und Einsamkeit Deine Tage verödet, so soll die Sonne der Liebe Dein Herz umwärmen und Deine Stunden umblühen; die Liebe, die Du jetzt

entfernst, wird Dich dann segnen. Seele gegen Seele, so verlasse ich Dich nie."

Kurz nach seiner Verheirathung wollte Jean Paul Karoline mit seiner jungen Gattin zusammenbringen; sie war aber keine Josephine und keine Emilie, sondern schrieb an Karoline Richter: „Auf die Frage Ihres Mannes über Kommen und Sehen antworte ich hier: Haben Sie Mut genug eine Unglückliche zu sehen, so kommen Sie; ich bedarf dessen weniger, denn ich umfasse eine Glückliche und der geprüfte gute Menschengeist sieht und trägt ja leichter fremde Seligkeit als fremden Kummer." Die Zusammenkunft unterblieb; auch im nächsten Jahre, als Richters die Herder'sche Familie in Weimar besuchten und sich Karoline zufälligerweise eben da befand, vermied sie ängstlich das Zusammentreffen mit dem verlorenen Geliebten. Dieser hatte sie im Frühjahr am Hildburghäuser Hofe gesehen und gesprochen, scheint aber nicht befriedigt gewesen zu sein, denn alles, was er hierüber sagt, ist: „Ich sah die blühende Feuchtersleben, sprach sehr mit ihr und sagte still: Gott sei Dank!"

Hören wir zuletzt noch die Worte, welche die glückliche Braut Jean Pauls bei Zurücksendung der Briefe Karolinens, dieser „Denkmale heiliger Liebe", wie sie dieselben nennt, ihrem Geliebten schreibt. „Wie gewagt ist es, sich einer solchen Vergleichung auszusetzen! aber Deine Güte vergleicht nicht, — duldet, erträgt nur. Wie könntest Du sonst durch mein Herz für das verlorene entschädigt sein? Ach, das hohe, arme Wesen, — wo findet es Dich? Es ist meinem Herzen die süße Befriedigung versagt, zu ihr zu eilen und zu sagen: Da hast Du ihn! Der freie Mensch giebt nur sich selbst — aber welche Seligkeit liegt in der Vorstellung! Würde sie mich wohl lieben? Ach, ich möchte so gern von ihr geliebt sein!"

Ein ander Mal aber sagt sie: „Ich kann den Gedanken nicht los werden: So nah an Deinem Besitz Dich, Dich verlieren! Und bin ich denn besser als sie? Und habe ich nicht ihre Fehler, so habe ich doch andere, die Du nicht ertragen könntest; und könnte ich auch diese bekämpfen, wie ich es will — fehlen mir nicht alle die Vorzüge des Geistes, diese Feinheit und Zartheit der Seele, die sie hat und deren Du bedarfst?" Jedes Wort in diesen Zeilen giebt uns Zeugniß von dem hohen und edlen und doch so demütigen Sinne der künftigen Gattin Jean Pauls; sie ist nicht bloß eine „prosaische Virtuosin", sie ist die würdige Tochter des

philosophischen und, wie Jean Paul selbst sagt, äußerst moralischen und weichen, liebenden Mannes; die Ehe mit einem solchen Wesen mußte eine glückliche werden, Jean Paul hatte sich nicht geirrt. Daß er aber darum durchaus nicht von Schuld Karoline von Feuchtersleben gegenüber freizusprechen sei, geht aus unserer bisherigen Darstellung deutlich hervor; jetzt nur noch wenige Worte hierüber wie über sein Verhältniß zu den Frauen im allgemeinen. Wie Jean Paul mit den Wohnplätzen, so wechselt er auch mit den Freundinnen und Geliebten; dieser Wechsel freilich verdunkelt uns das erhabene Bild, welches uns sonst überall entgegenleuchtet, vollständig. Dieser Wankelmut, ja diese Herzlosigkeit läßt sich wohl erklären, nimmermehr aber, am allerwenigsten bei Karoline v. Feuchtersleben rechtfertigen. In erster Linie ist auch hier wieder der Contrast von Ideal und Wirklichkeit verhängnißvoll. Jean Paul schreckt vor dem Gedanken, das, was er sich in seiner Phantasie so verlockend ausgemalt, nun auch verwirklicht zu sehen, zurück. Niemand hat dies besser als Herder erkannt. Dieser fand, daß ihm jeder Gedanke an Etablissement und Realität lästig und widrig war; er vermißt thätige Liebe, reelles Für-, Mit- und Ineinanderleben, er sieht überall nur ein Spiel der Imagination. Jean Paul erweist sich hierbei aber auch als Egoist. Was Spazier von Jean Pauls Verhältniß zu Otto sagt, dies ist auch bei der Beurtheilung der Liebesverhältnisse des Dichters das Entscheidende; wir können freilich der Auffassung Spaziers, als sei alles vortrefflich und entschuldbar, nicht beipflichten. „So unendlich hoch Jean Paul", sagt er, „als Mensch und liebevolles Wesen stand, war er dennoch ein Dichter, das heißt ein geistiger Egoist, der alle Liebe, Freundschaft und Empfindung, sowohl die er selbst giebt als die er empfängt, nur als Tribut und Material für den Bau seiner Welten vindicirt und sich immer nach den ergiebigsten Quellen hinwendet." Wenn Jean Paul von sich selbst schreibt, daß er in die Nester der höheren Stände nur eben der Frauen wegen hinaufsteige, die da, wie bei den Raubvögeln, größer sind als die Männchen, so erinnern wir uns dabei, wie er in all den Feuerproben seiner Liebe nichts sieht als ein Mittel, um ihn für seinen Titan zu erziehen. So schreibt auch Schleiermacher im Jahre 1800 von Jean Pauls Aufenthalt in Berlin: „Er will eigentlich nur Frauen sehen und meint, selbst eine gemeine wäre immer noch, wenn auch nicht eine neue Welt, doch ein neuer Welttheil."

Es fand bei Jean Paul eine beständige Wechselwirkung zwischen Leben und Dichten statt; er wurde durch die Erfahrung zur Composition eines dichterischen Charakters veranlaßt; aber er fand auch, wie Spazier an einer anderen Stelle bemerkt, im Leben nur die Charaktere, die er vorher bereits gesucht. Er war in beständigem Suchen zu Modellen für seine Gebilde nach solchen Wesen begriffen, welche scharf ausgeprägt im Leben die Züge an sich trugen, die er den in allgemeinen Umrissen von ihm geschauten poetischen Charakteren geben zu müssen überzeugt war. Diesen dichterischen Egoismus trieb Jean Paul so weit, daß er einst von der Berlepsch schrieb, er wäre ganz glücklich mit ihr, wenn sie es nicht zu sehr durch ihn werden wollte; er fliehe nichts mehr als „das moralische Uebergeben zur Hand und Halfter". Dieser Standpunkt ist jedenfalls für die Poesie höchst förderlich; er ist doch aber alles andere eher denn Liebe. Ist denn der Liebe Wesen nicht Hingabe? Ist denn ihre höchste Seligkeit nicht das Beseligen des Geliebten?

Es ergiebt sich demnach allerdings, daß Jean Paul durch sein Verhältniß zu den meisten seiner Geliebten, insbesondere aber durch das zu K. v. Feuchtersleben, als Mensch eben so viel verloren wie er als Dichter gewonnen hat. Bei Karoline aber kommt noch etwas hinzu, was seine Schuld mehrt.

Aus jenem Egoismus, welcher ihn immer von einer Blüte zur andern trieb, ist allerdings auch zu erklären, warum Jean Paul sich nicht mit einer Frau von hohem Stile glücklich zu fühlen glaubte, warum er sich beständig nach den prosaischen Virtuosinnen sehnt. Er fühlte sich durch jene in seiner Selbständigkeit beschränkt, wir sahen, wie er nicht genug an seiner nachmaligen Frau grade die unbedingte Hingebung in seinen Willen rühmen konnte. Allein Jean Paul verwechselt dabei Karoline v. Feuchtersleben mit Charlotte von Kalb, in gewissem Sinne auch mit der Berlepsch und der Sydow. Es fällt dabei schon ins Gewicht, daß jene drei bereits verheirathet oder doch verheirathet gewesen waren, Karoline dagegen ihm mit allem Duft der Jungfräulichkeit gegenüberstand. Wenn auch ihre Festigkeit zuerst gepriesen, dann getadelt wird, so zeigen doch ihre Briefe fast in jeder Zeile so viel echt weibliche Zartheit, Weichheit, Hingebung und Aufopferungsfähigkeit, wie sie keine der übrigen besitzt. An Charlotte von Kalb schreibt der Dichter mit Recht: „Du glaubtest, Männerliebe könne Dein großes Herz füllen, aber

Deine weite Seele füllt und sättigt nur der Unendliche, der hinter dem Tode glänzt und seine zweite Welt." Daß aber Karoline das völlige Gegentheil von diesem Charakter war, geht aus ihren Briefen deutlich hervor.

Eben so wenig darf als Entschuldigung angeführt werden, daß Karoline zu dem Dichter des Wuz, Fixlein, Fibel u. s. w. nicht passe, da alle diese Idyllen mit seinem eigenen Herzblute geschrieben und die Helden nichts anderes seien als der Dichter selbst. Freilich fühlte Jean Paul schon von Kind an sich aufs mächtigste zum idyllischen Stilleben hingezogen, er trug von jeher, wie er selbst sagt, eine eigene Vorneigung zum Häuslichen, zum geistigen Nestmachen in sich. Allein dies ist doch eben nur die eine Seite seines Charakters, und würde denn mit einem Mädchen, welches schrieb: „O mein Richter, ich habe nun in der weiten Welt nichts mehr als Dich und von allen Herzen keines als Deines. Fühle nur, wie unbegrenzt ich Dich liebe, wie unter Millionen Wesen ich mit Dir allein stehe und in Dir meine Welt umfasse" oder welches schrieb: „Mein Wille, Theuerster, ist Dein wie meine Seele, die Dich begleitet, wohin Du willst. Ich ziehe mit Dir in jede Weltgegend; die Mutter muß ich ja doch verlassen und sonst verliere ich ja nichts" — würde mit einem solchen Mädchen der Dichter nicht glücklich geworden sein, würde sie nicht seinem leisesten Winke gelauscht und ihr einziges Glück in dem seinen gesehen haben?

Die Zeitgenossen indessen, insbesondere die Frauen, waren weit davon entfernt, diese Flecken in der Sonne Jean Paul zu entdecken; sie wetteiferten vielmehr darin, zunächst durch den Hesperus begeistert, ihn zu preisen. Sie rühmen die Originalität und den Zauber seiner Gedanken. Den schönen, hohen Gang, den er wandelt, hat keiner vor ihm betreten und wird keiner nach ihm betreten dürfen; er steht einsam auf seiner Höhe. Die eine der Frauen ist von dem Reiz und dem Reichthum seiner Ideen innigst beglückt, eine andere gesteht, daß ihr Geist dem seinigen in dem erhabenen Fluge und in dem Reichthum seiner Phantasie nicht folgen kann; eine dritte endlich stellt ihn mit nichts in Vergleichung als mit der Schönheitsfülle der Natur. Jean Paul ist ihnen der Dichter der Tugend, der Freundschaft und der Liebe. Nicht der Stil fesselt sie, sondern das Herz, sie finden in seines Geistes Schöpfungen eine Welt und ein Herz, wie ihr Inneres sie verlangt; in

reichem Maße geben ihnen seine Schriften eine edle Erwärmung der Seele. Sie sind reich, stark und gut, besser und glücklicher durch ihn geworden. Denn er redet vom höchsten Wesen und von den tröstenden Wahrheiten, welche dem Elenden sein trauriges Dasein erträglich machen. Er ist ethisch-religiös, weist immer auf Gott hin und befriedigt das Sehnen nach einer Welt über den Sternen. Er liebt die Menschheit und bekriegt die Laster der Menschen. Sein Glanz ist wohlthätig fürs Gute und für die Menschheit; niemand hat größer, vollkräftiger auf das deutsche Gemüt eingewirkt. Tausend heilige Gefühle durchglühen den, welcher sich in seine Werke vertieft und die reinste Tugend scheint diesem schon hier ganz möglich. Erkenntniß und Gefühl sind in ihm verbunden, Genie und Tugend mit einander vermählt; er besitzt Herzensgüte im Verein mit allen Gaben des Genies. Jean Paul wird daher groß, gut und erhaben genannt; er ist ein edler Geist und ein Beobachter, dessen Beobachtungen für die Menschheit so wichtig sind. Er ist ein Heiliger, ein Gottmensch, eine unvergeßliche Erscheinung aus jener verschleierten, selig geahnten Welt. Seiner Zeit ging, sagt Helmina v. Chézy, die Form über alles; vor lauter Sinnlichkeit ist ihr die Empfänglichkeit für das geistig Schöne verloren gegangen. Er ist, wie Charlotte v. Kalb schreibt, ein tiefer Forscher, ein ferner Seher in Zeit und Zukunft, ein Phänomen in dieser Zeit, die ihn bedarf.

Nach alle dem wird von den Frauen in Jean Paul dasselbe geliebt und bewundert, was wir oben bei Betrachtung der Städte und Höfe überall hindurch klingend gewahrten: nicht der Humorist im Gervinus'schen Sinne, nicht der kleinbürgerliche Pragmatiker, der Idyllendichter wird verehrt, sondern der Prophet, welcher die höchsten Wahrheiten verkündigt.

Zweites Buch.
Jean Paul und die Dichter seiner Zeit.

I. Abschnitt.
Die Dichter vor Goethe und der Weimarer Kreis.

Erstes Kapitel.
Die Dichter vor Goethe.

Wenn schon die Beziehungen Jean Pauls zu der Gesellschaft seiner Zeit ihn uns in einem Lichte gezeigt haben, welches für einen großen Theil der Beurtheiler unserer Zeit vollständig dahingeschwunden ist, so liegt, wenn wir jetzt nach seinem Verhältniß zu den zeitgenössischen Dichtern fragen, von vornherein die Vermutung nahe, daß hier nicht auf einmal der begeisterte Seher, der Heilige, das Phänomen zu einem bornirten Schulmeister, im günstigsten Falle zu einem zweiten Hebel zusammenschrumpfen wird.

Von den Dichtern vor Goethe kommen in erster Linie Lessing und Klopstock in Betracht, sodann Lavater, Gerstenberg, Klinger, Stolberg, endlich Lafontaine, Hippel, Thümmel und Lichtenberg.

Spaziers Behauptung, Jean Paul habe für Lessing und dessen Wirken fast nie viel Sinn gezeigt, wird durch eine Anzahl von Aussprüchen des Dichters, die zum großen Theil dem Biographen bekannt sein konnten, widerlegt. Schon als Primaner, im Jahre 1781, erbat er sich von seinem väterlichen Freunde, dem Pfarrer Vogel, Lessings Fragmente, ohne zu fürchten seinen Unwillen zu verdienen. Denn das Buch enthalte entweder Wahrheiten oder Irrthümer. „Ist 's erste", fährt der Achtzehnjährige fort, „so kann nichts hindern, es zu lesen; ist 's letzte, so überredet es entweder nicht, weil die Gründe zu schwach sind — und

dann schadet es auch nichts — oder es überredet." „Was hab' ich aber," argumentirt er allerdings seltsam weiter, „im letzten Falle für Gefahr zu befürchten, wenn ich eine Wahrheit, von der ich nicht aus Gründen überzeugt bin und die bei mir bloß Vorurtheil ist, mit einem Irrthum vertausche, der mir wahrscheinlicher und einleuchtender ist?" In seinen späteren Jahren bewundert Jean Paul Lessings gründliche Gelehrsamkeit, die stets aus dem Ganzen und Vollen schöpfe und nicht in jedem einzelnen Falle das Nachschlagen nöthig mache. Er spürt jedesmal, wenn er Lessing gelesen, eine besondere dialektische Kraft und hat vielleicht weniger Wahrheit aus ihm gelernt, als viele Wege zu ihr zu gelangen. Die unnachahmliche Originalität seines Stils besteht seiner Ansicht nach darin, daß derselbe, dem demosthenischen gleich, ein mit der Sache durchwirkter Stil, nicht das todte Kleid, sondern der organische Leib des Gedankens ist. Die Frage, ob Lessing zu den weiblichen, empfindenden oder passiven Genies gehöre, beantwortet Jean Paul dahin, daß er mehr als Mensch denn als Philosoph ein aktives Genie sei und daß sein allseitiger Scharfsinn mehr zersetze, als sein Tiefsinn feststelle. Er hat deswegen auch jeden Geist eher als den romantischen; wie die Deutschen überhaupt, so scheint auch er der plastischen griechischen Poesie verwandter. Als Villers Jean Paul sein Buch über die Philologen schickte, bemerkt letzterer, er habe wohl nur deshalb Herder und Lessing ausgelassen, weil seinem Geiste der philosophische und dichterische Werth dieses Geniuspaares zu leuchtend vorschwebe, als daß er an den untergeordneten philologischen hätte denken können.[1])

Wie Lessing für Jean Paul der Vertreter des griechischen, plastischen Geistes, so ist ihm Klopstock weit mehr romantisch als griechisch. Seine Oden werden ewiglich fortleben in den Herzen der Menschen. Nicht durch das Exponiren des Tyrtäus, d. h. durch Begeisterung für ein altes, unter- und eingesunkenes Land soll man in den Schulen das heilige Feuer der Vaterlandsliebe anfachen, sondern durch das Einführen in Klopstocks Oden und Hermannsschlacht. Jean Paul erwartet dies freilich nicht von den Humanisten, denn für diese sei an großen Kunstwerken das Genießbarste, was an den Elephanten das Schmackhafteste, nämlich die Füße. Der Deutsche liest alles schnell und oberflächlich, was nicht

---

1) Eine Bemerkung über den Nathan findet sich W. II, 49.

nach Breiten, Jahrhunderten und Sprachen weit her ist. Und doch, welchen Nutzen würde es gewähren, wenn z. B. eine Klopstock'sche Ode so fein zerlegt würde als eine Horazische! Welche Gewalt der eigenen Sprache würde sich bilden, wenn man schon zur Zeit, wo die Schullehrer sonst Pindare und Aristophanesse traktiren, in Klopstock'sche und Vossische Oden, in Goethes und Schillers Werke einführte! Welche Vaterlandsliebe müßte durch die Begeisterung für Männer des eigenen Volkes und der eigenen Sprache entflammt werden! In der Levana empfiehlt Jean Paul Klopstock neben Herder, Goethe und Schiller für die Erziehung des weiblichen Geschlechtes.[1]) In seinen späteren Jahren scheint er weniger günstig über ihn geurtheilt zu haben, insbesondere stößt ihn da seine religiöse Richtung ab. In den „Dämmerungen" rechnet er ihn zwar neben Herder zu denen, welche in ihren Dichtungen zugleich Religion predigen, allein in demselben Jahre, in welchem jene Schrift erschien, ist er auch wieder abgeneigt, in das Lob Delbrücks einzustimmen, daß Klopstock den Mut gehabt habe, die Religion in reiner, anbetungswürdiger Gestalt aus dem damaligen orthodoxen Wuste zu ziehen; vielmehr hat Klopstock seiner Meinung nach durch poetische Ausmalung der größten orthodoxen Unbegreiflichkeiten den Kopf des Lesers mehr noch zum Kampfplatze zwischen Verstand, Phantasie und System gemacht, als irgend ein farb- und lichtloses Compendium dies thun kann. 1816 verwahrt er sich gegen die „Beschuldigung einer Dulie und Hyperdulie gegen Klopstock"; 1821 endlich gehört ihm ein Theil von Klopstocks Werken so gut wie Goethes Meister zu den überschätzten Werken, welche später den nachgebeteten Glanz der ersten Erscheinung verlieren.

Für Klopstocks Urtheil über unsern Dichter ist uns nur eine, noch dazu nicht primäre Quelle bekannt: der Brief, welchen Emilie v. Berlepsch im April 1799 an Jean Paul schreibt, nachdem sie in Hamburg oft mit Klopstock zusammengewesen. Demnach habe dieser ein sehr hartnäckiges Vorurtheil gegen Jean Pauls Schriften, habe jedoch Emilie versprochen, den Hesperus zu lesen. Jean Paul sehe ihm, fügt sie hinzu, etwas ähnlich im Knochenbau, den Gesichtszügen, in Farbe und Schnitt der Augen.

Im Gegensatze zu Klopstock gehören Lavater und Gerstenberg

---

1) Vgl. noch O. I, 267.

zu Jean Pauls warmen Verehrern. Ersterer schickte im März 1797 den Maler Pfenninger von Zürich nach Hof, um Jean Pauls Bildniß zu erhalten.[1]) In dem Empfehlungsbriefe spricht er die Hoffnung aus, daß der Dichter doch wohl einmal nach der Schweiz kommen werde, sowie sein Bedauern, von ihm noch nichts gewußt zu haben, als er 1793 durch Hof reiste. Jean Paul meint, der Brief solle durch linguistische Arabesken das Unvermögen in der linguistischen Zeichnung ersetzen; es sei an ihm nichts gut, als was an Lavaters Schriftstellerei gut sei, nämlich das physiognomische Einschiebsel. Auch Charlotte von Kalb schreibt er, es gefalle ihm an Lavater nichts als seine Physiognomik und seine Physiognomie. Er setzt noch hinzu, daß er ihm statt einer zu gespannten Phantasie eine zu schlaffe vorwerfen würde, denn Schwäche sei die sumpfige Quelle seiner Gebrechen.[2]) Gerstenbergs Urtheil über den Dichter erfahren wir durch Jacobi. Darnach ist er durch Herder und durch Jacobis Mittheilung von Kants Ansicht über Jean Paul, von der später geredet werden wird, zum Lesen von dessen Schriften bewogen worden und hat sie alle in vierzehn Tagen verschlungen. Er lobte sie gewaltig und Jacobi glaubt auch, daß es ihm Ernst damit ist, nur zweifelt er schließlich, daß der Enthusiasmus von Dauer sein werde.

An das Verhältniß Jean Pauls zu Gerstenberg reihen wir das zu Klinger und Stolberg an. An jenem tadelt er in der „Vorschule" den von der großen Welt verworrenen oder verengten Geschmack. In seinen „Betrachtungen"[3]) ist er ihm ebenso tief in Welt- und Menschenkenntniß, als seicht in Philosophie und Aesthetik. Seine Poesieen erweitern nur den Zwiespalt zwischen Wirklichkeit und Ideal, anstatt ihn zu versöhnen. Allein ein durch seine Werke wie durch sein Leben gezogenes Urgebirge seltner Mannhaftigkeit entschädigt für den vergeblichen Wunsch eines froheren, farbigen Spieles. Diese Mannhaftigkeit vermißt Jean Paul

1) Nach F. I, 64 ist Pfenningers Zeichnung in Leipzig in Kupfer gestochen worden; W. V, 198 ist Hottinger als der von Lavater gesendete Zeichner genannt.

2) Vgl. WW. 14, 206. Nach Gervinus V, 366 hat Jean Paul schon in den grönländischen Prozessen auf Lavater und auf die Orthodoxen „gestochen;" auch das 10. Kapitel des Siebenkäs findet Gervinus „voll Stacheln". — Die einzige uns bekannte Stelle, in der Basedow erwähnt wird, findet sich WW. VI, 23.

3) Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur. Leipzig 1802—1805. (Werke Bd. 11. 12.)

an Stolberg. Seine „Peripetie“ nimmt er zunächst freilich von der moralischen Seite her in Schutz und begreift nicht, was „den guten, aber rohen“ Voß zu seiner Intoleranz berechtigt.[1] Allein als Jacobi sich mit dieser Weitherzigkeit nicht einverstanden erklärte, schreibt ihm Jean Paul, er habe weniger den katholischen, als den lutherischen Stolberg zu verdammen und sein Fehler sei weniger, daß er ein Papstler wurde, als daß er nie etwas Besseres gewesen.

Ehe wir Jean Pauls Stellung zu Goethe und Schiller sowie zu den Weimaranern überhaupt ins Auge fassen, erübrigt noch, von seinem Verhältniß zu Lafontaine, Hippel, Thümmel und Lichtenberg zu reden. Von ersterem war er bei seinem Aufenthalt in Halle, 1798, zu Tisch geladen worden. Wir erfahren jedoch nichts weiter hierüber, als daß Jean Paul ihn als einen runden, treuherzigen, frohlaunigen, Menschen und Tugend liebenden, festen und hellen Mann hinstellt, „ohne das Bauch-Vorgebirge und Kinn-Kap“, worauf er gerechnet. Von Hippel fühlte sich unser Dichter schon in seinem 18. Jahre angezogen. Im Buch von der Ehe findet er originellen Witz und Laune; das Ganze erinnert ihn auffallend an die Lebensläufe. Später nennt er Hippel den dichterischsten Menschen Deutschlands; in seinen Romanen sei nichts gemein, alles poetisch.[2] Nicht weniger gehörte Jean Paul zu den Verehrern von Thümmel und Lichtenberg.

Der erste Band von Thümmels „Reise“[3] erregte gleich nach seinem Erscheinen Jean Pauls Bewunderung. Er findet darin so viel Eleganz, so viel Gediegenheit der Ideen, so viel Plan, wie nur selten bei einem deutschen Autor. So ein Genuß berauscht ihn ordentlich. Später meint er zwar, daß in den Lustgebäuden von Thümmels Büchern viel

---

1) Diese Worte finden sich in einem Briefe an Jacobi vom 23. Nov. 1800. Soll, wie dies allerdings wahrscheinlich, mit der „Intoleranz des guten, aber rohen Voß“ auf dessen Schrift: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“ gezielt sein, so kann dies nur eine später dem Briefe hinzugefügte Bemerkung sein, da die Schrift von Voß erst 1819 erschien.

2) Vgl. noch F. I, 426. Auf die später so oft betonte Verwandtschaft Jean Pauls mit Hippel macht schon Oertel in einem Briefe vom Mai 1797 aufmerksam; er fügte jedoch hinzu, je mehr er Jean Paul studire, desto weniger könne er irgend eine Nachbarschaft für ihn ertragen.

3) Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich im Jahre 1785—1786. Frankfurt und Leipzig 1791.

Küche herrscht, in denen von ihm selbst dagegen viel Keller. Allein in der Vorschule heißt es, daß Thümmel durch die Sinnlichkeit, dieses Leben des Stils, den Ruhm der schönsten, oft ganz homerisch verklärten Prosa mit nur wenigen theile.[1]) Thümmel besuchte Jean Paul Anfang Oktober 1798 in Leipzig; letzterer fand ihn fein und gebildet, vom »homme de monde et d'esprit« konnte er nichts bei ihm merken, wohl aber „schönen, redlichen Germanismus der Treue". Nur als Thümmel sagte, daß er im sechsten, in kurzem erscheinenden Bande der Reise noch schlimmer sei und erst im siebenten sich bekehre, fuhr ein sarkastischer Zug über das deutsche Gesicht. Als Jean Paul 1819 in Löbichau war, schreibt er an seine Gattin, Thümmel habe ihn nach Altenburg gewünscht, allein nach der Löbichauer Gesellschaft schmecke ihm keine neue, sondern nur die Familie.[2])

An Lichtenberg wendete er sich schon in seiner Jugend mit seinen Erstlingssatiren und bat um Aufnahme derselben ins „Magazin". [3]) Von einer Antwort erfahren wir nichts; auch später aber gehörte Lichtenberg nicht zu Jean Pauls unbedingten Verehrern.[4]) Er schließt sich denen an, welche bei der Lektüre seiner Schriften das Interesse für den Autor für ein regeres erklären, als das für die dargestellten Personen und die Handlung; ja er findet ihn zuweilen kaum erträglich und glaubt, daß er dies noch weniger werden wird, wenn er nicht bald dahin gelangt, wo er ruhen muß. Er würzt, sagt er, alles mit Cayenne-Pfeffer und es wird ihm begegnen, daß er, um sich kalten Braten schmackhaft zu machen, geschmolzenes Blei oder glühende Kohlen dazu essen muß. Nur dann wird er groß werden, wenn er wieder von vorn anfängt. Was wir von Jean Paul über Lichtenberg wissen, ist fast durchweg voll von Verehrung. Er rühmt die Fülle seiner großen Ideen und sagt scherzhaft, daß er sich zum Wiederlesen Lichtenbergs gewöhnlich ein Jahr Zeit nimmt, zum Wiederlesen Voltaires zehn Jahre, zu dem französischer Journalisten sechzig Jahre, zu dem Hamanns freilich eben so viele Minuten. Lichtenberg vermittelt nach Jean Paul den englischen Geist mit dem deutschen,

1) Dies Urtheil wird von Koberstein IV, 316 gebilligt.

2) Vgl. F. IV, 19. 208. WW. 19, 105.

3) Dasselbe wurde von Lichtenberg und G. Forster unter dem Titel „Göttingsches Museum der Wissenschaft und Literatur" herausgegeben.

4) Vgl. Lichtenberg, Vermischte Schriften. Göttingen 1800—1806.

hat aber zu viel mathematische Einseitigkeit. Sein Humor steht höher als er vielleicht selbst zugiebt; bei all seiner Weltkenntniß aber und Ueberfülle des Witzes bleibt zu wünschen, daß er der Welt etwas Höheres zeige als zwei Flügel im Aether, welche sich zwar bewegen, aber mit zusammengeklebten Schwungfedern. Witz, Ironie, Laune und Scharfsinn sind in ihm vereinigt; es ist aber des Wissenschaftlichen in ihm zu viel, des rein Poetischen zu wenig.

Zweites Kapitel.
Der Weimarer Kreis.

Zur Uebersiedelung nach Weimar war Jean Paul, wie früher bemerkt, durch Charlotte von Kalb veranlaßt worden. Bereits im Sommer 1796 verlebte er einige Wochen daselbst, einen längeren Aufenthalt jedoch nahm er erst am Ende des Jahres 1798. Er kam mit den gespanntesten Erwartungen; nicht als ein bescheidener Mann, schreibt er vorher, sondern als ein demütiger. Er kennt nur Eine Person, die seine Ankunft auf dieser glücklichen Insel kaum erwarten kann und am meisten dabei gewinnt, und das ist seine eigene. Gleich am zweiten Tage rühmt er, besonders im Gegensatze zu Hof, die Ungenirtheit, das Fehlen von jeglichem Gezierten; sogar in Paris, glaubt er, sei nicht so viel Freiheit von Gêne als in Weimar. Er fühlt sich vollständig glücklich, nicht bloß über alle Erwartung, auch über alle Beschreibung und nichts fehlt ihm mehr in der weiten Welt als sein Freund Otto. Es ist ihm eine völlig neue Welt aufgegangen; er hat zwanzig Jahre in wenigen Tagen verlebt und seine Menschenkenntniß ist wie ein Pilz in die Höhe geschossen. Er lebt in den sonderbarsten und wichtigsten Erfahrungen; das Verhängniß ist sein Präceptor und Rabbi. Aber das Bild hat auch eine Kehrseite, ja wenn wir, insbesondere bei seinem zweiten Besuche, genauer zusehen, ist diese Kehrseite die Hauptseite.

Schon Karoline Herder wünscht, daß der Dichter nicht lange in dem „herzvertrockneten" Weimar bleibe, denn es seien da wenige, die ihn ganz verstehen. Auch er selbst ruft gleich in den ersten Tagen: „Ach! meine Ideale von größeren Menschen!" er bekennt, daß die Menschheit in seinen Augen verloren, was er selbst gewonnen und daß er sein „dummes" Vorurtheil für große Autoren, als wären es andere

Leute, schon am zweiten Tage abgelegt habe. Sie gleichen vielmehr der Erde, die in unendlichen Fernen als leuchtender Mond dahinzieht, für den aber, der sie bewohnt, nur aus boue de Paris besteht. Er klagt über die Uneinigkeit, die zwischen den „drei Thurmspitzen unserer Literatur“ herrsche und will sich nie wieder vor einem großen Manne beugen, sondern nur vor dem tugendhaftesten. Geschminkter Egoismus und ungeschminkter Unglaube, das scheint ihm das Charakteristische der Weimarer Gesellschaft.

Nach seiner Abreise gewannen die angenehmen Erinnerungen auf eine Zeit wieder die Oberhand. Er kann Weimars nicht entrathen, besonders Herders wegen. Es ist ihm eine untergesunkene, atlantische Insel und er kann sich kaum denken, daß er einmal an diesem otaheitischen Ufer ausgestiegen. Der Frau v. Kalb nennt er es das Jerusalem, in das er einmal einziehen muß, nicht um zu leiden, sondern um das Osterlamm zu essen; er versichert, daß es in seiner Phantasie auf einer verklärten Wolke ruhe, denn nirgends habe er den Gesellschaftston so fein, so ernst und so leicht gefunden wie dort. Charlotte jedoch billigt es, daß er Ende 1797 Leipzig, nicht aber Jena oder Weimar als Aufenthaltsort gewählt. Sie wünscht nicht, ihn da zu sehen, denn sie glaubt nicht, daß er da eine Heimat finden werde. In seiner sanguinischen Art jubelt aber doch Jean Paul, als er Ende Oktober des nächsten Jahres wieder dahin gereist war, er sei durch die Pforten seines neuen Jerusalems eingezogen; er ruhe, wenn nicht im Schoße Abrahams, doch im Erblande seiner Kinder, in Kanaan. Weimar hat er ebenso lieb, wie er Hof und der Nachbarschaft gram ist. Nirgends mehr kann er ein Weimar finden und nirgends die Ehre wie da. Auch jetzt kann er sich nicht genug wundern, wie sehr seine Weltkenntniß und Einsicht zunehmen.[1]) Das ästhetische und kunstliebende Weimar, insbesondere aber das Herder'sche Haus können ihm nicht wieder begegnen. Aber auch jetzt klagt er, daß er so manche Hoffnung und so manchen Traum verloren habe. Schon im Mai 1799 will er während seines Besuches in Ilmenau bei Knebel Weimar schwarz machen, was ihm nicht schadet, da es nie roth wird, und Knebel versichert darauf auch Herder, daß Jean Paul die Stadt nur Herders wegen liebe und dulde und nicht eine

1) Vgl. F. I, 81.

Stunde länger da bleiben würde, wenn nicht diese Familie da wäre.[1]) Die Stadt hat längst bei Jean Paul „decrepitirt und abgeknistert"; sie ist ihm kurz vor seiner Abreise eine abgebrannte Stadt, auf deren heißer Asche er noch schlafe.

Doch was war es denn eigentlich, was ihm den Aufenthalt an diesem Musensitze verleidete? Die Antwort auf diese Frage entnehmen wir zum Theil schon aus seinen beim ersten Besuche gefällten Urtheilen: er fand, daß die Wirklichkeit dem Ideale, das er sich von großen Männern gebildet, nicht entsprach. „Wir erwarten", sagt er in einem Briefe an Jacobi (vom 19. Nov. 1800), „daß die Person des Dichters ebenso vollendet und ohne Fehl sei wie sein Werk und sind enttäuscht, wenn die Wirklichkeit diesem Ideale nicht entspricht". Jene Erwartung nennt er anderwärts den Complementirungs- oder Totalwahn. Der Jüngling giebt diesen am schwersten auf, der Mann muß sich aber endlich dazu entschließen; er muß erkennen, daß auf Erden alles unvollkommen ist, daß man in der Schöpfung „die Sektoren, Stummel und Segmente" nicht los werden kann, daß vielmehr Gott allein ein Ganzes und Vollkommenes sei. In Weimar scheint ihm sich selbst preisen und bekränzen an der Tagesordnung; er findet ein ekelhaftes Einerlei, nicht im menschlichen Herzen, wohl aber im menschlichen Talente. Ueberall sieht man in kurzem auf den Grund; nur Eine Unendlichkeit kann er finden, die vor Menschenkälte rettet, die Moralität, die Menschenliebe. Kenntnisse dagegen und Talente sind ihm etwas, doch aber Hundsfötter, um fein zu sprechen. Demnach bewundert er auch an Karoline v. Feuchtersleben eine „moralische Zartheit", die er in Weimar vergeblich gesucht; als Amöne Herold nach Weimar gekommen, meint er, auf ihre Moralität könne sie da stolz sein, freilich nicht auf ihr Wissen.

Alle diese vorwiegend im allgemeinen ausgesprochenen Urtheile[2]) erhalten erst ihre volle Beleuchtung, wenn wir Jean Pauls Verhältniß zu den einzelnen Sternen und Sternlein des Weimarer Himmels näher betrachten.

Wie von der Gesellschaft überhaupt, so ist er in den ersten Tagen auch vom Hofe enthusiasmirt und behauptet, der ganze Hof bis zum

1) Vgl. den Brief an Jacobi vom 4. Febr. 1800.
2) Vgl. F. I, 122. II, 62. III, 113.

Herzoge lese ihn. In der herzoglichen Familie jedoch ist es nach den uns vorliegenden Quellen nur die Herzogin Amalie, vielleicht auch der Erbprinz und seine Gemahlin, welche den Dichter mit Zuneigung, ja mit Freundschaft empfingen und mit welchen er auch später in Verkehr blieb. Sobald Jean Paul am Thore der Stadt ankam, wurde er der Herzogin gemeldet und auch sofort zu ihr geladen. Er findet sie Wielands, ihr sanftes Tiefurt aber beider würdig. Von Hof aus sandte er ihr ein Dankschreiben; schon nach vierzehn Tagen antwortete die Herzogin. Sie wollte ihm zeigen, wie sehr sie Tugend und Talent an ihm ehre und wollte ihm die Hochachtung beweisen, mit der sie stets seine aufrichtige Freundin sein werde. Diese Freundschaft erwies sie ihm auch bei seinem zweiten Aufenthalte.[1] Auch Jean Paul gewinnt sie immer lieber; er nennt sie geistreich und gutmütig; sie sei und mache unbefangen und theile gern Freuden aus. Nach Vollendung seines Titan sendet er ihr denselben,[2] in einem Briefe an Böttiger schickt er niemandem seine Grüße als ihr, Herder und Wieland. Als ihm seine erste Tochter geboren, bittet er die Herzogin zu Gevatter und sie schreibt zurück, daß sie sich nicht wenig geschmeichelt dadurch fühle. Der Himmel sei ihm als einem so warmen Verehrer und Vertheidiger des schönen Geschlechtes die verdiente Belohnung schuldig gewesen, ihn dafür mit einem schönen Töchterchen zu beschenken.[3] Höchst auffällig ist es, daß wir in Jean Pauls Briefen wie überhaupt in dem, was bis jetzt von ihm gedruckt ist, nur sehr weniges über sein Verhältniß zu Karl August und seiner Gemahlin finden. In den ersten Wochen seines Weimarer Aufenthaltes wurde er einigemal zur Herzogin Luise beschieden. Er rühmt bei all ihrer Entschiedenheit doch ihr jungfräuliches und mütterliches Herz; er liebt diese edle, stolze und so mütterliche Frau herzlich; auch sie habe ihn, wie er von Herder erfahren, gepriesen. Schon im April des nächsten Jahres jedoch klagt der Dichter, daß er „mit der Herzogin und Ihm" außer Verhältniß sei. Von ersterer

---

1) Vgl. F. I, 372. W. VI, 199 ff. O. II, 357. 378.

2) Das, was W. VI, 121 vom Zueignungsschreiben abgedruckt ist, erscheint auffällig unbedeutend.

3) Jean Pauls Brief ist vom 24. Sept. Damit stimmt allerdings nicht, daß er in einem vom 20. Sept. datirten Briefe an Otto schreibt, die Herzogin habe sich selbst zu Gevatter gebeten.

freilich berichtet er im Juli, sie habe ihn, als er im Parke vorbeieilte, nicht nur laut und mehrmals zurückgerufen, sondern auch höchst freundlich angeredet und in Betreff des Titan ausgeholt. Dem Herzoge jedoch trat er nie näher. Bei dem Besuche der Königin Luise von Preußen beschuldigt er ihn gradezu der Unwahrheit; demnach ist wohl auch in dem Briefe an Herder vom 12. Jan. 1802, in welchem es heißt: „Der Herzog von Meiningen ist zehntausend mal moralischer als — — —" unter dem Ungenannten der Herzog von Weimar zu verstehen. Im Gegensatze hierzu rühmt Jean Paul vom Erbprinzen, daß die Blumengöttin ihm die Rosen der Jugend und Idyllenunschuld gegeben habe, ja von Bayreuth aus theilt er Knebel seine Absicht, die Dämmerungen dem Erbprinzen und seiner Gemahlin zuzueignen mit und erbittet sich vom Freunde nähere Auskunft über die hierzu nothwendigen Schritte. Es finden sich auch zwei in dieser Angelegenheit an das fürstliche Paar gerichtete Briefe,[1]) allein in der Antwort wurde zwar die Zueignung angenommen, jedoch für die „Poesieen", welche die Dämmerungen begleiteten, auf das Verbindlichste gedankt. Die „Poesieen" wurden dann vor den „Nachdämmerungen" einem deutschen Erbprinzen und dessen Gemahlin gewidmet, wogegen die Zueignung der Dämmerungen unterblieb.[2]) Wie es Jean Paul sonst am Hofe gefiel, sehen wir aus zwei Stellen der Briefe an Otto. Das eine Mal sagt er: „Du hast keine Vorstellung, wie hier um ein Eckchen Regenschirm vom Thronhimmel geschoben und gezankt und gestoßen wird; ich sehe im Regen der Gruppe zu und bleibe Philosoph." Amönens Entschluß an den Hof zu kommen nennt er närrisch. Nur die häuslichen Verhältnisse können ihr seiner Ansicht nach diese Excentricität abnöthigen; niemand tauge dahin weniger als diese „ins Freie wachsende Seele".

Von den Dichtern des Weimarer Kreises fassen wir zuerst Goethe und Schiller,[3]) dann Wieland und Herder ins Auge. Hieran

1) W. VII, 145 ff.

2) s. Spazier, V, 79. WW. 25, 213 ff.

3) Vgl. Schillers Briefwechsel mit Goethe. 3. Ausg. 2 Bde. Stuttg. 1870. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. Leipz. 1851. Riemer, Briefe von und an Goethe 2c. Leipz. 1846. Böttiger, Liter. Zustände u. Zeitgenossen. Leipz. 1838. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Berlin 1833—34. Eckermann, Gespräche mit Goethe. 3. Aufl. Leipz. 1868. Boas, Schiller u. Goethe im Xenienkampf.

schließen wir Gleim, der zwar nicht zu den Weimaranern gehört, der aber aufs engste mit der Herder'schen Familie verbunden war und deren Enthusiasmus für Jean Paul theilte. Zuletzt betrachten wir die untergeordneteren Geister am Weimarer Musenhofe.

Von Goethe rühmt Jean Paul bereits als siebzehnjähriger Jüngling, daß dieser jede Seite des empfindenden Herzens getroffen habe, da ja ganz Deutschland mit ihm geweint habe. Den Wilhelm Meister las er unmittelbar nach seinem Erscheinen in einem Zuge und als er geendet hatte, war, wie er schreibt, der Frühling wieder vorbei. Inzwischen aber hatte er schon, im Frühjahr 1794, die Unsichtbare Loge an Goethe geschickt und in dem begleitenden Briefe die Hoffnung ausgesprochen, daß Goethe der unaussprechlichen Liebe für den Mann, der über seinem Herzen wie ein guter Genius walte, die Uebersendung dieser Blei-Configurationen verzeihen werde. Eine Antwort des Dichterfürsten ist nicht bekannt; es ist auch kaum anzunehmen, daß er sich zu einer solchen bewogen gefühlt hat.[1]) Dasselbe Schicksal widerfuhr dem Briefe, welchen Jean Paul am 3. Juni 1795 „mit warmem, aber scheuem" Herzen als Begleiter des Hesperus absendete. Wohl aber schickte Goethe schon am 10. das Buch mit den bekannten Worten: „Hierbei ein Tragelaph von der ersten Sorte" an Schiller; nach Riemer hat er freilich auch seinen Faust mit diesem Namen bezeichnet. Es war ihm, als Schiller geantwortet, angenehm, daß diesem Jean Paul nicht ganz zuwider sei. „Es ist wirklich schade für den Menschen", schreibt er, „er scheint sehr isolirt zu leben und kann deswegen bei manchen guten Partien seiner Individualität nicht zur Reinigung seines Geschmackes kommen. Es scheint leider, daß er selbst die beste Gesellschaft ist, mit der er umgeht." In Böttigers Bericht, Goethe habe geurtheilt, man müsse sich

---

Bd. 1. Stuttgart und Tübingen 1851. Schillers Briefwechsel mit Körner. 2 Bde. 1874. Karol. v. Wolzogen, Schillers Leben u. s. w. Stuttgart 1830 und Literar. Nachlaß, 2. Aufl. Leipzig 1867. Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. Bd. 1—3. Stuttgart 1860—65. Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund. Leipzig 1856. Knebels Liter. Nachlaß und Briefwechsel, herausg. von Varnhagen und Mundt. Bd. 1—3. Leipzig 1835 f.

1) Nach Schölls Vermutung ist bei den Worten, welche Goethe im Nov. 1783 an Fr. v. Stein richtete: „Was sagst Du zu der wunderbaren Schrift, die ich Dir gestern hinterließ? Sollte man denken, daß so etwas existire?" an die Grönländischen Prozesse zu denken.

mit diesem Menschen in Acht nehmen und ihn weder zu viel noch zu wenig loben, könnte man vielleicht Zweifel setzen, wenn nicht die Worte, welche Goethe im December an Schiller schrieb, eine ähnliche Befangenheit verriethen. „Uebrigens sind jetzt", sagt er, „die Hundsposttage das Werk, worauf unser feineres Publikum seinen Ueberfluß von Beifall ergießt; ich wünschte, daß der gute Mann in Hof bei diesen traurigen Wintertagen etwas Angenehmes davon empfände."

Daß unter diesen Umständen das Verhältniß zwischen Goethe und Jean Paul kein inniges wurde, als letzterer im nächsten Jahre auf einige Wochen nach Weimar kam, wird uns nicht überraschen. Jean Paul ging, als er nach etwa acht Tagen, Mitte Juni, von Goethe zu Tisch geladen war, mit Scheu und ohne Wärme, wie er sagt, bloß aus Neugier. Schon Charlotte von Kalb hatte von Goethes Kälte gesprochen und behauptet, er bewundere nichts mehr, nicht einmal sich; jedes Wort sei Eis, zumal gegen Fremde; er habe etwas Steifes, reichstädtisch Stolzes, bloß Kunstsachen wärmten noch seine Herznerven an. Jean Paul bat deshalb, wie er Otto schreibt, Knebel, ihn vorher durch einen Mineralbrunnen zu petrificiren und zu inkrustiren, damit er sich im vortheilhaften Lichte einer — Statue zeigen könne.[1]) Schon das Haus Goethes, fährt er fort, das einzige Weimars in italienischem Geschmack, ein Pantheon voller Bilder und Statuen, frappirte; eine Kühle der Angst preßte die Brust. Endlich tritt der Gott her, kalt, einsilbig, ohne Accent. Sagt Knebel: die Franzosen ziehen in Rom ein — „Hm!" sagt der Gott. Seine Gestalt ist markig und feurig, sein Auge ein Licht. Aber endlich schürte ihn nicht bloß der Champagner, sondern die Gespräche über Kunst, Publikum u. s. w. sofort an, und — man war bei Goethe. Er spricht nicht so blühend und strömend wie Herder, aber scharf, bestimmt und ruhig. Zuletzt las er oder vielmehr spielte er ein ungedrucktes herrliches Gedicht vor, wodurch sein Herz durch die Eiskruste die Flammen trieb, so daß er dem enthusiastischen Jean Paul die Hand drückte. Beim Abschiede that er dies wieder und bat um Wiederholung

1) Lewes, Goethes Leben 2c. (übersetzt von Frese. 8. Aufl. Bd. 2, p. 322) bemerkt, nachdem er diese Worte Jean Pauls angeführt: „Wie klingt uns aus diesen Sätzen das kleinstädtische Geklatsch entgegen! So unwissende Leute gab's in Weimar, denen Goethes Begeisterung für Kunst und naturwissenschaftliche Studien unerhört schien.

des Besuches. Jean Paul war während dieses ersten Aufenthaltes in Weimar auch noch ein oder zweimal bei Goethe, es findet sich jedoch nirgends Näheres darüber.

Der Eindruck, den Goethe von ihm erhalten, war kein ungünstiger; unmittelbar nach jenem ersten Besuche, am 18. Juni, schreibt er, freilich nur in einem Postscript, an Schiller: „Fast hätte ich vergessen zu sagen, daß Richter hier ist. Er wird Sie mit Knebel besuchen und Ihnen gewiß recht wohl gefallen.“ Auch Heinrich Meyer[1]) gegenüber lautet jetzt das Urtheil anders. Am 20. nämlich schreibt Goethe: „Richter aus Hof, der allzu bekannte Verfasser des Hesperus, ist hier. Es ist ein sehr guter und vorzüglicher Mensch, dem eine frühere Ausbildung wäre zu gönnen gewesen. Ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht noch könnte zu den Unsrigen gerechnet werden.“ Auch in einem Briefe an Schiller kommt er wieder auf Jean Paul zurück; er nennt ihn ein so complicirtes Wesen, daß er sich die Zeit nicht nehmen kann, dem Freunde seine Meinung über ihn zu sagen; dieser müsse und werde ihn sehen und dann würden sie sich gern unterhalten. Es scheine ihm selbst in Weimar wie seinen Schriften zu gehen, man schätze sie bald zu hoch, bald zu tief, und niemand wisse das wunderliche Wesen anzufassen. Ein paar Tage darauf bekennt er sogar offen, daß ihn seine Wahrheitsliebe und sein Wunsch, etwas in sich aufzunehmen, für ihn eingenommen haben; er unterscheidet jedoch den geselligen, theoretischen Menschen vom praktischen, produktiven und bezweifelt, daß der Dichter bei aller „Anmutung“ im Theoretischen sich ihnen jemals im Praktischen nähern werde. Dieser Zweifel war durchaus nicht ungerechtfertigt; es zeigten sich bald neue Wolken.

Schiller hatte in seinem Aufsatze über naive und sentimentale Dichtung Goethe als den deutschen Properz bezeichnet und Jean Paul schrieb, darauf Bezug nehmend, an Knebel, daß man in so stürmischen Zeiten eher eines Tyrtäus als eines Properz bedürfe. Goethe erfuhr dies beißende Wort und sendete dafür an Schiller für den Xenienalmanach am 10. August die Verse:

„Einen Chinesen sah ich in Rom, die gesammten Gebäude,
Alter und neuerer Zeit, schienen ihm lästig und schwer.

1) Jean Paul sah diesen bei Herder; er nennt ihn „außen und als Mensch unbedeutend“.

Ach, so seufzt' er, die Armen! ich hoffe, sie sollen begreifen,
Wie erst Säulchen von Holz tragen des Daches Gezelt;
Daß an Latten und Pappen, und Schnitzwerk und bunter Vergoldung
Sich des gebildeten Aug's feinerer Sinn nur erfreut.
Sieh, da glaubt' ich im Bilde so manchen Schwärmer zu schauen,
Der sein luftig Gespinst mit der soliden Natur
Ewigem Teppich vergleicht, den ächten, reinen Gesunden
Krank nennt, daß ja nur er heiße, der Kranke, gesund."

Goethe fügte diesen Versen hinzu: „Hier ein kleiner Beitrag; ich habe nichts dagegen, wenn Sie ihn brauchen können, daß mein Name darunter stehe. Eigentlich hat eine arrogante Aeußerung des Herrn Richter in einem Briefe an Knebel mich in diese Disposition versetzt." [1]) Es unterliegt demnach kaum einem Zweifel, daß sich Jean Paul irrte, wenn er am 2. Sept. an Ch. v. Kalb schrieb, daß Goethe in Leipzig von ihm so mild und unparteiisch gesprochen habe, wie dies nur Charlotte thun könne. Zu dieser Stimmung paßt auch wenig, daß Fr. v. Berlepsch am Ende des Jahres 1797 mit Goethe ein langes „ihr gefallendes" Gespräch über den Dichter gehabt haben will; wohl aber erscheint glaublich, was Jean Paul selbst berichtet. Darnach hat Goethe zwar über den Hesperus günstig geurtheilt, da er doch sähe, daß es dem Dichter mit dem Guten Ernst sei. Allein er bekomme Gehirnkrämpfe von dem Werfen aus einer Wissenschaft in die andere. Jean Paul zeige sein Wissen zu sehr. Er selbst wisse auch ein wenig, liefere aber nur das Resultat. Wenn er über das Irdische in den Himmel gehoben — komme auf einmal wieder ein Spaß.

Inzwischen war im April 1798 die Nachricht nach Weimar gekommen, daß Jean Paul wieder dahin zurückkehren werde. Goethe scheint davon wenig erbaut gewesen zu sein, denn er schreibt, nachdem er von Jean Pauls Ankunft gesprochen: „Nicht weniger bedrohen manche fürstliche Personen unsern theatralischen Jahrmarkt mit ihrer Gegenwart." Jean Paul fand nichtsdestoweniger, daß ihn Goethe mit weit größerer Freundlichkeit aufnahm als das erste Mal; er will aber auch freier, kühner, mit weniger Gefühl und darum in sich gegründeter gesprochen haben. Sie redeten über Jean Pauls Arbeiten, über Fichte

1) Vgl. Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf. I, p. 211 f. und Goethes Brief an H. Meyer vom 30. Okt. 1796 bei Riemer. Jean Pauls Ansicht über die Xenien s. WW. 17, 195. F. I, 344.

und über den Faust.[1]) Goethes fortdauernd ungünstiges Urtheil beweist indessen am besten eine Stelle in einem Briefe an Schiller. Nachdem er von einer Arbeit für den Musenalmanach gesprochen, fährt er fort: „Aber woher die Stimmung nehmen!?!? Denn da hat mir neulich Freund Richter ganz andere Lichter aufgesteckt, indem er mir versichert (zwar freilich bescheidentlich und in seiner Art sich auszudrücken), daß es mit der Stimmung Narrenspossen seien; er brauche nur Kaffee zu trinken, um so gerade von heiler Haut Sachen zu schreiben, worüber die Christenheit sich entzücke. Dieses und seine ferneren Versicherungen, daß alles körperlich sei, lassen Sie uns künftig zu Herzen nehmen, da wir dann das Duplum und Triplum von Produktion wohl an das Tageslicht fördern werden. Uebrigens wird dieser edle Freund sich künftigen Winter gleichfalls in Weimar niederlassen und hat schon ein Quartier über unserer kleinen Matizek gemiethet. Ich bin recht neugierig, wie ihm dieses theatralische Hausamalgam bekommen wird.[2]) Uebrigens habe ich noch mancherlei Curiosa aufgespart, weil ich Sie hüben oder drüben zu sehen hoffte."

Jean Paul war inzwischen nach Leipzig gereist, kehrte jedoch Ende Oktober nach Weimar zurück. Bei Goethe scheint er in den folgenden Monaten nur einmal gewesen zu sein, wußte aber auch darüber nichts weiter zu sagen, als daß Goethe freundlich gewesen. In den ersten Tagen des nächsten Jahres war er einmal mit ihm und Schiller bei Fr. v. Kalb zusammen und einmal in Goethes Hause bei einem Schiller zu Ehren gegebenen Diner. In Bezug auf jene erste Begegnung berichtet er, daß er jetzt kecker sei als je und etwas über das Tragische gesagt habe, worüber Goethe empfindlich eine Viertelstunde den Teller gedreht, Wieland dagegen gemeint hätte, so wäre es recht: die beiden würden noch die besten Freunde werden und Goethe habe mit Respekt von ihm gesprochen. Auch an Oertel schrieb Jean Paul: „Mit Goethe wär' ich näher, hätt' ich ihm nicht einmal an einem Champagnerabend, wo

1) Hierher wird wohl auch gehören, was Jean Paul am 27. Sept. von Leipzig aus schreibt, daß sie nämlich über den Satz der Weltfortschreitung gesprochen hätten, ein Wort, welches Goethe durch Umschreitung ersetzt haben wollte.

2) Die eben erwähnte Sängerin nennt Jean Paul eine geradbrechte Version von Philine ohne Schönheit. Er besuchte sie jedoch zuweilen des Abends nach dem Essen, weil er in der Unterhaltung mit ihr „eine Gymnastik des Witzes" fand.

Schiller dabei war, zu kecke Sätze gesagt. Ende April klagt Jean Paul Otto, daß Goethe und Schiller das letzte Mal ganz frostig gegen ihn gewesen seien, vermutlich weil sie glaubten, daß er an Herders Metakritik schuld sei und sogar Hand darin habe. In diese Zeit wird wohl auch zu setzen sein, was Karoline Schlegel im Mai 1801 an A. W. Schlegel schreibt.[1]) Darnach hat Goethe einst einen ganzen Abend mit Jean Paul „Schach gespielt". Dieser wollte nämlich ein Urtheil über sich und seine Schriften herauslocken; er that einen Zug um den andern von Yorik, von Hippel, „von dem ganzen humoristischen Affengeschlechte" — Goethe immer nebenaus! Schlegel solle sich selbst ausmalen, wie Jean Paul zuletzt in die höchste Pein gerathen und sich schachmatt nach Hause begeben hat. Das letzte, was wir über den persönlichen Verkehr zwischen Goethe und Jean Paul erfahren, ist, daß Jean Paul von Meiningen aus am 10. Okt. 1801 schreibt, Goethe habe ihn grüßen lassen und gesagt, daß das Urtheil, welches Schlegel über ihn gefällt habe, über alles gemein sei. Ob damit Jean Paul der Wahrheit gemäß berichtet worden, kann nicht entschieden werden.

Erst 1808 ließ sich Goethe in einem Briefe an Zelter wieder über ihn vernehmen. Nachdem er von dem Form- und Charakterlosen der Werner, Oehlenschläger, Arnim, Brentano gesprochen, beklagt er sich darüber, wie niemand begreifen will, daß die höchste und einzige Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sei und in der Gestalt die Specification. Es ist keine Kunst, sagt er, sein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoristisch walten zu lassen; etwas muß immer daraus entstehen, wie aus dem verschütteten Samen Vulkans ein wundersamer Schlangenbube entsprang. Er findet es sehr schlimm, daß das Humoristische, weil es keinen Halt und kein Gesetz in sich selbst hat, doch zuletzt früher oder später in Trübsinn und üble Laune ausartet, wie man die schrecklichsten Beispiele an Jean Paul und an Görres erlebt habe. Hierzu stimmt auch und erinnert uns an die Bezeichnung Tragelaph, daß Goethe in Knebels Exemplar der „Dämmerungen" ein Blatt einklebte, auf dem sich folgendes Räthsel der griechischen Anthologie befand:

---

1) Karoline. Briefe an ihre Geschwister u. s. w. Herausg. von G. Waitz. 2 Bde. Leipzig 1871.

Ein Räthsel ist, wie daß ein Mann und auch nicht Mann,
Der einen Vogel und auch nicht Vogel sah und auch nicht sah,
Auf einem Holz, das auch nicht Holz, sitzend,
Mit einem Stein und auch nicht Stein warf und auch nicht warf.[1])

Nach so vielen Aeußerungen des Mißfallens muß es uns verwundern, wie Goethe im zweiten Decennium des neuen Jahrhunderts plötzlich mit einer Wärme und Anerkennung von Jean Paul spricht, als hätte er nie in entgegengesetztem Sinne geurtheilt. Er bewundert 1814 an einem Auszuge aus der Levana eine unglaubliche Reife im Dichter; er findet hier seine kühnsten Tugenden ohne die mindeste Ausartung, große richtige. Umsicht, faßlichen Gang des Vortrages, Reichthum von Gleichnissen und Anspielungen, natürlich fließend, ungesucht, treffend und gehörig, und das alles in dem gemütlichsten Elemente. Er weiß nicht Gutes genug von diesen Blättern zu sagen und erwartet die neue Levana mit Verlangen. Die zweite der oben bezeichneten Stellen findet sich im Westöstlichen Divan.[2]) Kein deutscher Schriftsteller, heißt es da, hat sich den östlichen Poeten mehr genähert als Jean Paul. Seine Werke zeugen von einem verständigen, umschauenden, einsichtigen und dabei wohlwollenden, frommen Sinne. Ein so begabter Geist blickt nach eigentlichst orientalischer Weise munter und kühn in seiner Welt umher, erschafft die seltsamsten Bezüge, verknüpft das Unverträgliche, jedoch dergestalt, daß ein geheimer ethischer Faden sich mitschlinge, wodurch das Ganze zu einer gewissen Einheit geleitet wird. Das gefährliche Wagstück, überall auf die in Kunst, Wissenschaft und Politik herrschenden Zustände mit Geschick anzuspielen, ist auf das glücklichste vom Dichter gelöst, denn er ist als Talent von Werth, als Mensch von Würde; der Leser befreundet sich daher sofort mit ihm und findet sich in der Nähe des wohldenkenden Mannes behaglich.[3])

1) Die Auflösung ist: Ein schielender Verschnittener, der nach einer Fledermaus, die auf einem Fenchelstengel sitzt, mit einem Bimsstein wirft und sie nicht trifft. Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel No. 330 vom 19. Nov. 1809. Riemer, Briefe von und an Goethe. Brocardica p. 381.

2) f. Gödekes Ausgabe von Goethes sämmtlichen Werken (Stuttgart 1872) II, pp. 346 f.

3) Auf Jean Paul scheinen diese Lobsprüche keinen besonderen Eindruck gemacht zu haben; das einzige, was wir darüber wissen, ist, daß er in einem Briefe vom Jahre 1820 Goethes „wohlwollendes Urtheil über ihn im Divan" erwähnt.

Wir können jedoch nicht sagen, daß Goethe diese Gesinnung bis in seine letzten Jahre bewahrt: es ist fast naturnothwendig, daß wir mit einer Dissonanz schließen.[1] Als ihm Varnhagen 1830 Ch. v. Kalbs Erregung über Jean Pauls eben erschienenen Briefwechsel mittheilte, schrieb Goethe an Frau v. Wolzogen: „Das Büchlein ist mir noch nicht zu Händen gekommen und wird auch schwerlich meine Grenzwachen überlisten.“ Als er ein Jahr darauf einmal mit Eckermann über Wahrheit und Dichtung sprach, sagte er, er habe deshalb dem Buche diesen Titel gegeben, weil es sich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niederen Realität erhebe. „Jean Paul“, fährt er fort, „hat nun auch, aus Geist des Widerspruchs, „„Wahrheit““ aus seinem Leben geschrieben! — als ob die Wahrheit aus dem Leben eines solchen Mannes etwas anderes sein könnte, als daß der Autor ein Philister gewesen!“

Fassen wir zuletzt noch Jean Pauls Urtheile über Goethe zusammen, soweit sie nicht direkt durch das persönliche Zusammensein veranlaßt sind, so können wir doch die der Weimarer Zeit scharf von denen der folgenden abscheiden: in jener Periode überwiegt die Entfremdung, in dieser die Anerkennung. 1796 hat Jean Paul, wie er schreibt, im Musenalmanach eine Anzahl irdischer Gedichte von Goethe, aber einige himmlische von Schiller gelesen. Ein Jahr darauf klagt er Herder, daß in Goethes früheren Gedichten wohl echte, ideale, zum Herzen sprechende Poesie zu finden gewesen sei, daß er dagegen jetzt den Stoff nur an seinem Leibe liebe und daß er uns mit seinen ausgetrockneten Weisen à la grecque quäle. Jean Paul hofft es irgendwo einmal darzuthun, daß wir das Maximum in den bildenden und zeichnenden Künsten mit dem Maximum der Dichtkunst vermengen. Jenes ist allerdings von den Griechen erreicht worden; die Dichtkunst aber empfängt mit jedem neuen Jahrhundert neue Nahrung, kann also ihre Blütezeit unmöglich

---

1) Hierher gehören auch die Verse, welche Goethe in das Stammbuch seines Enkels Walter unter die bekannten Worte Jean Pauls: „Der Mensch hat drittehalb Minuten: eine zu lächeln, eine zu seufzen und eine halbe zu lieben, denn mitten in dieser Minute stirbt er,“ geschrieben. Sie lauten:

> Ihrer sechzig hat die Stunde,
> Ueber tausend hat der Tag.
> Söhnchen! werde dir die Kunde,
> Was man alles leisten mag!

in den Anfängen der Kultur gehabt haben. Unser Dichter tadelt sodann Goethes Lieblosigkeit und empfindet Mitleid mit seinem eingeäscherten Herzen. Seiner Ansicht nach sieht Goethe, ähnlich wie Reichardt, Gute und Schlimme theilnahmlos, obwohl unparteiisch, lobend, aber nicht liebend, tadelnd, aber nicht hassend, als Dramaturg über das Theater laufen. Goethe ist ja der erste von jenen ästhetischen Gauklern in Weimar und Jena, die für niemand ein Herz haben und alle Charaktere nur beschauen, nicht ergreifen. Nur über eine Sache kann er mit Feuer schreiben, über die Kunst. Er ist episch, weil er die Menschen verachtet und sie nur zu poetischen Figuren brauchen kann. Er ist allerdings Gott gleich, aber nur insofern, als auch dieser eine Welt und einen Sperling mit gleichem Gemüte fallen sieht. Goethe ist ihm auch zu heiter; der Dichter, heißt es in der Vorschule, soll nicht bloß wie Goethe erheitern, sondern auch wie Klopstock erheben. Er soll nicht bloß das nahe Grün der Erde, sondern auch das tiefe Blau des Himmels, das am Ende doch länger Farbe hält, malen. Die Welt nimmt Goethes „heidnisch-sinnliches Heroum" nicht scharf genug; er und Byron theilen sich in die Titanische Natur, gegen welche „der Titan" kämpfen will.

Allein später sagt Jean Paul: „Das ist das Einzige, was ich vor dem großen Manne voraus habe, daß ich seine Schriften richtiger und würdiger aufzufassen verstehe als er die meinigen." Ein Buch wie Wahrheit und Dichtung stört „seinen ganzen Arbeittag". Faust ist ihm Miltons verlorenes Paradies und Dantes Hölle dazu. Goethes „Winkelmann" nennt er göttlich; er will einen öffentlichen Brief an Goethe schreiben, worin er ihm verspricht, Merkel jährlich zweimal zu ärgern. Er kann zu gleicher Zeit vor einem Goethe zu furchtsam und vor einem Könige zu keck sein. Wie die Sonne verliert Goethe auch bei Jahren das Feuer nicht. Der ebenso geliebte als verehrte Dichter ist ihm (1814) der Abendstern des bewölkten oder ausgestorbenen Dichterhimmels. Er ist vielleicht der klarste Mann in Europa und von allen bekannten Dichtern verknüpft er die meisten Grundkenntnisse in sich, von der Reichspraxis und Rechtslehre an, durch alle Kunststudien hindurch bis zur Berg- und Pflanzen- und jeder Naturwissenschaft hinauf. Wieland greift am besten den Charakter historischer Personen auf, Herder den Charakter der Massen, der Völker sowohl als der Zeiten, Goethe aber beides. Sein hoher Baum treibt die Wurzel in Deutschland und senkt den Blüten-

überhang hinüber ins griechische Klima. Er allein und Herder, jeder nach seiner Weise, sind für uns die Wiederhersteller des singenden Griechenlands, dem alle Schwätzer voriger Jahrhunderte nicht die Philomelenzunge hatten lösen können. Ein plastisches Künden und zeichnendes Abschneiden, das sogar den körperlichen Künstler verräth, machen seine Werke zum festen, stillen Bilder- und Abgußsaal. Was Jean Paul von Goethes Art zu reisen im Unterschiede von der ihm selbst eigenthümlichen sagt, können wir auf das Sein und Dichten der beiden überhaupt ausdehnen. „Goethe faßt", sind seine Worte, „alles bestimmt auf, ich gar nicht; bei mir ist alles romantisch zerflossen. Wenn mich eine Empfindung ergreift, daß ich sie darstellen will, so drängt sie nicht nach Worten, sondern nach Tönen, und ich will sie auf dem Klavier aussprechen."[1])

Das erste, was wir von Schillers Verhältniß zu Jean Paul erfahren, ist seine Antwort auf den Brief Goethes von 10. Juni 1795, mit welchem ihm dieser den Hesperus schickte. „Das ist ein prächtiger Patron, der Hesperus", schreibt Schiller nach zwei Tagen zurück. „Er gehört ganz zum Tragelaphengeschlecht, ist aber dabei gar nicht ohne Imagination und Laune und hat manchmal einen recht tollen Einfall, so daß er eine lustige Lektüre für die langen Nächte ist. Er gefällt mir besser als die Lebensläufe." Später findet er es ordentlich psychologisch merkwürdig, daß die Hundsposttage in Weimar „grassirten", denn man sollte sich nicht träumen lassen, daß derselbe Geschmack so ganz heterogene Massen vertragen könnte als diese Produktion und — Clara du Plessis (ein Roman Lafontaines). Nicht leicht ist ihm ein solches Beispiel von Charakterlosigkeit bei einer ganzen Societät vorgekommen. Auf diese Stimmung Schillers[2]) wurde Jean Paul durch einen Brief von Ch. v. Kalb vorbereitet. Am 19. Juni 1796 schrieb diese von Jena aus, als Jean Paul bereits in Weimar angelangt war, daß sie Schiller

1) Stellen über Goethe finden sich noch: O. II, 368. III, 95. F. I, 261. III, 319. IV, 93. 143. 218. W. III, 16. W. V, 174. VII, 297. WW. 18, 92. 147. 250. 19, 89. 94. 29. 314. 312. 18, 203. Eckermann I, p. 32. Briefe von Heinrich Voß p. 119.

2) Aus ihr ist wohl auch zu erklären, daß Schiller eine Jean Paul preisende Elegie, die ihm Kosegarten 1796 mit der Bitte um Aufnahme in den Musenalmanach oder die Horen zugesendet hatte, zurückwies. Vgl. W. V, 217 f.

seine Ankunft mitgetheilt habe. Sie hat es jedoch an dem Ton seiner Stimme gemerkt, daß er Jean Paul aus dessen Schriften noch nicht erkannt hat und räth dem Freunde, Schiller nicht sobald zu besuchen, sondern sich erwarten zu lassen. Einige Tage darauf berichtet sie jedoch, daß Schiller seine Ankunft kaum erwarten könne und bringt dies nicht ohne Grund mit Goethes Briefen zusammen. Am 25. endlich, also vierzehn Tage nach seiner Ankunft, besuchte Jean Paul Schiller. Er nennt ihn felsig, hart, kräftig, voll Edelstein, voll scharfer, schneidender Kräfte, aber ohne Liebe. Er fand seine Unterhaltung fast so vortrefflich wie seine Schriften und wurde durch ihn sofort zu einem „Collaborator der Horen umgesetzt". Zwei Tage später schreibt Schiller an Goethe, daß er Jean Paul ziemlich so gefunden, wie er ihn erwartet habe: fremd, wie einen, der aus dem Monde gefallen ist, voll guten Willens und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organe, womit man sieht. Als ihm freilich Goethe das Xenion gegen Jean Paul sandte, schrieb er weniger mild zurück: „Der Chinese soll warm in die Druckerei kommen, das ist die wahre Abfertigung für dieses Volk." Unser Dichter war inzwischen nach Hof zurückgekehrt; er klagt da, daß Schiller seine große Manier der Goethe'schen opfere. Sein „Furien-Almanach" [1]) hat mehr Salz als Farben und alles scheint ihm daran klein, ausgenommen das kleine, die Epigramme. Dieser genialische Egoismus, der heftigste unter allen, verdient seiner Ansicht nach ätzende Farben und breite Striche. Wie für Goethe, so hat Jean Paul auch für Schiller ebenso viel Liebe, als Mitleid mit seinem eingeäscherten Herzen.

Im folgenden Jahre kommt Schiller wieder mit Goethe auf Jean Paul zu sprechen. Er möchte wissen, ob dieser und Hölderlin [2]) unter allen Umständen so subjektivisch und überspannt geblieben wären, ob es an etwas Primitivem liege oder ob nur der Mangel einer ästhetischen Nahrung und Einwirkung von außen und die Opposition der empirischen Welt, in der sie leben, gegen ihren idealistischen Gang diese unglückliche Wirkung hervorgebracht hat. Er ist sehr geneigt das letztere zu glauben, und wenngleich ein mächtiges und glückliches Naturell über

---

1) Nach Gervinus V, 507 rührt diese Bezeichnung von Nicolai her.

2) Ueber die Verwandtschaft Jean Pauls mit Hölderlin s. David Müller, Preuß. Jahrb. 1866. Bd. XVII. Heft 5.

alles siege, so däucht ihm doch, daß manches brave Talent auf diese Art verloren geht. Es sei eine wahre Bemerkung Goethes, daß ein gewisser Ernst und eine Innigkeit, aber keine Freiheit, Ruhe und Klarheit bei denen, die aus einem gewissen Stande zu der Poesie kommen, angetroffen wird. Bei diesen steigert sich das Charakteristische fast bis zur Caricatur und immer mit einer gewissen Einseitigkeit und Härte; bei denen aus liberalem Stande dagegen ist Charakterlosigkeit, Flachheit und fast Seichtigkeit zu fürchten. Der Form nach sind diese dem Aesthetischen näher, jene hingegen dem Inhalte nach.

Hierzu paßt vortrefflich das mit Recht auf Schiller zurückgeführte und von Mit- und Nachwelt mit Vorliebe variirte Distichon:

> Hieltest du deinen Reichthum nur halb so zu Rathe, wie jener[1])
> Seine Armut, du wärst unsrer Bewunderung werth.

Bei seinem zweiten Aufenthalte in Weimar besuchte Jean Paul Schiller gleich in den ersten Tagen; dieser ließ sich mit Krankheit entschuldigen, schreibt jedoch an Goethe, daß sich Jean Paul zu einer ungelegenen Stunde habe anmelden lassen. Im folgenden Jahre stritten sich die beiden oft bis nachts zwölf Uhr bei Fr. v. Wolzogen;[2]) dieselbe berichtet, es sei deswegen kein näheres Verhältniß entstanden, weil Schiller bei aller Anerkennung des großen Talentes und des hohen Geistesfluges doch die Formlosigkeit von Jean Pauls Produkten widerstanden habe. Auch bei seinem letzten Besuche in Weimar, 1803, traf Jean Paul wieder mit Schiller zusammen, er disputirte mit ihm bei einem großen Diner, obgleich die Dichterin Imhof[3]) zwischen beiden saß, und gewann ihn dabei „wieder etwas“ lieb. Schiller wurde kurz vor seinem Tode von Körner nach der Vorschule gefragt. Er hatte dieselbe noch nicht zu Gesicht bekommen und sprach sich überhaupt sehr scharf und bestimmt gegen alles Theoretisiren im Gebiete der Kunst aus, dasselbe sei ihm „durch

---

1) Manso.

2) Jean Paul nennt dieselbe „klar, unbefangen, nicht pretiös, unschriftstellerisch, liebenswerth; ihren Roman „Agnes v. Lilien“ empfahl er Helmina v. Chezy als den meisterhaftesten Roman, den je eine Frau geschrieben. Im Mai 1802 war er einen Tag in Bauerbach, Karoline fand ihn da „recht artig und vernünftig“. Vgl. noch F. I, 66. O. II, 203.

3) In ihren „Schwestern von Lesbos“ findet er antiken Geist, nennt sie aber kalt vor lauter Vollendung.

das leere metaphysische Geschwätz der Kunstphilosophie" verleidet worden. Unter dem Eindrucke der Nachricht von Schillers Tode widmete ihm Jean Paul ähnlich wie später Fichten einen warm empfundenen Nachruf, an dessen Schluß er die Hoffnung ausspricht, daß die „aus verschiedenen Höhen einander entgegenziehenden Wolken der Urtheile bald verfliegen werden" und daß dann „sein Stern, sowohl unbewölkt als unvergoldet, lichtrein am ewigen Himmel gehen wird".

Wir werden jedoch nicht überrascht sein, wenn Jean Pauls Urtheile über einzelne der Schiller'schen Werke sowie auch späterhin über die Gesammtheit seines Schaffens nur zum Theil mit jener Beurtheilung, in welcher er freilich ja auch das „Unvergoldete" wünschte, übereinstimmen. Unter den Dramen konnte er sich mit Maria Stuart [1]) und mit Wallenstein [2]) wenig befreunden, die Braut von Messina dagegen hielt er „für griechischer". Nach der Maria Stuart war ihm die Jungfrau von Orleans noch verdächtig, allein als er sie gelesen, hätt' er beinahe an Schiller geschrieben, um sie zu bewundern. Ihr Tod, ihr hoher, außerweltlicher Charakter, der Plan im Ganzen, das Romantische darin entflammten „den Verarmten und doch Verwöhnten". [3]) Die Jungfrau ist ihm eine Tochter der Muse, wie Maria eine Stieftochter; er erklärt sie für das Beste von Schiller, für seine heilige Jungfrau. Nichtsdestoweniger ist sie ihm in der Geschichte doch größer; das Bild ist noch nicht organisch genug aus einem Stück, seine Statue könne dieser Pygmalion bloß meißeln. Im allgemeinen hat Jean Paul gegen Schiller, „diesen deutschen Young, diesen britischen Prosa-Glanz", viel. Er nennt allerdings seine ästhetische Kritik eine Preisschrift seines Genius über die Schönheit, der hier, wie Longin über das Erhabene, der Maler und Gegenstand zugleich ist. Sein Stil ist ihm freilich eine vollendete Prunk- und Glanzprosa, was die Pracht der Reflexion in Bildern und Gegensätzen geben kann, giebt er. Allein er wünscht auch, daß mitunter durch ein Herzens-

1) Er sah dieselbe nicht in Weimar, wie Karoline Schlegel schreibt, sondern in Berlin; demnach ist die „Jeannette Pauline" auch nicht, wie Waitz meint, Frau v. Kalb gewesen, sondern seine ihm eben vermählte Gattin.

2) Vgl. jedoch WW. 19, 68.

3) In der Vorschule tadelt er, daß auf den romantischen Mondschimmer, wie oft bei theatralischen Vorstellungen, zuweilen eine aufgehende Bühnenthür das äußere Weltlicht hineinläßt und so die poetische Beleuchtung durch eine weltliche unterbricht.

wort, das Wörter überflüssig macht, das Herz auf die Zunge gelegt wird. Schiller ist ihm kalt, ist Eis, ein Gletscher, nie Sonnenstrahl mit göttlichem Farbenspiel, warmen Purpurtönen; man findet weder Glut noch Leben, Todesodem schleudert sie weg. Er ist „in seinem Reflexionsglanze" zuweilen ein weitläufiger, obwohl verklärter Verwandter von Corneille und Crebillon. Ist die gallische Tragödie häufig ein Centaur, sagt Jean Paul, den ein Ixion mit einer Wolke zeugte, so hat Schiller zuweilen ein Sonnen- und Donnerpferd mit dem Musenpferde verwechselt und jenes, nicht dieses bestiegen und gelenkt. Er ist ihm auch zu subjektiv; er legt, um objektiv zu bleiben, seine Sentenzen auf fremde Lippen.

Nach alle dem haben wir wohl ein Recht, eine Stelle im Katzenberger als Jean Pauls endgültiges Urtheil über Schiller hinzustellen. Er beklagt sich da, daß das kalte Deutschland sich für Schiller so sehr begeistere und dabei Herder so vernachlässige. Seiner Meinung nach hätte letzterer als der frühere, höhere, vielseitigere Genius und als der Bekämpfer der Schiller'schen Reflexionspoesie durch seine Volkslieder, als der Geist, der in alle Wissenschaften formend eingriff, ein Denkmal nicht neben, sondern über Schiller verdient — wären nicht die Komödianten gewesen oder das Publikum nicht, das für die Vielseitigkeit wenig anschließende Seiten mitbringt. [1])

An Wieland wendete sich Jean Paul schon 1786, um die Aufnahme einiger Aufsätze in den Merkur zu erbitten. [2]) Wieland scheint jedoch erst durch den Hesperus auf den Dichter aufmerksam geworden zu sein, dies freilich in einem Grade, den zehn Jahre früher nicht die kühnsten Träume des unbekannten und unbeachteten Poeten für möglich gehalten hätten. Der Hesperus ist für Wieland 1795 ein Noth- und Hülfsbüchlein für seine alten Tage, sein Verfasser aber mehr als Herder und Schiller, er hat eine Allübersicht wie Shakespeare. Auch Charlotte v. Kalb nennt Wieland unter den Weimarer Verehrern des Dichters; nach ihr rühmt er an ihm insbesondere das reinste Gemüt und den höchsten Schwung der Phantasie. [3]) Von Zürich aus schrieb Wie-

1) Vgl. noch F. I, 353. III, 317. IV, 22. 93. 147. O. I, 311. W. II, 51. WW. 18, 13. 46. 29, 270.

2) W. IV, 65. 70. Vgl. zum Folgenden: Gruber, Wielands Leben rc. 4 Thle. Leipz. 1827—28. Wielands Briefe. Zürich 1815. 4 Bde.

3) F. II, 36. O. I, 338.

land, daß er nicht zweifle, noch in kurzem die Freude zu erleben, diesen außerordentlichen Menschen da zu sehen, wohin nur wenige ohne Neid zu ihm hinaufblicken können. Als ihm Jean Paul von Weimar aus mit seiner Liebe, seiner Ehrfurcht und seinen Wünschen das Bedauern ausgesprochen hatte, den Verfasser des erhabenen Oberon nicht dort angetroffen zu haben, erhält Böttiger von Wieland den Auftrag, dem Dichter zu sagen, wie sein schriftlicher Besuch für Wieland eine der schönsten Stunden seines Lebens gewesen sei. Er räumt ihm in seinem Herzen unmittelbar den Platz über Rousseau ein, aber ist nicht kalt genug, um das, was er von ihm denkt und für ihn fühlt, mit Worten auszudrücken. Er freut sich unsäglich, in diesem Winter seinen persönlichen Umgang eine Zeit lang zu genießen; diese Hoffnung konnte jedoch, da Jean Paul unerwartet schnell abreiste, vorläufig nicht erfüllt werden. Die Begeisterung Wielands ist auch im nächsten Jahre noch dieselbe, wenngleich er sich jetzt mit der Schreibweise nicht recht befreunden kann. Den „Jubelsenior" hat er mit eben dem Vergnügen und Interesse, — aber auch mit eben dem Aerger gelesen, wie die Hundsposttage und den Armenadvokaten. Der Dichter würde ihn mehr amüsirt haben, wenn er die Schönheiten nicht so gehäuft hätte und nicht mit unbegreiflichem Leichtsinn von den erhabensten Gedanken und rührendsten Gefühlen in die „Hanswurst- und Sepperles-Launen" übergegangen wäre. Wieland will nun das Campanerthal lesen, um dann den „mirakulösen" Menschen zu sich einzuladen.

Im Merkur erschienen um dieselbe Zeit einige kurze Anzeigen von Schriften Jean Pauls aus Böttigers Feder so wie ein höchst enthusiastisches, gegen Schlegel Front machendes Lob von Jean Pauls Freund Fr. v. Oertel. Böttiger, der zweite Redakteur, war ursprünglich gegen die Aufnahme von letzterem gewesen, vielleicht aus Rücksicht auf Goethe und Schiller, allein Wieland bestand darauf,[1]) ja die Recension gefiel ihm derart, daß er selbst sie Jean Paul, als dieser ihn das erste Mal besuchte, vorlas. Dieser Besuch fand Ende August 1798 an einem Sonntage in Osmannstädt, wo Wieland damals wohnte, statt. Jean Paul schildert

1) Vgl. hierzu noch: Karoline an Fr. Schlegel vom 14. Okt. 1798 (No. 146). Darnach hätte Wieland gesagt, weil der Aufsatz bescheiden geschrieben wäre, hätten sie keine Ursache ihn zurückzuhalten.

Wieland als „einen schlanken, aufgerichteten, mit einer rothen Schärpe und einem Kopftuch umbundnen, sich und andre mäßigenden Nestor, viel von sich sprechend, aber nicht stolz, ein wenig aristippisch und nachsichtig gegen sich wie gegen andre, nicht genialisch über diese Reichsstadt-Welt erhoben, nicht tief eingreifend wie etwa Herder, vortrefflich im Urtheil über die bürgerlichen und weniger im Urtheilen über die menschlichen Verhältnisse“. Er blieb mehrere Tage als Gast und gewann die ganze Familie lieb, wie auch er sich die Liebe aller erwarb. Insbesondere erregte die „anstellige, biedere und klare“ Frau Wielands sein innigstes Wohlgefallen; an der Tochter Dorothea dagegen tadelt er bei aller ihrer Schönheit, Bildung und von der Mutter ererbten Wirthschaftlichkeit vor allem Mangel an Ernst sowie eine gewisse Raisonnirsucht und Weitschweifigkeit. Er kann sich deshalb trotz aller Bitten Wielands nicht entschließen, seinen bleibenden Wohnsitz bei ihnen zu nehmen, denn er fürchtet dann die Tochter heirathen zu müssen, „welches doch gegen seinen Plan ist“. 1)

Kurz nach dieser ersten Zusammenkunft besuchte Jean Paul den Freund noch einmal; im December traf er ihn bei Herder einige Abende hintereinander. Auch später wiederholten sich die Besuche in Osmannstädt; er liebte Wielands „leichtes, spielendes, bescheidenes und doch selbstrühmendes“ Wesen immer mehr; er ist ihm ein Dichter, wenn er auch nichts gethan hätte als bloß gesprochen. Wieland selbst ist, wie früher schon einmal, so auch jetzt, oft nahe daran gewesen, sich über den Dichter zu ärgern, allein er hat sich immer noch zur rechten Zeit besonnen. Denn er muß gestehen, daß Jean Paul das Recht hat, Er selbst zu sein und daß das, was er an ihm vermißt und was ihn zuweilen toll machen möchte, von vielem Hohen und Vortrefflichen mehr als ersetzt wird. 1801 traf Jean Paul noch einmal mit ihm zusammen, als er mit seiner jungen Frau auf der Reise von Berlin nach Meiningen einige Tage in Weimar verweilte; über diese Zeit hinaus ist uns von persönlichen Beziehungen nur noch ein Gruß an Wieland bekannt, wobei Jean Paul zugleich seine Freude über den zweiten Theil des Aristipp ausspricht. 1803 sagt er zwar, daß sich sein poetisches System weit von seinem alten und von der Bewunderung für Leute wie Wieland, Haller,

1) O. II, 324. 357.

Ramler, entfernt habe und eher schlegelisch geworden sei, allein in der Vorschule erhebt er Wieland wieder auf den Thron. Darnach theilt dieser mit Herder und Goethe eine parteilose Allseitigkeit und den Kosmopolitismus des Blickes, vielleicht mit dem Unterschiede, daß ersterer am besten den Charakter historischer Personen aufgriff, Herder den der Massen, Goethe beides. Wenn Goethe Deutschland, Herder das Morgenland mit dem Griechenthume vereinen, so ist Wieland „ein Orangenbaum französischer Blüten und deutscher Früchte zugleich". Seine langathmige, gehalten sich entwickelnde Prosa ist das rechte Sprachorgan der Sokratik, welche ihn, „den großen Lebensphilosophen", auszeichnet.[1]

Bei Wieland lernte auch Sophie Laroche Jean Paul kennen. Auch nach ihrem Berichte hat ihn Wieland über alles geliebt, sie selbst nennt ihn ein von Deutschland als außerordentlich anerkanntes Wesen und findet ihn „doch gut und einfach".[2] Schon 1797 dankte sie ihm und segnete ihn in einem Briefe für die Stunden, die ihr der „wundervolle" Hesperus gegeben und sprach den Wunsch aus, mehr von ihm zu wissen, weil er eine wahre, verehrungswürdige Erscheinung sei. 1805 reichte sie ihm über der Vorschule die Hand und sendete ihm Dank und Segen für jeden Buchstaben über Herder. Sie hofft ihn in ihrer Gegend zu sehen und bittet, daß er die Hütte der 74jährigen besuchen möge, damit sie ihn „ohne eine Menge und ohne Dolmetscher noch auf dieser Erde" spreche.

Zu Herder[3] fühlte Jean Paul schon in seiner Jugend dasselbe unbegrenzte Zutrauen, welches später so viele Jünglinge ihm selbst entgegenbrachten. Er erbittet sich 1785 vom Pfarrer Völkel einige Bände von Herder, „um sein Herz zu bessern", kurz darauf aber wandte er sich mit einem Briefe an den Vielverehrten selbst und sendete ihm ein Manu-

1) Vgl. F. I, 366. III, 37. W. IV, 204. WW. 13, 271. 18, 4. 122.

2) Das von H. Döring (Jean Paul 2c. Gotha, 1826) citirte Buch: „Mein Schreibtisch" von Sophie La Roche. Leipzig 1799, in welchem sich Bemerkungen über Jean Paul finden sollen, ist dem Verfasser nicht zugänglich gewesen.

3) Vgl. Erinnerungen aus dem Leben J. G. v. Herders, gesammelt von K. v. Herder. Stuttgart 1820—1830. Aus Herders Nachlaß 2c. herausgegeben von H. Düntzer und F. G. v. Herder. Frankfurt 1856—1858. Von und an Herder. Ungedruckte Briefe aus Herders Nachl., herausg. v. H. Düntzer und F. G. v. Herder. Leipzig 1861—1862. Vgl. des Verf. Jean Paul und Herder. Nationalztg. 1876. No. 383.

script seiner Satiren mit der Bitte, ihm dafür einen Verleger in seinem Buchhändler Hartknoch in Riga zu verschaffen. Leider ist uns dieser Brief nicht erhalten, wohl aber ein zweiter, in welchem er nach zweimonatlichem Stillschweigen Herders denselben unter Hinweisung auf seine Armut wieder zu erinnern wagte. Trotzdem auch dieser Versuch vergeblich war, schreckte Jean Paul vor einem dritten nicht zurück. Er bekannte dabei, daß seine Hoffnung, sich durch das Manuscript Herder zu nähern, jetzt der Furcht gewichen sei, durch das wiederholte Bestürmen des viel in Anspruch genommenen Mannes sich denselben für immer zu entfremden. Er erinnert sich aber, daß in seiner Kindheit die im Kalender gemalte Sonne ihm dadurch vertrauter geworden, daß sie mit einem menschlichen Gesichte dargestellt worden sei; da nun auch Herder bei all seiner strahlenden Hoheit ein menschliches Antlitz habe, würde er auch menschlich für den Bittenden fühlen. Ende Oktober traf endlich die längst erwünschte Antwort ein; Herder, welcher den Sommer über in Karlsbad zubrachte und deswegen so spät geantwortet hatte, konnte oder wollte vielleicht auch nicht Jean Pauls Bitten erfüllen und schloß mit dem Wunsche, das gute Schicksal möge für ihn thun, was er selbst nicht zu thun vermöchte. In der Art, wie die Antwort abgefaßt war, fand Jean Paul jedoch ein so „wohlwollendes Schonen", daß er drei Jahre später zu einer neuen Bitte den Mut behielt. Er schickte ihm zwei Aufsätze und ersuchte ihn um seine Vermittlung für die Aufnahme derselben in Wielands Merkur. An diesen sich unmittelbar zu wenden wagte er deswegen nicht, weil er fürchtete, die Arbeiten würden sich unter der Karavane von Papieren verlieren, die ringsum auf ihn zuschössen. Als er nach etwa zwei Monaten noch keine Antwort erhalten, schickte er einen zweiten Brief „an den Wohlthäter seines Kopfes und Herzens" und entschuldigte seine „unberufene Vermehrung oder Unterbrechung von Herders Geschäften mit seinem Vertrauen auf verheißende und helfende Humanität". Da sich jedoch Herder damals grade in Italien befand, übernahm seine Gattin die Besorgung der Aufsätze an Wieland. Nachdem sie von diesem eine verneinende Antwort erhalten, schickte sie dieselben an den Herausgeber des Deutschen Museums,[1]) mit welchem ihr Mann in

1) Deutsches Museum. Leipzig 1776—1788. Die beiden ersten Jahrgänge sind von Boie und Dohm gemeinschaftlich herausgegeben, die folgenden nebst der Fortsetzung (bis 1791) von Boie allein.

intimerer Verbindung stand, und bewirkte zum wenigsten die Aufnahme des einen Aufsatzes.[1]) Allein das war alles, was Jean Paul vorläufig erreichte; ein 1790 erneuerter Versuch, durch Herders Vermittlung wieder einige Arbeiten ins Museum zu bringen,[2]) mißlang; erst nachdem der Dichter durch die Unsichtbare Loge, den Hesperus und den Fixlein das allgemeine Staunen auf sich gelenkt und sich zu einer Reise nach Weimar hatte bestimmen lassen, fand er den Weg zu Herders Herzen.

Aber auch jetzt noch erwärmte sich dieser erst sehr allmählich und später als seine Gattin. In ihrem ersten Briefe freut sich Ch. v. Kalb allerdings, daß es jetzt nicht mehr „die einsame Blume der Bewunderung ist, die sie Jean Paul übersendet, sondern der unverwelkliche Kranz, den Beifall und Achtung von Wieland und Herder ihm wand". Allein im Folgenden redet sie nur noch von Wieland als seinem Verehrer und dieses Nichtmehrerwähnen Herders stimmt auch zu dem, was dieser und seine Gattin um dieselbe Zeit an Gleim schreiben. Nachdem letztere Gleims brennende Begierde, näheres über den von ihm bis zu den Sternen erhobenen Richter zu erfahren, durch einige kurze Mittheilungen über sein Leben und seine Schriften gestillt, spricht sie die Befürchtung aus, daß Gleim durch Jean Pauls Manier zurückgehalten werden könnte, das Gold aus dem Schachte zu holen. Diese Manier ist ihrer Meinung nach im Fixlein weniger zurückstoßend, weil einfacher; im allgemeinen jedoch versündige sich, meint Herder, Jean Paul an sich selbst und am Publikum unverantwortlich durch dieselbe. Bei alle dem findet die Gattin in ihm das innigste Gemüt, Verstand und Satire mit einer Jugend, deren sich nur die wenigsten rühmen könnten; deshalb paßt er auch ihrer Meinung nach nicht nach Weimar. Ende März schreibt Herder, daß Richter es seiner Frau „an-e-dahn" habe. Er selbst hat in einem Abschnitte des Fixlein einige „Recepte" dafür gefunden, sonst kennt er Jean Paul nur wenig, weil ihm die Zeit fehlt, sich in diesen süßen Abgrund zu werfen. Der Enthusiasmus Karolinens dagegen steigerte sich von Tag zu Tag. „An Gemüt ist er ein Kind", schreibt sie im April, „an Geist

1) Der Brief von Karoline Herder wie auch Jean Pauls Antwort finden sich W. IV, 109 f. Bei Spazier, II, 181, worauf die Herausgeber von Herders Nachlaß verweisen, findet sich nur eine kurze Relation und es wird damit, daß Jean Paul schon jetzt das Herz von Karoline Herder gewonnen habe, zu viel behauptet.

2) Vgl. W. IV, 339 f.

ein Mann. Die ganze Welt um uns und in uns weiß er zu bewegen. Und dies alles wissen Sie warum? Weil er noch junges, warmes Blut hat, weil er nicht das kalte Fischblut unserer Zeit hat."

Am 10. Juni, an einem Freitage, traf Jean Paul in Weimar ein. Als er am Tage darauf mit Frau v. Kalb und Knebel in des letzteren Garten spazieren ging, wo sie noch auf wenige Minuten Einsiedel sprachen, rief plötzlich Knebel: „Wie sich das alles himmlisch fügt, dort kommt Herder und seine Frau mit den zwei Kindern." Sie gingen ihnen entgegen, Jean Paul und Herder umarmten und küßten sich und ersterer konnte vor erstickender Freude kaum sprechen, nur weinen. Er wurde sofort mit Herder so innig befreundet, als kenne er ihn Jahre hindurch, auch Herder war tief bewegt. Allein wir haben darüber nur Jean Pauls Bericht an Otto, und wenn wir uns an jene Stellen in den Briefen an Gleim erinnern, so können wir kaum umhin anzunehmen, daß die Freude, nun endlich das Ziel seiner Sehnsucht erreicht zu haben, Jean Paul Worte in die Feder gab, welche mehr seinem Wunsche als der Wirklichkeit entsprachen. Gleich an diesem Tage wollte er mit Herder so bekannt sein als mit Otto. Herder habe fast alles an seinen Werken gelobt, sogar die Grönländischen Prozesse, und habe ihn auf der Durchreise durch Hof besuchen wollen. So oft er den Hesperus gelesen, wäre er zwei Tage zu Geschäften untauglich gewesen. In der ersten Weimarer Woche war Jean Paul fast alle Tage an Herders Seite, an zwei Abenden in seinem Hause. Die Gattin nennt ihn den besten Menschen, sanft, voll Geist, Witz, Einfällen, das beste Gemüt, das ganz in der reinen Welt lebt, wovon die Bücher der Abdruck sind. Eine himmlische, moralische Sendung sei in ihm und er wende sein Talent dazu an.

Doch auch Jean Paul hing an der Familie mit all dem Enthusiasmus, dessen er nur fähig war. Wir können seine Ansicht über Herder an dieser Stelle um so eher im Zusammenhange darstellen, als seine Verehrung den größten Theil seines Lebens hindurch eine unwandelbare geblieben und erst durch die später mit Jacobi geschlossene Freundschaft um ein weniges abgeschwächt wurde. Daß Herder so oft verkannt wurde, lag nach Jean Pauls Ansicht an seinen vielseitigen Kräften. Er erklärt ihn nicht für einen Stern, sondern für einen Bund von Sternen, aus welchem sich dann jeder ein beliebiges Sternbild buchstabirt. Herders Geist ist, wie er an einer andern Stelle sagt, ein lebendiges Sternen-

system seine Wege sind Milchstraßen und sein Herz eine warme Sonne. Dieser Genius, der lange vor Goethe schrieb, band zuerst die Schwingen der Prosa los und ließ den Falken des Genies ohne Faden und Haube steigen. Die Wintersaat, welche der Verfasser der kritischen Wälder in seinen Jugendwerken auswarf, steht, obgleich damals mehrere rohe kritische Horden darüber getrieben wurden, in voller Reife da; nur giebt sich oft der Schnitter für den Säemann aus. Wenige Geister waren, heißt es in jenem berühmten Panegyrikus der Vorschule, auf die große Weise gelehrt wie Er. Denn viele werden von der Gelehrsamkeit umschlungen wie von einem austrocknenden Epheu, er aber wie von einer Trauben-Rebe. Ueberall das Entgegengesetzte organisch dichtend sich anzueignen war sein Charakter, und er verknüpfte die kühnste Freiheit des Systemes über Natur und Gott mit dem frömmsten Glauben, bis sogar an Ahnungen. Ein durchgötterter Mensch ist er, dessen Brust im Aether steht und dessen Fuß allein in der Erdenluft; nicht die Blätter des Erkenntnißbaumes, nicht die Zweige, sondern den ganzen Baum ergreift er und schüttelt nicht diesen, sondern wie ein Erdbeben den Boden statt des Baumes.[1] Vor einem Meere steht er, das alle Völker nachspiegelt; während wir Individuen schonen und Völker mißhandeln, erräth und beschützt er beide, ja oft letztere mehr als erstere. Vor lauter Schaffen kann er oft schwer sehen und wie einem Riesen werden ihm oft nur große Massen hell, so daß er vorwiegend der Gesichtsmaler der Völker und der Landschaftsmaler der Zeiten ist.[2] Er hätte daher weiter nichts als einen Freitisch haben sollen, um welchen Jünglinge und Lehrer säßen und er spräche. Der Tisch wäre eine Universität geworden.

„In der Sandsteppe von Hof waren seine Werke eine kühle Quelle für meinen Durst," schreibt Jean Paul an Ch. v. Kalb. „Wenn es kein Papier mehr gäbe, müßte man alle Priesterröcke dazu verarbeiten, damit Herder seinen „Erlöser"[3] darauf schriebe. Er hat Theologie und Philosophie wie ein Mittler vereinigt und Jesum zum zweiten Male Mensch werden lassen, so daß ihm hoffentlich niemand wieder die falsche Schminke giebt, die diese edlen Züge bedeckte." Er ist für Jean Paul der dreizehnte Apostel und es ist diesem in der Kirchengeschichte noch kein Geist vorge-

1) Vgl. O. II, 307. WW. 13, 272.
2) Vgl. auch WW. 13, 272. 19, 348. 29, 274.
3) Vom Erlöser der Menschen, nach unsern drei ersten Evangelien. Riga 1796.

kommen, der so ätherisch und so fromm und so leicht und so weit sich breitend und so innig in sich gehend den großen Christus-Geist in sich aufgenommen hätte. Er gehört aber auch grade wie Goethe zu den Sonntagkindern, welche den Geist des Alterthums gesehen haben, während die Montagkinder dafür nur den Sprachschatz und die Blumenlesen erblickten. Er ist ein reicher, blumiger Isthmus zwischen Morgenland und Griechenland, griechische Lebens-Frische und indische Lebens-Müde begegnen sich in ihm. Wie allgemein aber auch sein episch-kosmopolitischer Geschmack lobte und anerkannte, so hing er doch, zumal im Alter, wie ein vielgereister Odysseus nach der Rückkehr aus allen Blüten-Ländern an der griechischen Heimat am innigsten. Echt griechische Humanität zeigte er in der zärtlichsten Achtung aller rein menschlichen Verhältnisse und in einem lutherischen Zorn gegen alle von Religionen oder Staat geheiligten Gifte derselben.

Diese Schwärmerei Jean Pauls für Herder hatte durch den ersten Aufenthalt in Weimar nur neue Nahrung erhalten. „Ihre Abende", schreibt er an Herder nach seiner Ankunft in Hof, „coloriren meine Träume und entfärben meine Tage." Der Freund schickte ihm im August fünf Bände seiner Schriften, den Pentateuch, wie sie Jean Paul nannte, nämlich die Terpsichore, die Briefe zur Beförderung der Humanität und den oben erwähnten Erlöser. Zugleich sprach er seine Freude und seinen Dank aus, daß Jean Paul nach Weimar gekommen, und daß sie sich kennen gelernt. Er will nicht, daß der Freund anders wird als er ist; er muß so bleiben und sie werden dann, wenn auch nicht immer mit den Gedanken, so doch immer mit dem Herzen zusammenleben. Als Gegengeschenk schickte Jean Paul im December den zweiten und dritten Band der Blumenstücke sowie die zweite Ausgabe des Fixlein und versicherte auch jetzt wieder, mit welchem Entzücken er sich der Weimarer Zeit erinnere.

Abends läßt er sich jetzt immer später als sonst Licht bringen, um in der Dämmerung, „dieser besten Grundirung, diesem Herbstdufte der colorirenden Phantasie", sich wieder und immer wieder die traulichen Weimarer Abende und die so überaus glückliche Herder'sche Familie vorzuzaubern. Für Herder war Jean Pauls oben angeführtes (und auch Herders Nachlaß I, p. 277 weiter motivirtes) Urtheil über den Erlöser das Köstlichste, was er darüber gehört, denn er fand sich von niemandem

sonst so vollständig verstanden. Auch diesmal versichert er dem Freunde, daß dieser auf seine Art und in seiner Weise fortschreiben müsse; auch die üppigen Auswüchse „seines Frucht- und Blütenbaumes" sollen stehen bleiben, denn auch sie sind nicht ohne schöne Blüten. Die Gattin sieht, und Jean Paul fühlt sehr wohl, daß damit „Honig und Bienenstachel zugleich" gegeben sei, in ihm den Geist des Baumeisters vom Straßburger Münster wiedererstanden. Hier wie da verweile der Geist mit Rührung und Entzücken bei tausend wunderbaren Bildern, allein das Ganze zu erfassen sei unmöglich. Darauf schickt Jean Paul dem Freunde seine Bemerkungen über die Humanitätsbriefe und die zerstreuten Blätter; Herders Vielgeschäftigkeit und Karolinens Krankheit verhinderten jedoch beide längere Zeit am Schreiben, am Ende des Jahres 1797 versichern sie aber dem „unvergeßlichen Freunde, dem seltenen Manne", daß seine Schriften grade jetzt, wo Frechheit und Cynismus ihren scheinbar so unerschütterlichen Thron aufgerichtet hätten, so viel wie möglich verbreitet werden müßten. Als Vorläufer seines zweiten Besuches in Weimar schickt Jean Paul im August des folgenden Jahres von Leipzig aus die Palingenesien und ist entzückt, daß er nun endlich „die arabische Wüste von zwei Jahren hindurch und dem gelobten Lande so nahe sei". Das erste Mal in seinem Leben ist jetzt seine zweite Begeisterung stärker als die erste. Er, der immer mehr in den fernen Sonnen nur nahe, zertrümmerte, verkalkte, vulkanische Erden angetroffen, kann jetzt wieder seine so belogene Seele an einer großen, herrlichen Ausnahme erquicken.

Er fand Herder gleich anfangs voll der theilnehmendsten Liebe; der vertrauliche Verkehr entspann sich jedoch erst, als er nach etwa zweimonatlicher Abwesenheit in Leipzig Ende September wieder in sein „neues Jerusalem" einzog. In einem Briefe an Jacobi nennt er Herder die klingende Säule in der dumpfen, feuchten Baumannshöhle der Welt, er dichte nicht nur mit der Feder, sondern mit dem Herzen, dem Leben, dem Denken. Schon seine Stimme spreche zum innersten Herzen, und im Vergleich mit einer in seiner Gesellschaft verlebten Stunde seien alle die früheren ohne Werth. Herder gab ihm sofort das Manuscript der Metakritik zur Durchsicht und Jean Paul schickte ihm auf fünf Blättern eine Anzahl von Bemerkungen, durch deren Gebrauch Herder „manchen dialektischen Quartstößen ausbeugen sollte". Er freute sich über das schöne Schauspiel, wie Phöbus, in dessen Hand man nur die Leier, Licht-

strahlen und Arzneipflanzen gewohnt sei, den Pfeil gegen den kritischen Python nimmt. Herder ließ die „lehrreichen und herzlichen" Anmerkungen nicht umsonst gesagt sein, nur bat er ihn, etwas weniger mitleidig gegen Kant und gegen eine Kritik zu sein, die alle ernste Realität in Sachen der Empfindung aufhebe. Jean Paul erwiderte, daß sich Herder als der Luther gegen den heiligen kritischen Vater nur auf geworfene Stuhlbeine dieses römischen (Katheder-) Stuhls und auf Tetzels und Bauernkriege gefaßt machen möge; an Otto aber schreibt er, daß Herder, obgleich er auf jedem Bogen wegen seines Mangels an philosophischer Reflexion und Abstraktion zu bekriegen ist, doch mehr Recht hat, als die Kantianer fassen. 1) Auch seinen „Gott" schickte ihm Herder zur Durchsicht und las selbst eifrig in den Mumien. 2) Im Mai plante er den Entwurf, im Hartknoch'schen Verlage mit Jean Paul und Einsiedel zusammen eine Zeitschrift „Aurora" herauszugeben, ein Unternehmen, welches aber nicht zu Stande kam. 3)

Im persönlichen Verkehr entdeckte jetzt Herder bei Jean Paul einen trefflichen Takt, den Menschen zu erfühlen; ja er versicherte, daß der Freund über Menschen, die er zum ersten Male sprach, so richtige Urtheile gefällt habe, als er selbst sie nach jahrelanger Bekanntschaft nicht besser zu fällen sich getraue. 4) An Jacobi aber schreibt er, daß ihm der Himmel mit Richter einen Schatz geschenkt, den er weder verdient noch erwartet habe; er kann nichts von ihm sagen, als daß er ganz Herz und Geist ist, ein feinklingender Ton auf der großen Gold-Harfe der Menschheit. 5) „Man muß ihn", schreibt Karoline an Gleim, „bei all seiner

1) Vgl. F. I, 375. O. II, 358. 373 f. WW. 29, 224.

2) Ein höchst anerkennendes Urtheil über die „Briefe" ꝛc. siehe in einem Briefe Herders an Gleim vom 3. Juni 1799.

3) Jean Paul schreibt an Jacobi, daß diese Zeitschrift etwas Anderes und Allgemeineres sei als die, welche er einst ihm selbst vorschlug. Vgl. auch F. I, 375, „Erinnerungen ꝛc." III, 113 f. und die vom 2. Mai 1799 datirte Ankündigung in Herders Werken zur Literatur und Kunst Bd. 18, 285 ff. Körner schreibt am 27. Okt. 1799 an Schiller: „Wenn Richter, wie man sagt, viel Beiträge liefert, wird es ein trübes Morgenroth werden."

4) Ueber sein Aeußeres siehe den Brief von Karoline Herder an Gleim vom 2. April 1799.

5) In der Kalligone sagt Herder: „Welche geheimste Kammer des Herzens blieb Richardsons, Fieldings, Sternes, Fr. Richters Romanen verschlossen? welche derselben haben sie nicht als ihr Eigenthum bewahrt?"

Manier immer lieb behalten, diese reine, schöne, moralische Natur, wie sie unter den vergötterten Autoren nicht immer gefunden wird. Je länger wir mit ihm umgehen, desto lieber wird er uns." So kam es, daß Jean Paul sich den Vertrauten, fast den Sohn des Herder'schen Hauses nennen konnte. Sie wünschen ihm eine Versorgung, die er durch seine vielen ewigen Gedanken vor so vielen, vielleicht vor allen Schriftstellern verdient habe; später, als seine Verbindung mit K. v. Feuchtersleben projektirt war, verwenden sie sich auf das eifrigste bei Gleim, daß ihm dieser eine Präbende oder ein Kanonikat beim Könige von Preußen erwirken möge. Herders Gattin wählt und kauft ihm seine Kleider, aus dem Hause des Sohnes bekommt er sein Essen. Ganz besonders verpflichtete er die Eltern dadurch, daß er einem andern der Söhne, Adalbert, welcher eine Oekonomieverwalterstelle suchte, für eine Zeit, in welcher es ihnen ganz besonders erwünscht war, [1] Aufnahme bei seinem Freunde Emanuel in Bayreuth verschaffte. [2] Zuletzt eroberte er auch noch die Tochter, die ihn sonst als „einen zu gelehrten Herrn" vermied.

Bei weitem das Wichtigste über diese Weimarer Zeit hat Karoline Herder in den Erinnerungen aus dem Leben Herders berichtet. Darnach hat ihr Gatte an Jean Paul nicht allein die gewaltig geniale Begabung bewundert, sondern auch das warme und volle Herz geliebt. Er erklärt ihn seines Gemüts, seiner Sittlichkeit wegen für einen Arzt der Zeit; er kann das Geschick nicht genug preisen, welches ihm grade zu der Zeit den Freund sendete, in welcher er verlassen, ja fast vergessen dastand. Durch seine jugendliche Heiterkeit, durch seine lebhafte Phantasie, durch seinen glänzenden Humor wurden der Familie insbesondere die Abende verschönt; [3] trotz mancher Differenz in einzelnen unwichtigen Punkten waren die Freunde doch stets in den „Grundsätzen und Empfindungen" eins. Herder stellt Jean Paul daher unbedenklich über die Heroen der damaligen Zeit. Diese sind ihm Brunnen ohne Wasser, denn die Form ist ihnen alles, der Inhalt, das Gemüt nichts. Sie sind ihm widrig und verächtlich; er erklärt sie für Verführer und für unwürdig ihres gött-

1) Das Nähere s. F. I, 83 ff.

2) Karoline äußerte sich später Knebel gegenüber ungünstig über Emanuel; sie nannte ihn unter anderm selbstgerecht.

3) Jean Paul nennt sie O. III, 255 „fortarbeitende, fortglimmende Abende". Vgl. F. I, 383.

lichen Dichterberufes, denn sie leiteten die Religion und die Sittlichkeit dadurch irre, daß sie nicht die Menschheit durch die Kunst veredeln wollten, sondern daß sie die Kunst selbst vergötterten. Diesen gegenüber steht ihm Jean Paul mit seinem „reichen, überströmenden Dichtergeiste“ auf einer hohen Stufe; alle „künstlich metrische Form“ sei werthlos im Vergleich mit seiner Tugend, seiner lebendigen Welt, seinem fühlenden Herzen, seinem immer schaffenden Genius. Er bringe wieder neues, frisches Leben, Wahrheit, Tugend, Wirklichkeit in die verlebte und mißbrauchte Dichtkunst.[1])

Durch die Verlobung mit Karoline v. Feuchtersleben, welche die Herder'sche Familie auf das freudigste begrüßte, wurde ihnen Jean Paul nur um so näher gebracht. An seinem Geburtstage erfreuten sie ihn nicht nur mit Glückwunschschreiben und Geschenken,[2]) sondern es erschienen auch Karoline und Luise Herder und später Herders Sohn[3]) persönlich und den Abend des Festtages verbrachte Jean Paul in der Herder'schen Familie.

Durch die Auflösung des Verhältnisses mit Karoline v. Feuchtersleben jedoch wurde Herder, der an der verhängnißvollen Zusammenkunft in Ilmenau theilgenommen hatte, von heftigem Unwillen gegen Jean Pauls Wankelmut erfüllt und zu sehr scharfen Urtheilen veranlaßt, ja es scheint, als ob der Riß, welchen die Freundschaft dadurch bei ihm erlitten, nie wieder vollständig geheilt sei. Die Gattin dagegen blieb unwandelbar in ihrer Verehrung und Bewunderung und ihren Briefen nach hätte auch Herder sich nicht geändert. Allein Jean Paul fand, daß er ihn nach seiner Rückkehr von Berlin etwas lauer empfange. In sich selbst die Schuld zu suchen war er aber so weit entfernt, daß er nur von den verschlungenen Windungen redet, die das Schicksal seiner ehemaligen Braut genommen und die Herder seinen wärmsten Freund verdecken. Ja er kann sich seine Kühle nur aus Eifersucht auf seine Freundschaft mit Jacobi, auf den Beifall, welchen sein Titan gefunden, und auf das Aufsehen, welches seine Anwesenheit in Berlin erregt habe, erklären. Karoline dagegen tröstet ihn mit theilnehmenden Worten wegen des Verlustes

1) Vgl. Karoline an Gleim, 12. Nov. 1798. WW. 29, 239.

2) Vgl. O. III, 260. In Herders Nachlaß p. 309 ist Herders Brief fälschlich vom 21. Mai datirt.

3) Gottfried Herder war Dr. med. und starb schon 1806.

der Braut. Sie freut sich, ihn in Berlin in einer andern Atmosphäre zu wissen; er dürfe sich wohl mit dem Körper, nimmermehr aber mit dem Geiste von ihnen entfernen. Zu der kurz darauf folgenden Verlobung mit Karoline Mayer wünscht sie ihm aus voller Seele Glück, und als der Dichter sie unmittelbar nach seiner Verheirathung besucht, kann die Neuvermählte ihrem Vater die liebevolle Aufnahme nicht genug rühmen. Jean Paul war mit zagendem Herzen gekommen; daß er eine wärmere Aufnahme gefunden, als er erwartet, schreibt er lediglich dem Eindrucke, den seine Gattin gemacht, zu. Letzterer gefiel insbesondere Herders Frau. Diese wird uns von ihr als eine betriebsame und geschäftige Hausfrau und als eine zarte Erscheinung geschildert, die sich mütterlich liebend zu der jungen Frau herabneigte.[1]) In der Unterhaltung zeigte sie eine männliche Seele und bewies, daß sie mit ihrem Gatten emporgestiegen sei und nun fest für sich stehe. In der ältesten Literatur war sie nicht minder heimisch als in der neuesten, ja sie sprach bestimmt und doch bescheiden über die verschiedensten Wissenschaften. Die nach einander erscheinenden Bände des Titan fanden im Herder'schen Hause ebenso freundliche Aufnahme als der Dichter, insbesondere steigerte sich das Entzücken von Luise Herder. Aber auch der Vater nahm regen Antheil, er fand, daß Richter in und durch sich reif geworden sei.[2]) Im Juli 1802 reiste Jean Paul mit seiner Gattin von Meiningen aus noch einmal nach Weimar. Herders boten ihm auf das freundlichste ihr Haus zur Wohnstätte an,[3]) er zog es jedoch vor, um freier zu sein, bei seiner „alten Quartiermeisterin", der Frau Kühnholdt zu wohnen. In der Familie des Freundes fand er sein „altes Lebensitalien" wieder;[4]) noch immer ist Herders Zunge für ihn die Zunge in der moralischen Apothekerwage, so sehr auch fremde Macht und Eisschwere falsches Gewicht ihm unbewußt in die Schalen bringen. Aber Herder war an Leib und Seele gebrochen, sein geistiges wie sein körperliches Auge war siech.[5]) 1803 am siebenten August schrieb er, der seit der Ilmenauer Katastrophe fast ausschließlich seiner Gattin die Correspondenz mit Richter

1) Vgl. auch O. III, 217.
2) Vgl. Nachlaß I, p. 328 ff.
3) Vgl. W. VI, 233 ff.
4) Vgl. Karoline an Knebel, 4. Febr. 1803.
5) Vgl. O. IV, 94.

überlassen, zum letzten Male in seinem Leben, von Eger aus, an Jean Paul. Er empfahl ihm mit warmen Worten den Grafen Medem, einen Bruder der Frau v. d. Recke und der Herzogin von Kurland, welcher durch Coburg, Jean Pauls damaligen Aufenthalt, durchreisen und den gefeierten Dichter kennen lernen wollte. Schon am 30. Decbr. empfing Jean Paul durch Herders Gattin die Kunde von dem Tode des Freundes.[1]) Die Nachricht von der glücklichen Niederkunft von Jean Pauls Gattin hatte ihm auf seinem trüben Krankenlager eine helle Stunde gebracht; er sehnte sich recht nach Jean Paul und ließ sich noch in den letzten Tagen aus dem vierten Theile des Titan vorlesen. Jean Paul blieb mit Karoline, welcher er sich als Herders zweite Wittwe bezeichnete, in fortwährendem Briefwechsel. Für das schöne Denkmal, welches er Herder in der Vorschule der Aesthetik errichtet, für „den Kranz an seinem Grabeskreuz" dankte sie ihm im Verein mit Luise aus voller Seele. Die Flegeljahre, „diese Welt- und Menschen-, Geistes- und Herzens-Geschichte", erschienen ihnen als das vortrefflichste Buch des Dichters und bewiesen ihnen von neuem, daß die Welt von dem „jetzigen Klingklang der Formen, Reime, Füße, Krebsfüße und Spielmetrums erlöst und auf den Seelenklang einfacher und wahrer Empfindungen geleitet werden" müsse. Der Dichter solle nur fortfahren, die Menschen vom Trug und Betrug zu heilen und von der bösen Kunst, den Schwächen der Zeit und der Stände zu schmeicheln (besonders auf dem Theater). Die Levana nennt Karoline ein wahres Religionsbuch, durch welches Jean Paul das goldene Zeitalter wiederbringe, indem er die Seelen der Kinder heilige und das Paradies ihrer Jugend und Erziehung aufschließe. Sie wurde hierdurch veranlaßt, noch einmal seine früheren Schriften zu lesen und schrieb am 30. Mai 1807 darüber an Knebel. Nach einem begeisterten Dithyrambus will sie ihm ein Geständniß machen über die hoch gepriesenen poetischen Abgötter der Zeit; wie steif und leer und herz- und geistlos sind sie ihr mit ihren Formen, mit denen sie uns eine kunstvolle Menuet vortanzen, gegen den einzig lebendigen Richter, der ein Genius und Heiland seiner Zeit ist. Kurz vor ihrem Tode begrüßte sie noch mit der innigsten Freude die Nachricht, daß

1) Ueber die Empfindungen bei derselben vgl. W. IV, 276. F. I, 143. WW. 28, 123.

Dalberg dem Dichter eine Jahrespension gegeben. Sie und Luise finden immer noch ewigen Frühling, neue Freuden bei dem „Schöpfer der Menschen- und der Gotteswelt“ und wünschen daß sie mit der Familie Jean Pauls an einem Orte leben könnten, sie würden dann zusammen ein Herz, eine Seele, ein wunderbares Echo sein. Dieser Brief ist vom 21. Mai 1809; sie starb am 15. September, nachdem sie noch kurz vorher ihre geliebte Tochter Luise dem Kammerrath Stichling, dessen erste Frau Wielands Tochter gewesen, vermählt hatte.

Wie in Herders letzten Jahren die Wärme der Empfindung für Jean Paul wieder der ursprünglichen Kühle gewichen war, so erblickte zuletzt auch Jean Paul oft, besonders, wie schon bemerkt, seit dem vertrauten, wenn auch nur schriftlichen Verkehr mit Jacobi, in der glänzenden Sonne einige Flecken, die freilich immer wieder durch die unerschöpfliche Leuchtkraft von Herders Genius aufgehellt und überstrahlt wurden. Bei all seinem Scharfsinne und Tiefsinne fehlte ihm seiner Meinung nach nur die letzte Aehnlichkeit mit Platon, daß nämlich „seine Lenkfedern im abgemessenen Verhältniß gegen seine gewaltigen Schwungfedern gestanden hätten“. Er ist ihm aus einem halben Dutzend Genies auf einmal zusammengesetzt, aber es fehlt ihm ein alle bindendes besonnenes Ich, ohne welches keine Philosophie und Poesie sich vollendet. „Ich wollte“, sagt er einmal, „mit Herders Kräften und meiner Anwendung derselben der größte Autor geworden sein.“ Verhängnißvoll ist auch, daß er auf seinen zarten Zweigen außer den Früchten noch die Consistorialwäsche trägt, die der Staat an ihn zum Trocknen hängt. „Welche Cederngipfel“, ruft Jean Paul „würde er außerhalb der Kanzeldecke und Sessionsstube treiben!“ 1804 findet er als seine einzige Schwäche einen (zuletzt physisch-) kränklichen Ehrgeiz. Wegen der zuletzt bemerkbaren „Härte“ entschuldigt er ihn, ja es erscheint ihm als ein Wunder, daß er noch so viel Milde bewahrte. „Denn wenige kennen“, sagt er, „das Gefühl eines Autors, dessen Thron erschüttert wird. Früher versöhnt ein Lobredner mit hundert Tadlern, später nicht zehn Lobredner mit Einem Tadler, und es ist immer hart, in der Zeit, wo man Belohnung hofft, Strafen zu finden und Vorwürfe einer vergeblichen Rennbahn.“ Herder hatte, wie wir gesehen, sich noch auf seinem Todtenbette an Jean Pauls Werken erquickt. Als für letzteren 22 Jahre später die Zeit herannahte, in welcher er ihm nachfolgen sollte, ließ er

sich von Spazier ununterbrochen fort bis an den Tag seiner Auflösung, wenn auch täglich einige Seiten weniger, aus dem zweiten Bande der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit vorlesen. Mehreremal verlangte er außerdem mit großer Sehnsucht nach Herders Volksliedern, von denen die sanften lettischen Weisen ihm besonders wohl thaten.[1])

Durch die der Herder'schen Familie befreundete Frau von Berg war auch Gleim auf den Hesperus und die Unsichtbare Loge aufmerksam gemacht worden, ja er erfuhr durch sie erst, daß überhaupt ein Jean Paul existire. „Ein Laut von Herder oder Herderin", schreibt er 1795, „so hätt' ich den göttlichen oder auch nicht göttlichen Mann längst schon genossen. Wer ist er? Wie heißt er? Wo wohnt er? Was hat er sonst noch geschrieben? Alles von ihm muß ich noch lesen, ich sterbe nicht eher." Als er Herders Antwort erhalten, dankt er für die Nachrichten von dem „wunderbaren" Mann. Auch er giebt zu, daß sich Jean Paul oft an seinen Lesern versündige, aber auch er will, daß er sich um keinen Preis ändere. Den Fixlein hat er mit unendlichem Nutzen gelesen, er konnte ihn nicht weglegen und las sich fast blind. Viele Stellen des Hesperus haben ihm sein eigenes Nichts zum Bewußtsein gebracht; er stellt das Buch höher als die Werke Swifts oder Yoriks, die Naturschilderungen übertreffen Kleist, Thomson und andere, kurz der Dichter schreibt, wie sich Gleim ausdrückt, alle Romanschreiber nieder. Mit dem innigsten Danke begrüßt er die Nachrichten, welche ihm Herders von Jean Paul geben, nachdem dieser sie besucht. Er findet, daß in ihm ein Gott ist, in noch höherem Sinne als Horaz est deus in nobis von den Dichtern sagt. Jede Silbe, die er von ihm und über ihn liest, bezeugt ihm, daß er kein gewöhnlicher Mensch ist. Er bittet daher inständig, sein Bildniß für den Freundschaftstempel malen zu lassen, damit es da zwischen Herder und seiner Gattin Platz finde. Diese Bitte wurde ihm erfüllt und das Bild prangte mit der Unterschrift: „Jean Paul Friedrich Richter, geboren 1763, gemalt für Gleim

---

1) Vgl. Spazier, Jean Paul in seinen letzten Tagen und im Tode. Breslau 1826. pp. 47 ff. Stellen über Herder finden sich noch W. II, 20. 54. W. IV, 10. F. I, 56. 427. F. II, 35. 108. III, 86. 133. Funck, p. 51. WW. 14, 19. 18, 92. Vgl. außerdem den Brief Herders an Knebel v. 23. Nov. 1798 und v. 3. Juni 1799, die Briefe Karolinens an Knebel vom 2. Febr. 1799 und v. 13. Okt. 1803.

von Heinrich Pfenninger zu Leipzig 1798"[1]) als eine von Gleims größten Kostbarkeiten.

Doch Gleim begnügte sich nicht mit der bloßen Bewunderung; bereits im Mai hatte er an Jean Paul die Summe von fünfzig Thalern und einen „Septimus Fixlein" unterzeichneten Brief gesendet, dessen erste Worte lauteten: „Sie sollen arm sein, lieber Herr Richter! Sie? Der Millionär an Verstande? . . . . . . Sie sollen sehen, daß Ihre Leser dankbar sind, alle dankbar sind. Die meisten können's aber nicht beweisen und das ist auch recht gut; Sie, lieber Herr Richter, würden sonst reich und schrieben keine Bücher mehr." Jean Paul erfuhr erst später den wahren Namen des Absenders, als Gleim an den Buchhändler Lübek schrieb und dieser Brief in Siegel, Handschrift und Form mit jenem völlig übereinstimmte. Er bat daher den Dr. Hoche in Halberstadt, welcher ihn um Beiträge für die Monatsschrift „Hebe" ersucht hatte,[2]) „dem ästhetischen Jubelsenior Gleim, dessen Triumphwagen nicht bloß das Musenpferd, sondern auch die weißen, geheiligten Rosse der biederen Germanen ziehen", seine wärmste Verehrung zu sagen. Im Juli des folgenden Jahres besuchte er ihn sogar in Halberstadt. Seine „Vollherzigkeit" nennt er später zwar einäugig und konnte nicht umhin, ihm einige leichte Bemerkungen auf seine Vergleichung der Leiden von Ludwig XVI. mit denen von Christus entgegenzuhalten; allein er liebte ihn, der „das Feuer und die Blindheit eines Jünglings" besaß, doch unsäglich. Gleim stand, als Jean Paul ankam, in der Thür; so herzlich war der Dichter noch nie empfangen worden, weil, sagt er, keiner ein solcher Deutsch-Meister war. Er rühmt an ihm Feuer, Offenheit, Redlichkeit, Mut und Eifer fürs preußische Vaterland; es thut ihm wohl, daß er an kein Stiefvaterland glaubt und daß er einen ebenso weiten politischen wie literarischen Wirkungskreis hat. „Wie hebt diesen biedern Borussianer", ruft er aus, „der vor lauter Feuerflamme nie die rechte Gesichtsfarbe

1) Vgl. Aus Herders Nachlaß p. 284. Körte, Gleims Leben. Halberstadt 1811, p. 437. Oertel konnte in dem Bilde die geliebten Züge des Freundes nicht wiederfinden; er meinte, sein bestes Bildniß werden wohl ewig seine Schriften bleiben. Vgl. F. I, 77.

2) An Charlotte von Kalb schreibt Jean Paul: „Gleim, Nachtigall, Matthisson geben Erholungen unter dem Titel „Hebe" heraus; auch vor meiner Thür schlugen sie die Werbetrommel so lange, bis ich mitging."

anderer Menschen haben kann, mein Herz über die ästhetischen Gaukler in Weimar und Jena!" Die achtzehnjährige Nichte Gleims gefiel ihm wegen ihres Frohsinnes, ihrer Ausbildung und weiblichen Leichtigkeit; bei ihrem Stiefvater, dem Pfarrer Körte[1]) in Aschersleben, verweilte er auf der Rückreise nach Leipzig.[2]) „Mein guter, theurer Vater!" redet er Gleim im ersten Briefe von Leipzig aus an; sein ganzes Herz hat ihn so genannt, als er voll Dankbarkeit, Liebe und Hochachtung von ihm schied. Er nennt ihn überall den Deutschen, wie man Friedrich den Einzigen nennt. Insbesondere ist er deswegen an seinem warmen, ganzen und festen Herzen so glücklich gewesen, weil sein Entzücken nicht wie sonst immer durch irgend welche moralische Mißtöne gestört worden ist. Sein ganzes Leben hindurch will er daher an ihm mit Liebe und Verehrung festhalten.

Gleim seinerseits hätte den jugendlichen Freund, wäre er selbst nicht so alt gewesen, gern „wie die Musen den Amor" mit Blumenketten umschlungen und beständig in seiner Nähe behalten. „Er ist unser", ruft er aus, „wie irgend einer der auserwählten Gottesgeister." Auch fernerhin bewahrt er dieselbe Gesinnung. Seine „Briefe" liest er, wie sie seiner Meinung nach gelesen werden müssen, nämlich an jedem Morgen um vier Uhr einen Brief; den über die Philosophie ließe er, wenn's erlaubt wäre, besonders abdrucken. Bei einigen Stellen des Siebenkäs sagt er sich, daß Shakespeare nicht erhabener sei; er erklärt sich gegen die Klitterer, die's anders haben wollen, als es ist in den Werken dieses Feuergeistes, dieses Gottgenius, dessen höchste Aufgabe darin besteht, die Menschheit zur Menschheit zu machen.

Nach Jean Pauls Verlobung mit Karoline v. Feuchtersleben schickte ihm Gleim „in einer königlichen Verschreibung auf die ostpreußischen

1) Jean Paul schreibt Görte.

2) Als jedoch später Jacobi mit Körte wegen der Herausgabe von Gleims Briefwechsel in Streit gerathen war, beglückwünschte Jean Paul ersteren zu seiner Streitschrift und fügte hinzu: „Dein Feindlein K. ist weniger ein Nebelstern als ein Sternnebel." Die Reise zu Gleim vermittelte auch Jean Pauls Bekanntschaft mit dem Kapellmeister J. Fr. Reichardt, der damals als Salinendirektor in Giebichenstein lebte. Der Dichter meinte jedoch, sie beide seien Weltpole weit auseinander und über Kunst und Menschen und Empfindungen ewig getrennt. Vgl. noch O. II, 269. 273. 276. 278.

Provinzen 500 Thaler Aussteuer, nicht als Geschenk, sondern als Angeld auf den Contract, daß Jean Paul von jedem der hundert Bände, die er noch schreiben werde, einen in die Familienbibliothek seines Freundes mit Einschrift seines Namens abliefern wolle." Mit seinem Danke verband Jean Paul die Mittheilung, daß er Weimar verlassen wolle und den Wunsch, daß Gleims Nachsommer ihm ein Nachfrühling sein und daß sein unaussprechlich redliches Herz immer eines finden möge, das antworte Gleim kann sich die Möglichkeit, daß der Freund Weimar und Herders verlassen werde, nicht denken. Er fragt, ob er denn in diesem Leben seinen geliebten Santo Paolo nicht noch einmal sehen werde. Seine Bitte um den Titan und um die Clavis erfüllt Jean Paul bald darauf, er sendet sie „zum edlen Vater, der Kriegslieder sang und Friedenspredigten hielt" und wünscht nicht sowohl von ihrem Empfange als von ihrer Wirkung benachrichtigt zu werden, da er kaum jemand kennt, der mit so hellem und so wohlwollendem Auge zu richten vermöge. Gleim antwortete, daß er den Titan langsam wie eine heilige Schrift an heiligen Tagen lese, und daß das Buch mit Ausnahme des menschenfeindlichen Anhanges ebenso einzig sei als sein Verfasser. Die schönsten Stellen streicht er immer an; nur glaubt er, daß zuletzt wie beim Homer jeder Vers, so hier jede Zeile angestrichen sein wird.[1]) Er bedauert später noch einmal, daß er ein alter, dem Grabe naher Mann sei, sonst würde er ihn bei sich behalten und zum Professor der Humanität machen. Als ihm Jean Paul seine Verlobung mit Karoline Mayer angezeigt, — „denn", sagt er, „wie ein Kind zeige ich Ihnen jede Blume, die mich das Schicksal auf dem Abhange des Lebens finden läßt", — sendet er ihm ein Silberschreibzeug und „seinen besten, altväterlichen Segen". „Stünden", schreibt Gleim auch hier wieder, „wie die Ihrigen meine Blumen in voller Blüte, so wüßt' ich ein Haus und einen Garten und Berg und Thal und bittres Bier für meinen Herzenssohn; — nun weiß ich nichts."[2]) Doch

---

1) Aehnlich war es ihm, wie er einst in Versen schrieb, mit den Mumien gegangen. Vgl. W. VI, 138 f.; in Betreff des Titan s. auch den Brief an Herder vom 29. Mai 1800.

2) Jean Paul ist nicht abgeneigt, nach Halberstadt zu ziehen, wenn es außer den B—s, die er alle braucht, Berge, Bücher, noch bittres, braunes Bier hätte, das sein Magen fordert, wenn er länger der Tagelöhner und Kossäthe des Kopfes bleiben soll.

die Freunde sollten sich nicht wiedersehen. 1802 theilt Gleim Jean Paul mit, daß eine Staroperation ihm das geringe Augenlicht, das er noch hatte, genommen, aber noch so viel Lebenskräfte gelassen habe, daß er hoffe, Jean Pauls neuestes Werk zu erleben. Er solle aber die Absendung keinen Tag verschieben, denn leicht könne es zu spät werden, da er bereits in sein 84. Jahr trete. Jean Paul zögerte denn auch nicht mit der Absendung des dritten Bandes vom Titan; dieser werde ihm, bemerkt er, einen reinen Horizont aufthun, den keine krause Wolkengestalt durchschneidet. Gleim ließ sich das Buch vorlesen und darnach dem Dichter schreiben: [1])

„Drei Federn hat Jean Paul. Die eine gab ein Engel
Aus seinem Fittich ihm; mit dieser schreibt er Mängel
Der Menschen in Gelassenheit.
Die zweite Feder war in eines Adlers Flügel
Schwungfeder. Diese hält kein Zügel:
Mit der schreibt er im Groll die Fehler seiner Zeit.
Aus eines Amors leichten Schwingen
Zog er die dritte, die
Gebraucht er, Herzen zu bezwingen
Und schreibt mit ihr an sie:
„Bis in die Ewigkeit wird meins getreu verbleiben!“
Möcht' er mit dieser alles schreiben!

Es sind dies die letzten Worte über Jean Paul, die wir von Gleim kennen: er starb bereits im folgenden Jahre. [2])

Unter den deis minorum gentium des Weimarer Kreises fühlte sich Knebel am meisten zu Jean Paul hingezogen und wurde auch von diesem am meisten geschätzt. In jenem schon mehrfach erwähnten Briefe der Frau v. Kalb wird er nach Wieland und Herder als einer der am meisten für den Dichter Begeisterten genannt; [3]) sie meldet ihm daher auch gleich am ersten Tage von Jean Pauls Anwesenheit in Weimar dieselbe und vermittelt eine Zusammenkunft. Jean Paul nennt ihn einen Hofmann im Aeußern, aber einfach und von vieler Wärme und vielen

---

1) Diese Verse sind auch im Merkur 1802, II. Bd. 6. Stück p. 196 abgedruckt, statt „Jean Paul“ findet sich jedoch dort der Name „Olynth“.

2) Ueber Gleims Verhältniß zu Jean Paul s. auch Himly in der Biester'schen Neuen Berliner Monatsschrift vom Jahre 1803 p. 412. Vgl. noch WW. 18, 289.

3) Vgl. F. II, 4. 18.

Kenntnissen. Im August schickte er ihm von Hof aus jenen verhängnißvollen Brief, in welchem er lieber einen Tyrtäus als einen Properz wünscht, von Persönlichem enthält derselbe nur wenig. Knebel scheint aber auch dies erste Mal Jean Paul noch nicht in dem Grade wie später gefallen zu haben. Der Dichter sagt allerdings, daß sie einander herzlich lieben, fügt aber hinzu, daß Knebel ein geschmackvoller, feiner, epikuräischer Horaz sei, für den die andre Welt nichts Reelleres ist als ein Regenbogen; ihm gefällt nur Satire und eine Empfindung, deren Raupenfüße oder Ringe auf der Erde kriechen.[1]) Knebel verweilte dann einige Zeit in Bayreuth; Jean Paul erwähnt auch eine Zusammenkunft daselbst mit ihm, allein erst durch seinen zweiten Aufenthalt in Weimar wurden die beiden einander näher gebracht. Zuerst klagt Knebel, daß er den Freund nur selten allein sehe, zuweilen bei der Herzogin; er rühmt ihn Einsiedel als einen liebenswürdigen, guten Mann, der Herz und Kopf immer bei der Hand hat, um alles leicht und stark zu empfinden. Im Frühling des nächsten Jahres wünscht Jean Paul Knebels Urtheil über seine neueren Werke zu wissen und besucht ihn nach vorheriger Einladung zweimal in Ilmenau bei Gelegenheit seiner Reise nach Hildburghausen. Knebel fand ihn mit den reichsten Kenntnissen und mit einem Witz ausgestattet, der seines Gleichen nicht hat; er preist das gradeste, einfältigste Herz an ihm und nennt ihn sittlich und unschuldig wie ein Kind. Auf Herders Wunsch, Jean Paul möchte doch mehr vom Antiken in sich aufnehmen, meinte Knebel, er müsse in jedem Falle seine Originalität bewahren; auch Swift, Sterne und andere, sagt er, haben nichts von antiken Formen in ihren Schriften. Unbearbeitetes, frisch gegrabenes Gold ist darum nicht werthlos, Jean Paul aber giebt dies in gewaltigen Massen und andere können aus dieser Fülle formen, was ihnen beliebt.[2]) Durch den Titan, welchen ihm der Dichter durch Herder übersandte, fand Knebel nicht einen Schatz, sondern eine Welt von Schätzen aufgethan. Seiner Ansicht nach hat Jean Paul darin die Natur aller Dinge mit Scharfblick erspäht und das menschliche Herz steht ihm in seinen geheimsten Falten offen. Zuletzt

1) Vgl. F. II, 35. 42.

2) Vgl. den Brief an Karoline Herder vom 17. Mai 1800. Die Clavis geht Knebel über alles, was er an Geist und Scharfsinn und gutem Humor kennt. Vgl. auch den Brief Knebels an Böttiger vom 30. Juni 1800.

freilich wagt auch er die Frage, ob nicht Jean Paul seine Fülle und seinen Reichthum zu beschränken habe, insbesondere bei seinen Naturschilderungen. Ein ander Mal beklagt sich Knebel über die Kälte und Lieblosigkeit der Zeit und wundert sich, wenn Jean Paul noch durch die Kritiker verwundbar ist. „Untakt und Rohheit, die niederträchtigste Frechheit und Bosheit breiten sich", sagt er, „überall aus und tragen siegreich die Fahne von Goethe, Schiller und Fichte." Auch gegen den Hof richtet er seine Invectiven, er redet von einem schändlichen Verachtungssysteme, wonach alles Heilige und Würdige heruntergesetzt wird und wonach der leere und eitle Höfling mehr gilt als der Mann von Geist; er nennt es ein verfluchtes Manöver, immer einen vorzüglich sich auszeichnenden Mann mit dem andern gleichsam todt zu schlagen und zu vernichten. Besonders scharf spricht er sich im Gegensatz zum letzten Bande des Titan über Goethes natürliche Tochter aus. Sie ist ihm das raffinirteste Werk von Kunst, Talent und Seelenbüberei, das Goethe je gedichtet; im Herzen verdorben muß der sein, welcher ein solches Werk hervorzubringen vermochte. Der Titan dagegen mit seiner Fülle von „Seelen- und Naturansichten" hat ihm von neuem bewiesen, wie sehr Jean Paul an Reichthum und Vortrefflichkeit der Ideen, der Bilder und Gleichnisse, die oft die homerischen übertreffen, an Ueberfluß des Witzes die andern Schriftsteller überrage. An der Levana wünscht er zwar einiges geändert, rühmt aber das Neue, Feine, Witzige, Wahre und Erhabene als vorwiegend. Es war, als er den Brief schrieb, grade nach der Schlacht bei Jena; er schloß ihn damit, daß Goethe ihm in seiner Noth ein paar Flaschen Capwein geschickt habe, die grade recht kämen zu einem Manne, den die Franzosen ganz aufs Trockne gesetzt. Goethe selbst sei die ganze Zeit mit seiner Optik beschäftigt; sie studirten unter seiner Anleitung auch Osteologie, wozu die Zeit nicht unpassend, da alle Felder mit Präparaten besät seien.

Die von Knebel über seine Werke gefällten Urtheile sind Jean Paul die liebsten, da sie frei von allen ästhetischen Vorurtheilen seien; mit dem vaterländischen Indifferentismus jedoch kann sich der Dichter nicht einverstanden erklären. Die damalige Menschheit bedarf seiner Meinung nach des stärkenden Krieges früher als des Friedens und ein tapferer Kriegsstoß weckt auf. Knebel gab jedoch von seinen politischen Ansichten noch weitere Proben. Als Jean Paul seinen Trost über die traurige

Lage von Deutschland ausgesprochen, that es Knebel wehe, daß sich „sein wohlthätiger, prophetischer Geist durch das Stickgas der Zeit etwas hat anstecken lassen". Er soll vielmehr, sagt er, die Zeit sich selbst überlassen, die, welche die mephitischen Dünste erregt hätten, könnten auch daran ersticken. Er ist zufrieden, wenn er für sich ein Fläschchen Aether zurückbehalten und die Wolken am Himmel ruhig vorüberziehen lassen kann. „Nun müssen", heißt es zuletzt, „Völker die Verirrungen der Vernunft büßen, das ist ihr Los." Als Goethe Knebel die Dämmerungen übersandt hatte, schrieb ihm dieser zurück, daß er dadurch nicht heiterer geworden sei, denn das Buch knüpfe bei all dem Geistigen, Sinnreichen und Witzigen doch zu nahe an die Gegenwart an.

Trotz dieser abweichenden Ansichten spricht Jean Paul 1810 die Sehnsucht aus, nur einen Tag lang mit Knebel über die „lusus naturae et diaboli" der jetzigen Zeit zu reden; auch über die literarischen Naturspiele möchte er ihn hören, z. B. über die Wahlverwandtschaften. Der letzte an Knebel gerichtete Brief ist vom Jahre 1814 und scheint nach längerer Pause geschrieben zu sein. Er könne jetzt, sagt er, mit ihm ein Jahr über die jetzigen Jahre reden. Jetzt wollten sie einträchtig loben und zanken, zumal Knebels weltmännische Vielseitigkeit ihm auch früher schon mehr durch, als auf die Finger gesehen habe. Zwei Jahr später äußert sich Knebel über Jean Pauls Museum, er findet es voll Ideen, voll Vorstellungen und Bilder. Leider aber verdränge immer eines das andere und lösche den Eindruck des Vorhergehenden wieder aus. Aber man ergötze sich doch immer wieder an dem Witz und Scharfsinn und dem Neuen, das überall sichtbar.[1])

Von den übrigen Weimaranern kamen noch Böttiger, Schütz, Bertuch, Falk und Corona Schröter mit Jean Paul in Berührung. Von ersterem wurde bereits erwähnt, daß er sich gescheut, den preisenden Aufsatz Oertels in den Merkur aufzunehmen. Nichtsdestoweniger erhob er selbst einige Male ebenda seine Stimme für den Dichter. 1797 wundert er sich, daß unter den 210 Romanen des neuen Meßkatalogs grade einer der interessantesten, weil er durch seinen Titel täusche, nicht verzeichnet worden sei — das Campanerthal. „Vielleicht", setzt er hinzu, „will der Verfasser dieses neue, merkwürdige Produkt seiner

1) Vgl. F. III, 75. 138. 144.

moralischen Phantasieschöpfung nicht unter dies Kapitel gebracht wissen." Jean Paul nennt mit zu großer Güte diese Anzeige unbedeutend; vielleicht sind auf diese Zeit auch die beiden im zweiten Bande von „Wahrheit" zc. überlieferten Aussprüche über Böttiger zurückzuführen. „Denke dir", sagt Jean Paul das eine Mal, „unter dem Schreiben immer Böttiger und Nicolai als die Leser und Richter." „Ich werde", heißt es das andere Mal, „nicht so schlaff wie Böttiger loben, sondern ich werde sogar diesen loben." Außer der Anzeige des Campanerthals erschien im Merkur von Böttiger noch eine Besprechung des Jubelsenior. Darnach wird der Leser für den Mangel eines Planes und für so manche üppige Auswüchse durch treffende Beobachtungen, witzige Vergleichungen und tief gegriffene Empfindungen entschädigt, an denen es diesem mehr gepriesenen als verstandenen Liebling der Leserwelt auch nie fehlt. Aus dem zwischen Jean Paul und Böttiger in Weimar und später geführten Briefwechsel geht hervor, daß beide durch den persönlichen Verkehr einander näher gerückt wurden. Wenige Jahre vor seinem Tode noch ist der Dichter von lebhafter Dankbarkeit erfüllt, daß ihm damals Böttiger seine literarischen Schätze so freigebig hatte excerpiren lassen. Als er sich von ihm, „dem Panhistor und Oligograph" verabschiedet, sagt er ihm herzlichen Dank für die vielen Früchte, die er ihm vom Erkenntnißbaum zugeworfen und herabgeschüttelt habe. Auf Böttigers Veranlassung hatte er ja auch in Weimar seine Charlotte Corday, welche zuerst im Taschenbuche von Gentz und Voß erschien, [1]) geschrieben. Der Dichter hatte acht Louisdor dafür verlangt, Böttiger jedoch, den er um Besorgung des Manuscriptes gebeten hatte, forderte zehn Louisdor und zehn Freiexemplare; Jean Paul sagt: „Was er mir nur geben und thun kann, thut er." In den folgenden Jahren besorgte Böttiger oft Bücher für den Dichter und war ihm mit seinem Rathe behülflich, als Jean Paul 1816 das erste Mal an eine Herausgabe seiner sämmtlichen Werke dachte. Wenige Monate vor seinem Tode kam er bei Böttiger noch einmal auf diese Angelegenheit zurück und fragte, ob dieser denn nicht auch an eine Herausgabe seiner eigenen Werke denke, von welchen sich so viele wegen ihrer Kleinheit den Kolibris gleich verstecken.

An den Hofrath Schütz in Jena schickte Jean Paul 1795 den Fix-

1) F. III, 44 f.

lein mit einem längeren Schreiben; an dessen Schluß er von sich selbst sagt, daß er die Erweiterung unseres Innern für alle Systeme und Schönheiten und Charaktere für die hiesige Bestimmung halte. 1798 war er bei Schütz mit Goethe, Böttiger, Gerning und Sophie Meerau zu Tisch; er brachte da auch die Nacht zu, wir erfahren jedoch nichts weiter, als daß Schütz der gefälligste Mann sei. Noch 1823 erinnert sich Jean Paul seiner, er trägt nämlich Böttiger Grüße an ihn, den „Menschenfreundlichen" auf. An Bertuch schickte er 1790 den Aufsatz „Pasquil auf die schönste Frau in Deutschland" fürs Modejournal; er mußte aber dreimal schreiben, ehe nur eine Antwort erfolgte. Den letzten Brief schloß er mit den Worten: „Sie werden freilich mehr ans Zurückgeben als ans Einrücken gewöhnt sein; so bitte ich ums erstere, da mein Aufsatz das letztere nicht vertrug." Diese Bitte wurde schnell erfüllt. Bertuch schickte ihm den Aufsatz mit dem Bemerken, daß er ihn nicht brauchen könne, da ihm Einheit und bestimmter Umriß fehle, da er keine Hauptfigur habe, da endlich Pasquil, das persönliche Satire bedeute, die doch in dem Aufsatz nicht enthalten, ein falscher Titel sei. Ueber Falk urtheilt Jean Paul noch von Hof, 1797, aus, daß er bei seinen Produktionen unter dem Kaperbriefe seines Namens sehr stiehlt. Dennoch ist er ihm, obwohl kein Humorist, doch ein ächter Satiriker, nur soll er seinen Satiren den erhabenen Hintergrund auf den Ernst der ewigen Natur geben, ohne den sie die Mortalität der Kalender erleben und verdienen. Bei Herder sah er ihn selbst und schildert ihn als lang, schlank, mit wenig gebogener Nase, festsprechend, mehr mit den Personalien der Erde befangen und angenehm. Er wohnte in Weimar ihm gegenüber, so daß sie sich in die Fenster sehen konnten; er spricht auch die Hoffnung aus, daß sie einander lieben werden, wir erfahren jedoch nichts von weiteren Beziehungen. Corona Schröter empfing 1796 zu ihrem Geburtstage einige freundliche Zeilen von Jean Paul; er wünschte, daß „das Leben ihr im sanften Echo schöner Tage die holden Laute wiedergebe, die ihre Stimme wie Blumenguirlanden um seine zog." Sie dankte ihm aus der Fülle ihres ganzen Herzens und erwähnt dabei eine Zeichnung, welche von ihm zu nehmen seine Güte vergönnt habe und welche sie dem Urbilde, das ihr sehr lebendig in der Seele geblieben, immer näher und näher zu bringen suche. Bei seinem zweiten Weimarer

Aufenthalte erwähnt Jean Paul einen Besuch bei ihr sowie, daß sie mit Böttiger und Einsiedel ihm das Quartier besorge.

Als Resultat unserer bisherigen Darlegung ergiebt sich, daß die Weimaraner sich Jean Paul gegenüber in zwei scharf gesonderte Lager vertheilen: auf der einen Seite stehen Goethe und Schiller, die sich im großen und ganzen ablehnend verhalten, auf der andern Knebel, Gleim, Wieland und die Herder'sche Familie, die, jeder in seiner Art, Jean Paul als einen der größten Genien begrüßen. Auch Goethe und Schiller waren, insbesondere in der ersten Zeit, als Goethe noch nicht durch jene Stelle in dem Briefe an Knebel beleidigt war, nicht abgeneigt, an Jean Paul vieles anzuerkennen. Goethe bemerkt manche gute Partien seiner Individualität, der Dichter wird seiner Meinung nach Schiller gewiß recht wohl gefallen. Ja er hofft, daß er dereinst noch zu den ihrigen gerechnet werden könnte, denn er erscheint ihm als ein sehr guter Mensch, dem es mit dem Guten ernst sei und der ihn durch seine Wahrheitsliebe und seinen Wunsch, etwas in sich aufzunehmen, für sich eingenommen habe. Ebenso hat ihn auch Schiller voll guten Willens gefunden und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen. Allein Goethe erklärt zugleich, daß er ein so complicirtes Wesen sei, daß er sich nicht vollständig über ihn auslassen könne, niemand wisse das wunderliche Wesen recht anzufassen, er würde bald zu hoch, bald zu tief geschätzt. Der Hesperus ist ihm ein Tragelaph, auf die Dämmerungen wird jenes Räthsel der Anthologie bezogen. Bei diesem Nichtanfassenkönnen bleiben jedoch weder Goethe noch Schiller stehen; sie machen sich über den Hesperus und seinen Verfasser in einer Weise lustig, die allerdings, besonders bei Goethe, nicht durchweg den Eindruck einer rein objektiven Beurtheilung macht. Schiller sieht in dem Roman eine lustige Lektüre für die langen Nächte; er wundert sich, wie er in Weimar grassire und erklärt es für ein Zeichen von Charakterlosigkeit, daß die Gesellschaft an diesem Werk und an einer Schrift von Lafontaine zugleich Gefallen finden könne; er nennt Jean Paul und seine Geistesverwandten „Volk". Für Goethe ist Jean Paul „der allzubekannte Verfasser des Hesperus", er nennt ihn ironisch „den edlen Freund", „Freund Richter", „den guten Mann in Hof"; als sich Jean Paul jedoch einen Tadel erlaubt, ist er ihm „arrogant". Goethe hat sich viel Curiosa über ihn aufgespart, er verspottet ihn in einer Gesell-

schaft, nennt ihn viele Jahre später einen Philister; er beklagt es, daß das feinere Publikum seinen Ueberfluß von Beifall auf den Hesperus ergieße und sein Verfasser ist ihm ein Mensch, mit dem man sich in Acht nehmen muß. Goethe sowohl als Schiller suchen aber auch ihre Abneigung zu begründen. Jean Paul hat ihnen zu isolirt gelebt und kann deswegen nicht zur Reinigung seines Geschmackes kommen; er erscheint ihnen fremd, wie einer, der aus dem Monde gefallen ist, es wäre ihm eine frühere Ausbildung zu gönnen gewesen. Schon Lichtenberg hatte geklagt, daß man die Personen und die Geschichte eines Werkes von Jean Paul über dem Verfasser vergesse; ähnlich ist unser Dichter auch für Schiller und Goethe zu subjektivisch, zu idealistisch, man findet deshalb, sagt Schiller, bei ihm wohl Ernst und Innigkeit, aber keine Freiheit, Ruhe und Klarheit, das Charakteristische tritt bei ihm mit Einseitigkeit und Härte hervor, während die, welchen es an ästhetischer Nahrung und Einwirkung von außen nicht gefehlt, leicht in Charakterlosigkeit versinken. Für Goethe zeigt Jean Paul sein Wissen zu sehr, er bekommt Gehirnkrämpfe von dem Werfen aus einer Wissenschaft in die andere, es mißfällt ihm auch die Abwechselung von Ernst und Scherz. Für Schiller wäre er der Bewunderung werth, wenn er seinen Reichthum nur halb so zu Rathe hielte wie manche ihre Armut. Nicht auf dem Grunde der soliden Natur baut er nach Goethe, sondern webt ein luftiges Gespinst und hält alle andern für krank, während er es doch nur selbst ist. Er will, wie Schiller schreibt, die Dinge außer sich gern sehen, nur nicht mit dem Organe, womit man sieht. Es gipfelt sich bei Goethe sowohl als bei Schiller schließlich alles in dem Vorwurfe der Formlosigkeit. Gestaltung und Spezifikation ist es, was ihm fehlt, das Waltenlassen des Talents nach individueller Bequemlichkeit, was ihm vorgeworfen wird. Das Humoristische hat an sich schon keinen Halt und kein Gesetz in sich, es muß unfehlbar zuletzt in Trübsinn und üble Laune ausarten. Völlig unvermittelt neben dieser Auffassung Goethes steht die Stelle im Westöstlichen Divan und das Urtheil über die Levana. Unglaubliche Reife, große, richtige Umsicht, Reichthum an Gleichnissen, alles im gemütlichsten Elemente, kurz es kann nicht Gutes genug von letzterer gerühmt werden. Verständig, umschauend, einsichtig wohlwollend, die seltsamsten Bezüge schaffend und doch nirgends ohne den geheimen ethischen Faden, so schildert er den Dichter im Divan.

Während Goethe und Schiller an Jean Paul vor allem seine Formlosigkeit tadeln, beklagt sich dieser umgekehrt, daß beide der Form ein zu großes Gewicht beilegen. „Goethe liebt den Stoff nur noch an seinem Leibe und quält uns“, meint Jean Paul, „mit seinen ausgetrockneten Weisen »à la grecque«, und doch verlangt der neue Inhalt eine neue Form.“ Schon Charlotte v. Kalb hatte Goethe kalt für Menschen und Sachen genannt, er erwärme sich nur noch für die Kunst. So redet auch Jean Paul von den ästhetischen Gauklern in Weimar und Jena, die für keine Seele eine haben und von denen alle Charaktere nur beschaut, nicht ergriffen werden. Nicht einen Properz, sondern einen Tyrtäus braucht die Zeit. Jean Paul findet Schiller ohne Liebe, der genialische Egoismus stößt ihn ab und er hat Mitleid mit dem eingeäscherten Herzen. Goethe verachtet die Menschen, er braucht sie nur zu poetischen Figuren und sieht eine Welt und einen Sperling mit gleichem Gemüte fallen. Er ist heidnisch-sinnlich und erhebt nicht wie Klopstock, sondern erheitert nur und malt das nahe Grün der Erde, nicht das tiefe Blau des Himmels. An Schiller tadelt Jean Paul vor allem die Reflexionspoesie, die ihn an Corneille erinnert. Herder steht ihm bei weitem höher, denn er scheint ihm vielseitiger und hat durch seine Volkslieder die Schiller'sche Reflexionspoesie bekämpft. In seinen späteren Jahren urtheilt Jean Paul günstiger über Goethe und kehrt damit zu jenem Enthusiasmus der Jugend zurück, welcher ihn den Werther und W. Meister preisen und die Loge sowie den Hesperus an den schicken läßt, der wie ein guter Genius über seinem Herzen gewaltet. Jetzt ist ihm Goethe der klarste Mann in Europa und der universellste; jetzt rechnet er es ihm zum Ruhme an, daß er der Wiederhersteller Griechenlands ist und nennt sich selbst im Unterschiede von dem alles bestimmt auffassenden Goethe romantisch zerflossen. Dieser romantischen Gesinnung wegen liebt Jean Paul auch unter den Schiller'schen Dramen insbesondere die Jungfrau von Orleans.

Von Jean Pauls Verehrern in Weimar hat ohne Zweifel Knebel seinen Geist am wenigsten erfaßt. Er findet den Dichter allerdings mit den reichsten Kenntnissen ausgestattet, bewundert das gradeste, einfältigste Herz und nennt ihn sittlich und unschuldig wie ein Kind. Jean Paul hat seiner Ansicht nach die Natur aller Geister und aller Dinge ausgespäht, das Wahre des menschlichen Herzens steht ihm offen in seinen geheimsten Falten, der Titan bietet eine Fülle von Seelen-

und Natur-Ansichten. Der Dichter soll daher so bleiben wie er ist, vom antiken Geiste hat er nicht nöthig etwas in sich aufzunehmen. Allein das sind nur vereinzelte Aeußerungen, das Höchste vielmehr, das Knebel zu allen Zeiten an Jean Paul bewundert, ist sein Witz. Dieser hat seiner Meinung nach nicht seines Gleichen; es gehört mit zu den höchsten Vorzügen des Titan, der Levana, der Dämmerungen, des Museums, daß sie von Witz überfließen. Demgemäß hält auch Jean Paul Knebel in der ersten Zeit nur für einen feinen, epikureischen Horaz ohne höhere Ideale. Später gewinnt er ihn zwar sehr lieb, allein er kann sich mit seinem politischen Indifferentismus nicht befreunden, wie umgekehrt für Knebel Jean Pauls Dämmerungen „zu nahe an das Gegenwärtige halten".

Eben die Vaterlandsliebe, die Jean Paul an Knebel vermißte, begeisterte ihn für Klopstock und war das Band zwischen ihm und zwischen Gleim. Nicht die alten Klassiker sind seiner Meinung nach der Jugend heilsam, überhaupt nicht ohne weiteres alles das, was „weit her" ist, sondern die eigene Sprache muß in Mustern anreden, wenn sie ergreifen soll; nicht durch Begeisterung für ein altes, untergesunkenes Land soll man das Feuer der Vaterlandsliebe anblasen, sondern unsere deutschen Schriftsteller seien der Born, aus dem geschöpft werde. Jean Paul will Gleim überall den Deutschen nennen, wie man Friedrich den Einzigen nennt. Ein Mensch wie Gleim, der an kein Stiefvaterland glaubt, thut ihm wohl; er ist aus Redlichkeit und Mut und preußischem Vaterlandseifer zusammengesetzt, bei ihm stört kein moralischer Mißton, seinen Triumphwagen zieht nicht bloß das Musenpferd, sondern auch die weißen geheiligten Rosse der biederen Germanen. Hatte Jean Paul schon an Klinger das Urgebirge seltener Mannhaftigkeit gerühmt und schon Thümmel einen schönen, redlichen Germanismus der Treue genannt, so ist ihm vor allen Gleim ein „Deutschmeister" wie keiner und er stellt diesen biedern Borussianer hoch über die ästhetischen Gaukler in Weimar und Jena. Auch Gleim redet stets in Ausdrücken des höchsten Entzückens von Jean Paul; nicht bloß dies, er unterstützt ihn mit Geld, als er noch arm war, und erfreut ihn durch Geschenke, als sich seine Lage gebessert. Er muß alles von ihm, dem göttlichen, wunderbaren, dem Gottgenius, lesen, von ihm, in dem ein Gott ist. Jean Paul sollte Professor der Humanität sein, den Titan liest Gleim wie eine heilige Schrift und beim Hesperus fühlt er sein eigenes Nichts; Shakespeare ist nicht erhabener,

ja in einigen Stellen des Siebenkäs ist mehr als Shakespeare. Aehnlich äußert sich auch Wieland. Er nimmt zwar auch wie Goethe Anstoß an dem „unbegreiflichen Leichtsinn, womit Jean Paul von den sublimsten Gedanken in die Hanswurst-Launen übergeht“, allein erklärt auch wieder, daß der Dichter das Recht hat Er selbst zu sein und daß das, was er vermißt, von vielem Hohen und Vortrefflichen mehr als ersetzt wird. Der Hesperus ist ihm ein Trost- und Hülfsbuch für seine alten Tage, der Verfasser desselben ein mirakulöser Mensch, mehr als Herder und Schiller und hat eine Allübersicht wie Shakespeare; das reinste Gemüt und der höchste Schwung der Phantasie sind an ihm zu bewundern; Jean Paul hat in Wielands Herzen seinen Platz unmittelbar über Jean Jacques. Auch in der Wieland'schen Familie war Jean Paul ein stets gern gesehener Freund, fand aber nirgends so viel Verständniß, Theilnahme und Freundschaft als in der Familie Herders.

Nach Herder hatte Jean Paul schon in seinem 22. Jahre verlangt, um sein Herz zu bessern; er war ihm der Wohlthäter seines Kopfes und Herzens. Bei der ersten Begegnung in Weimar konnte Jean Paul vor Freude kaum sprechen, denn durch fortgesetztes Studium der Herderschen Schriften war ihm dieser so lieb geworden, als hätte er Jahre lang mit ihm gelebt. Wie bei Goethe und Schiller durch das persönliche Zusammenleben mit Jean Paul die Verschiedenheit der Individualitäten nur um so stärker hervortrat, so wurde das Band zwischen Jean Paul und Herder durch den Weimarer Aufenthalt nur um so fester und unauflöslicher. Jean Paul bewundert in Herder vor allem die Universalität, er ist ihm nicht ein Stern irgend einer Größe, sondern ein Bund von Sternen. Er war auf eine große Weise gelehrt, denn er eignete sich das Entgegengesetzte organisch an; die Gelehrsamkeit war für ihn nichts Aeußerliches, von seiner Person, seinem Herzen Trennbares. Er ist ihm ein durchgötterter Mensch, der Himmel und Erde verbindet, sein Blick haftet aber weniger auf dem einzelnen Individuum als auf ganzen Völkern; er ist der Gesichtsmaler der Völker und der Landschaftsmaler der Zeiten. Herder hat Theologie und Philosophie, Christenthum und Griechenthum vereinigt. Er hat den großen Christus-Geist in sich aufgenommen und ist der dreizehnte Apostel. Wie aber Jean Paul schon als Jüngling nach Lessings Fragmenten verlangt und nichts sehnlicher als die Befreiung von Vorurtheilen gewünscht hatte, wie ihm Klopstock

zu orthodox ist und wie er ebendeshalb die bedingungslose Begeisterung so vieler nicht theilen kann, so ist ihm auch an Herder grade dies das Einzige, daß dieser Jesum hat Mensch werden lassen und ihm die falsche Schminke genommen, die seine Züge bedeckt. Herder gehört ihm aber andererseits auch zu den Sonntagskindern, die den Geist, nicht bloß den Buchstaben des Alterthums verstanden haben; er ist der Priester echt griechischer Humanität.

Später vermißt zwar Jean Paul an ihm das alles bindende, besonnene Ich, ohne welches keine Poesie und Philosophie sich vollendet, er beklagt ferner, daß er durch sein geistliches Amt mannigfach in seiner freien Entwickelung gehemmt wird, auch der persönliche Verkehr wird zuletzt, allerdings durch Jean Pauls Verschuldung, weniger innig. Allein wie sich Herder auf seinem Todtenbette zu seiner Erquickung Stellen aus dem Titan vorlesen läßt, so giebt es auch für Jean Paul, als seine letzte Stunde herannaht, keinen besseren Trost, als die Ideen zur Philosophie der Geschichte und Herders Volkslieder. Inwiefern Jean Paul für Herder ein Schatz war, den er weder verdient noch erwartet, ist aus unserer Darstellung ohne weiteres ersichtlich. Zuerst zwar werden Herder sowohl als seine Gattin durch Jean Pauls Manier zurückgestoßen: sie ist ihnen nicht einfach genug, ja sie meinen, daß er sich dadurch am Publikum versündige. Sie wünschen ferner, daß Jean Paul nicht sowohl durch Einzelheiten stärke und rühre, als vielmehr ein faßbares Ganzes erschaffe. Allein sie erkennen doch auch so das im tiefen Schachte verborgene Gold und betonen mehr als einmal, daß Jean Paul grade so, wie er ist, bleiben müsse, daß auch seine üppigen Auswüchse nicht verschwinden dürfen. Sie bewundern an Jean Paul vor allem Geist und Verstand auf der einen Seite, das innigste Gemüt und eine Tugend, deren sich nicht jeder rühmen kann, auf der andern. Er ist ganz Herz und Geist. An Geist ist er ihnen ein Mann, Herder sendet ihm daher auch mehrere seiner Schriften, darunter die Metakritik, zur Durchsicht; an Gemüt ist er ein Kind und lebt ganz in der reinen Welt, wovon die Bücher der Abdruck sind. Eine so reine, schöne, moralische Natur, ein so hohes, sittliches Gemüt wird unter den vergötterten Autoren nicht immer gefunden. Und seine Schriften müssen grade zu einer Zeit verbreitet werden, wo die Frechheit ihren Thron so hoch bauet und wo der Cynismus das Höchste ist, wonach man ringt. Jean Pauls reicher Dichtergeist steht

hoch über den gemütlosen, nur Formvollendung erstrebenden Dichtern, jenen Brunnen ohne Wasser, welche die Kunst anwenden, um Sittlichkeit und Religion irre zu leiten, und welche die Vergötterung der Kunst der Veredlung der Menschheit durch sie vorziehen. Alle künstlich metrische Form giebt Herder hin gegen Jean Pauls Tugend und sein fühlendes Herz. Die Welt muß, schreibt die Gattin, vom Klingklang der Formen und Reime erlöst und auf den Seelenklang einfacher und wahrer Empfindung geleitet werden. Steif, leer und herzlos sind die gepriesenen Abgötter der Zeit mit ihren Formen gegen den einzig lebendigen Richter, der ein Genius und Heiland seiner Zeit ist. Die Levana ist ein wahres Religionsbuch, durch welches das goldene Zeitalter wiedergebracht wird. Ueberhaupt weiß der Dichter die Welt zu bewegen, denn er hat noch junges, warmes Blut, nicht das kalte Fischblut seiner Zeit. Er bringt wieder neues, frisches Leben in die verlebte und mißbrauchte Welt. Eine himmlische moralische Sendung ist in ihm; er ist ein Arzt seiner Zeit und soll nur fortfahren, die Menschen von der bösen Kunst zu heilen, den Schwächen der Zeit zu schmeicheln.

In dieser Darstellung von Jean Pauls Verhältniß zu den Dichtern seiner Zeit treffen wir im wesentlichen alles das wieder, was uns schon früher entgegengetreten ist; wir werden daher nicht überrascht sein, zuletzt auch hier wieder jenen Conflict von Ideal und Wirklichkeit, der früher bemerkt wurde, wiederzufinden. Zuerst ist Jean Paul in Weimar über alle Beschreibung glücklich, auch in der ersten Zeit seines zweiten Besuches redet er von seinem neuen Jerusalem und glaubt nirgends wieder ein Weimar zur finden. Er ist jedoch nicht lange da, so hat er sich bitter darüber zu beklagen, wie sehr die Wirklichkeit hinter seinen Idealen und Träumen zurückbleibt und wirft jetzt sein „dummes Vorurtheil für große Autoren“ ab. In ihnen hat er Vollendete, Menschen ohne Fehl, Götter, zu finden geglaubt, sie sollen vollendet sein wie ihre Werke. Er nennt das seinen Complementirungs- oder Total-Wahn. Allein er hat nun erkannt, daß nur in Gott die höchste Vollendung, daß dagegen die Schöpfung „nicht ohne Segmente, Stummel und Sektoren bestehen“ kann. So sind ihm auch die großen Autoren nicht „andere Leute“, sondern gleichen der Erde, die von weitem im Himmel als leuchtender Mond dahinzieht, für den aber, der die Ferse auf ihr hat, nur aus boue de Paris besteht. Er findet in den fernen

Sonnen immer nur nahe, zertrümmerte, verkalkte, vulkanische Erden. Nicht vor einem großen Manne will er sich daher in Zukunft bücken, sondern bloß vor dem tugendhaftesten. Geschminkter Egoismus und ungeschminkter Unglaube ist ihm das Charakteristische der Weimarer Gesellschaft. In dem menschlichen Talente findet er ein ekelhaftes Einerlei, nicht aber im menschlichen Herzen; Kenntnisse sind nichts, Moralität, Menschenliebe ist alles.

II. Abschnitt.

Die Romantiker, die jüngeren Dichter und das Ausland.

Erstes Kapitel.

Die Romantiker.

Jean Pauls Stellung zu den eigentlich so genannten Romantikern ist scharf von der zur Romantik abzuscheiden. Letztere fand in ihm stets einen warmen Vertheidiger und Anhänger, erstere erschienen ihm nur zu oft die falschen Propheten eines göttlichen Evangeliums.

Ueber die Romantik hat sich Jean Paul am ausführlichsten in der Vorschule ausgesprochen. Er will darin zwar zwei gleich scharfe und gerechte Abhandlungen, gegen und für die neue Partei, geben; allein wenn er schon in der Vorrede es als seine innigste Ueberzeugung bekennt, daß die neue Schule im ganzen und großen Recht hat, daß die neue polarische Morgenröthe nach der längsten Nacht nur einer steigenden Sonne vorangeht, so werden wir uns nicht verwundern, wenn er sein Versprechen nur zur Hälfte hält und nur das Für, nicht auch das Wider darlegt.

Das ganze fünfte Programm (Kapitel) ist, nachdem er im vorhergehenden von der „griechischen oder plastischen Dichtkunst" gesprochen, der romantischen Poesie gewidmet. Im Anfange ergänzt Jean Paul das Bild der Griechen noch mit einigen Zusätzen, die von besonderer Bedeutung erscheinen. „Ihr Musenberg stand", sagt er, „grade auf der Morgenseite in Blüte; die schönsten, einfachsten Menschenverhältnisse der Tapferzeit, (sic) der Liebe, der Aufopferung, des Glücks und Unglücks nahmen die Glücklichen weg und ließen den späteren Dichtern bloß deren Wieder-

holung übrig und die mißliche Darstellung der künstlicheren. Ferner erscheinen uns die Griechen als höhere Todte heilig und verklärt. Man vermengt sodann das griechische Maximum der Plastik mit dem Maximum der Poesie. Die körperliche Schönheit hat Grenzen der Vollendung, die keine Zeit weiter rücken kann; hingegen den äußeren sowohl als inneren Stoff der Poesie häufen die Jahrhunderte reicher auf, und die geistige Kraft, die ihn in ihre Formen nöthigt, kann an der Zeit sich immer stärker üben. Es ist endlich ein alter Fehler der Menschen, daß sie bei dem ewigen Schauspiele der Zeit Wiederholungen des Schönen befehlen, als könne in der überreichen Natur irgend etwas wiederkommen." Nach dieser Abschweifung kehrt Jean Paul zu seinem Thema zurück und stellt als obersten Satz hin: „Ursprung und Charakter der ganzen neuern Poesie läßt sich so leicht aus dem Christenthume ableiten, daß man die romantische eben so gut die christliche nennen könnte."[1]) „Das Christenthum vertilgte, wie ein jüngster Tag, die ganze Sinnenwelt mit allen ihren Reizen, es drückte sie zu einem Grabeshügel, zu einer Himmelsstaffel zusammen und setzte eine neue Geisterwelt an die Stelle. Die Dämonologie wurde die eigentliche Mythologie der Körperwelt, alle Erden-Gegenwart war zu Himmels-Zukunft verflüchtigt. Was blieb nun dem poetischen Geiste nach diesem Einsturze der äußeren Welt noch übrig? — die, worin sie einstürzte, die innere. Der Geist stieg in sich und seine Nacht und sah Geister. Da aber die Endlichkeit nur an Körpern haftet und da in Geistern alles unendlich ist, so blüht in der Poesie das Reich des Unendlichen über der Brandstätte der Endlichkeit auf. Statt der griechischen heiteren Freude erschien entweder unendliche Sehnsucht oder die unaussprechliche Seligkeit, die Geisterfurcht, welche vor sich selbst schaudert, die schwärmerische, beschauliche Liebe, die grenzenlose Mönchs-Entsagung, die platonische und neuplatonische Philosophie." Darauf definirt Jean Paul das Romantische als das Schöne ohne Begrenzung, als das schöne Unendliche. Ist Dichten Weissagen, so ist romantisches Dichten das Ahnen einer größern Zukunft als hienieden Raum hat. Die romantischen Blüten schwimmen um uns, wie nie gesehene Samenarten durch das allverbindende Meer aus der neuen

1) Zwei romantische Gattungen ohne Christenthum sind ihm die indische Poesie und die Edda.

Welt, noch ehe sie gefunden war, an Norwegens Küste anschwammen. Das Allerheiligste des Romantischen ist das Mystische, nichts ist seltener als die romantische Blume. Wenn die Griechen die schöne Kunst eine Musik nannten, so ist die Romantik die Sphärenmusik. Sie fordert das Ganze eines Menschen und zwar in zärtester Bildung. Alles dies macht zu der Weissagung kühn, die dichtende Zukunft werde immer romantischer und der Abstand von Griechenland breiter werden, und ihrem Flügelrosse werden so viele Flügel nachwachsen, daß sie grade mit der Menge eine größere Schwierigkeit der graden Flugbahn erfahren wird. So ist für Jean Paul auch im Roman das Romantische das Unentbehrlichste, in welche Form er auch geschlagen wird. Der ächte Zauberer und Meister des romantischen Geistesreiches ist Shakespeare; fast eine Shakespeare'sche humoristische Phantasie über die Phantasie hat Tieck im Sternbald gegeben. Auch Schiller, Herder, Klopstock, ja Goethe im Meister und im Faust sind Romantiker; im allgemeinen aber sind die Deutschen, deren poetischen Charakter Herder in Biedersinn und Hausverstand setzte, für die romantische Poesie zu schwer und fast für die plastische, griechische geschickter; der große Lessing, welcher fast jeden Geist hatte, nur nicht den romantischen, könnte als charakteristischer Sprecher und Abgesandter des Deutschen gelten.[1]) Allein, wie bemerkt, Jean Pauls Verehrung der Romantik ist abzuscheiden von seinem Urtheile über die einzelnen Romantiker. 1808 sagt er, daß Goethe der Meister vom Stuhl einer romantischen Loge geworden. Aber er wünscht zugleich, daß diese Nachahmer Goethe auch die Vereinigung der epischen Freiheit mit der dramatischen Absichtlichkeit nachzuüben verstehen und klagt, daß die neuere Dichterschule eine Sekundärschule unter sich hat, welche sich zu Höherem nur dadurch aufbläst, daß sie zwei Zustände hartnäckig genug vermischt, nämlich den unproduktiven, von fremder Hand operirten Kunstsinn mit der produktiven Kunstmacht, die poetischen Empfindungen und Anschauungen mit der poetischen Darstellung derselben. In der 1821 geschriebenen Vorrede zur zweiten Auflage der Unsichtbaren Loge bedauert er sogar, daß der romantische Geist jetzt in Romanen und Trauerspielen eine Höhe und Vollkommenheit erreicht hat, über welche

1) Im fünften Programme der Nachschule handelt Jean Paul vom „Romantischen außerhalb der Poesie".

hinaus er ohne Selbstverflüchtigung schwerlich zu gehen vermag, und welche man in der gemeinen Sprache unbedenklich schon Tollheit oder Wahnwitz nennen kann. Unstreitig sei jetzo die Belladonna, wie man die Tollkirsche nennt, unsere Muse, Primadonna und Madonna, und wir leben im poetischen Tollkirschenfest.

Wir betrachten jetzt Jean Pauls Verhältniß zu den einzelnen der romantischen Schule angehörigen oder verwandten Dichtern oder Denkern, zuerst das zu den beiden Schlegel und ihren Gattinnen, dann das zu Schleiermacher und Tieck.

Mit A. W. Schlegel hat sich Jean Paul fast nie befreunden können, er sah in ihm gradezu einen Vertreter des der Romantik entgegengesetzten Prinzipes. Er verspottet ihn schon in der Vorrede zu der 1796 erschienenen zweiten Auflage des Fixlein, wo er ihn als Kunstrath Fraischdörfer auftreten läßt. Darnach ist ihm Schlegel ein gräcisirender Formschneider, dessen Hauptsatz ist: „es giebt weiter keine schöne Form als die griechische und man kann sie am leichtesten durch Verzicht auf die Materie erreichen.“ „Man muß überhaupt,“ läßt er Fraischdörfer sagen, „aus der Form immer mehr alle Fülle auskernen, wenn ein Kunstwerk vollkommen sein soll. Hält man diesen Probirstein an die Werke Jean Pauls, in denen doch fast nur auf Materie gesehen wird, so begreift man nicht, wie er in einer Literaturzeitung wegen der Wahl so zweideutiger Materien wie Gottheit, Unsterblichkeit der Seele, Verachtung des Lebens u. s. w. gepriesen werden könne.“ Der Humor ist dem Kunstrath ebenso verwerflich als ungenießbar, da er bei keinem Alten eigentlich anzutreffen ist. Fraischdörfer, dieser formlose Former, achtet am ganzen Universum nichts, als daß es ihm sitzen kann; er würde wie Parrhasius und jener Italiener Menschen foltern, um nach den Studien ihres Schmerzes einen Prometheus und eine Kreuzigung zu malen. Der Tod eines Söhnchens ist ihm nicht unerwünscht, weil die Asche des Kleinen in der Rolle der Elektra einem Polus weiter hilft als drei Komödienproben. Das Landvolk ist doch von einigem Nutzen in ländlichen Gedichten und komischen Opern, wie die Schäferinnen genug abwerfen für Idyllenmacher. So oft er einen Bauersmann mit einem ganzen Hemde sieht, so berechnet er, wie lange es noch dauert, bis das Hemd unter den Haderschneider taugt und zu Konzeptpapier, an das ein Gelehrter den Laich seiner Ideen streicht. Einem solchen sind auch die Gebäude nichts als architektonische

Kunstwerke, die mehr zum Beschauen als zum Bewohnen gehören und in die man nur mißbrauchweise zieht. Sich in einem solchen Kunstwerke einzuquartieren ist so viel, als wolle man Heems Gefäße zu Käsenäpfen und Federtöpfen verbrauchen oder den Laokoon zum Baßgeigenfutteral und die mediceische Venus zur Haubenschachtel aushöhlen. „Du elende, frostige Lotsalzsäule“, sagt der Dichter gegen den Schluß, „Du ausgehöhlter Hohlbohrer voller Herzen! Ausgeblasenes Lerchen-Ei, aus dem nie das Schicksal ein vollschlagendes, auffliegendes, freudetrunkenes Herz ausbrüten kann! Sage was Du willst, ich schreibe was ich will; Du sollst weder meine Reißfeder noch mein Auge von dem Eisgebirge der Ewigkeit abwenden, an dem die Flammen der verhüllten Sonne spielen.“ Auch kurz darauf, in den Palingenesien, verspottet Jean Paul jene kritischen Aesthetiker, die wie Kuchenbäckerinnen das Eiweiß, wovon sich die Küchlein des Genies ernähren, zu abstraktem Schaume klatschen, um daraus Opferkuchen für die Priester irgend eines Jupiter Xenius zu machen.

Ungleich günstiger lauten die ersten Urtheile der Schlegel über Jean Paul. Im Athenäum erschienen zuerst einige kurze Bemerkungen. [1]) Es wird gewünscht, daß alle Schriftsteller so redlich und naiv zu Werke gingen wie Jean Paul. Später [2]) wundert sich August Wilhelm über das große Glück, das Lafontaine gemacht hat und erklärt die Vorliebe für Jean Paul für etwas Ausgezeichneteres. Dieser nämlich bewirthe nicht mit so leichten Speisen, er musicire zuweilen so, daß es wirklich seine Phantasie ist, die da spielt, nicht bloß eine mechanische Fertigkeit der Hände. In den „Fragmenten“ wird eine ganz neue Epoche in Aussicht gestellt, [3]) wenn mehrere sich gegenseitig ergänzende Naturen gemeinschaftliche Werke bildeten, wenn z. B. Jean Paul und Peter Leberecht combinirt würden. Grade alles, was jenem fehlt, hat dieser. Jean Pauls groteskes Talent und Peter Leberechts phantastische Bildung vereinigt würden einen vortrefflichen romantischen Dichter hervorbringen.

Nicht lange darauf erklären aber auch die Schlegel Jean Paul den Krieg. „Der große Haufe“, heißt es in einer Stelle der Fragmente (p. 131), „liebt seine Romane vielleicht nur wegen der anscheinenden Abenteuerlich-

1) I, 1. p. 144.
2) p. 165.
3) I, 2. Fragm. p. 33.

keit. Ueberhaupt interessirt der Dichter auf die verschiedenste Art und aus ganz entgegengesetzten Ursachen. Während der gebildete Oekonom edle Thränen in Menge bei ihm weint und der strenge Künstler ihn als das blutrothe Himmelszeichen der vollendeten Unpoesie der Nation und des Zeitalters haßt, kann sich der Mensch von universaler Tendenz an den grotesken Porzellan-Figuren seines wie Reichstruppen zusammengetrommelten Bilderwitzes ergötzen oder die Willkürlichkeit in ihm vergöttern. Ein eigenes Phänomen ist es, ein Autor, der die Anfangsgründe der Kunst nicht in der Gewalt hat, nicht ein Bonmot rein ausdrücken, nicht eine Geschichte gut erzählen kann, und den man doch schon um eines solchen humoristischen Dithyrambus willen, wie der Adamsbrief des trotzigen, kernigen, prallen, herrlichen Leibgebers den Namen eines großen Dichters nicht ohne Ungerechtigkeit absprechen dürfte ..... Seine Frauen haben rothe Augen und sind Exempel, Gliederfrauen zu psychologisch-moralischen Reflexionen über die Weiblichkeit oder über die Schwärmerei. Ueberhaupt läßt er sich sonst nie herab, die Personen darzustellen; genug, daß er sie sich denkt und zuweilen eine treffende Bemerkung über sie sagt .... Sein Schmuck besteht in bleiernen Arabesken im Nürnberger Stil. Hier ist die an Armut grenzende Monotonie seiner Phantasie und seines Geistes am auffallendsten. Aber hier ist auch seine anziehende Schwerfälligkeit zu Hause und seine pikante Geschmacklosigkeit, an der nur das zu tadeln ist, daß er um sie nicht zu wissen scheint. Seine Madonna ist eine empfindsame Küstersfrau und Christus erscheint wie ein aufgeklärter Kandidat.[1] Je moralischer seine poetischen Rembrandts sind, desto mittelmäßiger und gemeiner; je komischer, desto näher dem bessern; je dithyrambischer und je kleinstädtischer, desto göttlicher: denn seine Ansicht des Kleinstädtischen ist vorzüglich gottesstädtisch." Die Stimmung, in welcher dies Urtheil niedergeschrieben ist, paßt dazu, daß Fr. Schlegel den Dichter Schleiermacher gegenüber einen vollendeten Narren nennt, weil er den W. Meister gegen die Regeln des Romans gefunden habe. Schlegel schreibt dann weiter: „Auf die Frage aber, ob es denn eine Theorie desselben gebe, antwortete die Bestie: Ich kenne eine, denn ich habe eine geschrieben."

---

1) Vgl. hierzu die höchst treffende Bemerkung von Lazarus. Leben der Seele p. 265.

Nachdem Jean Paul von jener Recension des Athenäums Kunde erhalten, meldet er Otto, daß er Schlegel dafür in einer leicht bewaffneten Note ein oder zweimal auf die Schnauze geschlagen, Gleim aber, daß er gegen den ästhetischen Kopfabschneider, der im Athenäum auch an seinen die Beinsäge wüthend ansetzte, in einer Note einige Fingerspitzen voll Fliegen- und Wanzentod ausgesäet habe.[1]) Außerdem erzählt er Otto, daß er durch Schlegels kraftvolle Frau, mit der er in Dresden ein ganzes Souper verstritt, mit seinen Brandkugeln die Schlegels losgebrannt habe.[2]) „Das Humoristische achtet er bloß an mir," fährt er fort, „und heißt mich einen großen Dichter, aber wegen alles Uebrigen bellt er mich an, und ganz Recht, so lange noch ein Bogen von mir drei Leser hat, so hat seine windeierhafte Poetik dreie weniger." Jean Paul ist auch der Ansicht, daß nur deswegen, weil Schlegel der philologische Redakteur der Literaturzeitung ist, aus diesem Wetterhäuschen kein anzeigendes Wettermännchen mehr heraustritt, das ansagte, was er gemacht. In einem Briefe an Jacobi beklagt er sich ferner über den Wolfsmonat der Literatur, wo eine ästhetische (Schlegel'sche) Erhebung über die Erhebung alles Positive unter Termen-Schnee vergräbt. „Die beiden Schlegels sind", schreibt er anderwärts, „Novem- und Decembrisirer und ästhetische enfants perdus. Grade das Sentimentalische oder das Edle in meinen Werken verwerfen und secerniren sie, wie die Bisamratze oder Zibethmaus von den genossenen Perlenmuscheln die Perlen als unverdaulich wieder von sich giebt für Perlenfischer." Allein da er nicht von ihren unmoralischen Absichten überzeugt ist, vielmehr das Gegentheil erfahren, so tief sie ihm auch ihre Saugstacheln in die poetische Ader setzten, so kann er nie sie bekriegen, sondern nur ihre Prinzipien. Die in diesen letzten Worten liegende mildere Beurtheilung findet sich auch in einer Anmerkung zur Clavis. Grade das, was man an den Schlegels loben kann, gehört darnach ihnen selbst an, nämlich das Talent der Uebersetzung und das verwandte noch seltnere der Kritik. Was man dagegen an ihnen rügt, ihre philosophischen und ästhetischen Entdeckungen, ist, wenn man ihre cynische Härte ausnimmt, meist fremdes Gut.

---

1) Die übrigens sehr zahme Note findet sich im komischen Anhange zum Titan WW. 17, 35.

2) Vgl. O. II, 300.

Noch günstiger gestaltete sich das Verhältniß, als Fr. Schlegel, der bis dahin nur wenig von Jean Paul gekannt hatte, im Jahre 1800 eine neue Beurtheilung im Athenäum erscheinen ließ, ja als er dem Dichter in Weimar einen Besuch abstattete. Schon vorher hatte er Karoline erzählt, daß er seit seiner Anwesenheit in Berlin einige Romane gelesen und daß Richter dadurch bei ihm gewonnen habe. Er findet ihn jetzt weit originaler als Hippel, ja Jean Paul hat, meint er, diesen eigentlich vernichtet und überflüssig gemacht. Im Athenäum [1] antwortet er zunächst auf den Einwand, daß Jean Pauls Romane keine Romane seien, sondern ein buntes Allerlei von kränklichem Witz. Die wirkliche Geschichte sei, wende man weiter ein, zu schlecht dargestellt, um für Geschichte zu gelten, man müsse sie errathen. Wenn man aber auch alle zusammennehmen und sie rein erzählen wolle, so werde das doch höchstens Bekenntnisse geben. Die Individualität des Menschen sei viel zu sichtbar und noch dazu eine solche. „Das letzte übergehe ich", antwortet Schlegel auf diese Einwände, „weil es doch wieder nur Sache der Individualität ist.. Das bunte Allerlei von kränklichem Witz gebe ich zu, aber ich nehme es in Schutz und behaupte dreist, daß solche Grotesken und Bekenntnisse noch die einzigen romantischen Erzeugnisse unseres unromantischen Zeitalters sind. Wir dürfen nun einmal die Forderung in diesem Stücke an die Menschen der jetzigen Zeit nicht zu hoch spannen und was in so kränklichen Zeiten aufgewachsen ist, kann selbst natürlicher Weise nicht anders als kränklich sein. Das halte ich aber eher für einen Vorzug und stelle also Richter auch darum über Sterne, weil seine Phantasie weit kränklicher, also weit wunderlicher und phantastisch seltsamer ist. Er hat wirklich mehr Witz, wenigstens für den, der ihn witzig nimmt, denn er selbst könnte sich darin leicht Unrecht thun und durch diesen Vorzug erhebt sich selbst seine sentimentale Seite in der Erscheinung über die Sphäre der engländischen Empfindsamkeit." Ende April kam Friedrich Schlegel „auf 1½ Tag nach Weimar, um 1½ in meiner Stube zu sein", schreibt Jean Paul. Er nennt ihn einen jungen, sanft gebildeten, bescheidenen Menschen, den er zuerst für einen Studenten gehalten habe. „Sein kindlicher und alles Höhere leicht fassender Sinn und seine Bescheidenheit machten", fährt er fort, „daß er und ich Freunde (bis zu einem

1) Athenäum III, 1, p. 113 ff. Vgl. Werke Bd. V. 1823 p. 286.

gewissen Grade) wurden und er einen Tag länger und immer bei mir blieb, er konnte mich nicht satt bekommen und ich mußte ihn noch begleiten. Unsere Disputirübung war sanft und verknüpfend. Sein Sinn ist genialisch, aber seine Menschen-, Bücher- und andere Kenntniß so seicht, daß man alle Steinchen auf dem Boden zählen kann." In ähnlichem Sinne äußert er sich Otto und Jacobi gegenüber.[1]) Schlegel seinerseits meldet Schleiermacher, daß er sich recht gut mit Jean Paul gehabt habe. Er sei unergründlich, unbeschreiblich, und ganz ausschweifend redlich. Auch Schiller berichtet am 5. Mai an Goethe, daß er vernommen, wie zwischen Fr. Schlegel und Jean Paul eine große Freundschaft sich angeknüpft habe.[2]) Doch das Bündniß sollte nicht von langer Dauer sein, durch die Lucinde entfremdete sich Friedrich den Dichter. Als sich Karoline Herder bei letzterem beklagte, daß durch die schamlose Lüsternheit des Lucindianismus die Liebe zernichtet werde, stimmte er ihr vollständig bei. Auch er ist entrüstet über diesen neuesten Unsinn, Amors Pfeile statt in Honig in Koth zu tauchen; nicht bloß moralisch, auch ästhetisch und sogar griechisch lasse sich dieser unreine, zwecklose Wahnsinn an den Altären Homers, Sophokles', Platos, Shakespeares wegwerfen, vernichten und opfern.

Zwischen A. W. Schlegel und Jean Paul kam es auch jetzt nicht zu einem intimeren Verhältniß. Ersterer hatte den Dichter durch Tieck und Hardenberg zu sich einladen lassen, dieser nennt ihn jedoch später „nur einen ohrenabhauenden Petrus," Huber dagegen[3]) „einen kritischen Paulus." Als Jean Paul in Berlin war, meldet dies Schlegel an Tieck und fügt hinzu: „Er hat sich aber bis dato nicht in mich verliebt, ja was noch schlimmer ist, er hat mich noch nicht einmal besucht. Ich habe ihn bei der Vögelin gesehen, aber nicht drei Worte mit ihm gesprochen, denn er trieb ein beständiges Auf- und Ablaufen." Auch sein Urtheil über Jean Pauls Schriften ist immer noch viel schärfer als das

---

1) s. O. III, 2, 17. WW. 29, 249.

2) Ende August war Jean Paul bei Fr. Schlegel zu Tisch.

3) Dieser ist ihm trefflich und ächt poetisch. Er hat mit der Tiefe zugleich Weite. Beinah' hätte Jean Paul an Schütz, den Redakteur der Jenaer Literaturzeitung, geschrieben und ihn gebeten, ihn von Huber, und wäre dieser der Erbfeind seiner Manier, recensiren zu lassen, damit er doch nach so langer Zeit einmal statt einer Recension ein Urtheil läse.

Friedrichs. Er redet von seiner krankhaften Empfindsamkeit, von der Reizbarkeit seiner Einbildungskraft, von einem capriciösen Humor. „Unbekannt mit der Welt“, fährt er fort, „auf den Horizont eines kleinen Städtchens eingeschränkt, schreibt er Romane, die eher Selbstgespräche zu nennen wären und ertheilt ihnen als unbewußter Sonderling einen gewissen einsiedlerischen Reiz. Man liest ihn und glaubt tiefere Beziehungen zwischen Ernst und Scherz in seinen Compositionen zu finden, als an die er selbst gedacht hat. Er wird gelobt, hervorgezogen, kommt in größere Städte, in bessere, wenigstens weitläuftigere Gesellschaften, wird von den Frauen geschmeichelt, lernt Männer kennen, die mit künstlerischen Absichten bei ihren Schriften zu Werke gehen und will es ihnen gleich thun, da er doch bei aller Belesenheit in Scharteken die großen Meisterwerke nicht kennt und nicht fähig ist, sie in ihrer Reinheit zu fassen. Alles dies zerstört ohne Ersatz seine ursprüngliche Naivetät: er schreibt nun prätentiöse Werke, die doch bloß ein matter Nachklang seiner ersten sind.“

Was uns aus den folgenden Jahren über das Verhältniß zwischen Jean Paul und den beiden Brüdern bekannt ist, wissen wir fast ausschließlich durch die Ueberlieferungen des ersteren. Mit dem Betonen der bloßen Form, welches er bei ihnen zu finden glaubt, kann er sich zu keiner Zeit einverstanden erklären. „Eine nun halb eingefallne Schule“, schreibt er, „deren poetische Schüler und Schulschriften, z. B. die Fr. Schlegel'schen, ihre kurze Unsterblichkeit aber überlebt haben, lehrt, man könne seinen Vers und seinen Sonettreim auf alles machen, möge man nachher empfinden, was man wolle, denn die Form sei alles und auch der wahre Inhalt, und eine chinesische Theetasse sei zugleich der chinesische Karavanenthee, und der schönste Beweis davon sei ihr Meister Goethe.“ Auch Bernhardi versichert er, daß die Schlegel'sche Schule, anstatt eine neue Aera aus ihrem Innersten anzufangen und etwas darzustellen, bloß die falsche Darstellung darstelle und ihr ästhetisches Collegium versificire. Sie streite statt zu zeugen, sie predige Buße statt gute Werke zu thun.

Nichtsdestoweniger ist auch in dieser späteren Zeit ersichtlich, wie das Verhältniß Jean Pauls zu Friedrich Schlegel ein weit besseres war als das zu seinem Bruder. 1811 nämlich wandte sich dieser von Wien aus mit der Bitte an den Dichter, ihm Beiträge für seine neue

Zeitschrift[1]) zu senden und später Hamanns Schriften herauszugeben. „So weit auch unsere Wege auseinandergehen mochten," sagt er, „ich fühlte immer eine besondere Vorliebe für Sie und Anziehung zu Ihnen. Die wenigen Stunden aber, die ich ehedem in Weimar und Jena mit Ihnen zubrachte, waren meinem Andenken immer unvergeßlich." Jean Paul wollte mehr ihm, als seinem patriotischen Zwecke, welchem ja überhaupt durch jedes echtdeutsche Buch nahe zu kommen sei, das Opfer bringen, daß er sich wieder in einzelne kleine Aufsätze zerstückele und darüber den Genuß ganzer, größerer Werke aussetze. Es folgten diesem Briefe auch einige „Sphinxe" überschriebene Aufsätze,[2]) der eine von diesen wurde jedoch von der Wiener Censur unterdrückt. Einige Jahre später, 1814, schreibt Jean Paul an Schlegel, daß er während der höheren Wiederbringungen der Deutschen oft an sein Museum und an sein Ziel gedacht habe und oft an seine feste Hoffnung. Er fragt zuletzt, wann endlich er der Aesthetik wiedergegeben werde, deren Richterstühle jetzt fast ohne Stuhl, Arme und Beine seien.[3]) Das Urtheil, welches Schlegel über den Dichter in den um eben diese Zeit zu Wien gehaltenen Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur aussprach, können wir vielleicht als sein endgültiges betrachten. „Will man ein Beispiel," sagt er, „von einem Verhältniß des Schriftstellers zum Zeitalter, was die Mitte hält zwischen jener Schmeichelei gegen die Schwächen desselben und dem etwas kühnen Unternehmen Fichtes, es nach eigener Willkür neu gestalten und auf den Kopf stellen zu wollen, so erinnere man sich an jenen humoristischen Lieblingsschriftsteller der Nation, der es eben dadurch ist, daß er den ganzen Reichthum eines so verwickelten Zeitalters, alle Dissonanzen und Anklänge desselben mit Witz und Gefühl, mit einer eigenen Manier von Laune, aber in einer so dissonanzvollen, gemischten, buntscheckigen Schreibart zum Vorschein bringt, wie das Zeitalter selbst bei seinem Reichthum in seiner chaotischen Beschaffenheit sich darstellt." Jean Paul traf auch noch einmal

1) „Deutsches Museum". Es erschien Wien 1812 u. 1813 in 4 Bänden.

2) WW. 25, 289 ff.

3) Auch anderwärts nennt er einmal, im Widerspruch mit seinen sonstigen Ansichten, die Aesthetik der Schlegel rein, ideal, zusammenfassend und rühmt ihr Tiefe wie Großblick nach (vgl. WW. 19, 33). Auch der Alarkos ist ihm, zwei große Fehler abgerechnet, echt tragisch und gut.

persönlich mit Friedrich zusammen, in Frankfurt bei Wangenheim. Er hielt ihn seltsamer Weise zuerst für den Bruder und sprach in Folge dessen nicht so freundlich mit ihm, als dies nach dem früheren Verhältniß natürlich gewesen wäre. Aber auch an August Wilhelm fand er diesmal Gefallen, als er mit ihm kurz darauf noch in Frankfurt, später in Heidelberg, zusammentraf. Als jedoch dessen Verbindung mit Sophie Paulus, bald nachdem sie geschlossen, wieder rückgängig gemacht wurde, entbrannte Jean Pauls Zorn von neuem. Er wüthete, wie sich Sophiens Mutter ausdrückte, gegen Schlegel, an die Verlassene aber schrieb er, daß der Mörder ihres Frühlings nie unter ihnen genannt werden soll, im Unglücklichmachen sei er zum ersten Male ein kühner Dichter gewesen. Um dieselbe Zeit äußert er auch noch einmal sein Mißfallen gegen die Schlegel'sche Kunsttheorie. Auch jetzt wieder fand er durch sie die Wahrheit verunehrt, daß nur der Stoff die Form, der beseelte Eidotter die Schale bilde; er fand, daß die Urheber jener Theorie selbst nur Windeier von Gedichten und Romanen legen, in deren glänzender Eiform kein Leben pulsire. Auch L. Rellstab gegenüber, welcher den Dichter 1822 besuchte, äußerte er sich ziemlich scharf über die Schlegel. Er erklärt es für ihr Verdienst, daß sie bei ihren romantischen Flügen sich stets von dem festen Boden der Antike erheben. Hätten sie dieselbe nicht so gut gekannt, so würden sie sich noch weiter verirrt haben. Er ereiferte sich hierauf lebhaft gegen die beiden, diesmal auch gegen Friedrich, dessen damalige Stellung zur katholischen Kirche er auf das entschiedenste angriff. „Meine Unsterblichkeit," schloß er, „ist eine ganz andere als die Leute meinen. Die der Schlegel aber ist eine viel sterblichere, sie sind schon gestorben. Höchstens das Bissige an ihnen, die Zähne, werden sich erhalten, wie nach den Physiologen die Zähne derjenige Ueberrest des Menschen sind, der am längsten der Zeit widersteht."

Mit Fr. Schlegels Gemahlin Dorothea war Jean Paul in Weimar zusammen, sie gefiel ihm durch Verstand, Bestimmtheit, Einfachheit und Originalität. Weniger günstig äußert sie sich bei Schleiermacher über die Schriften des Dichters. Sie hat aus den Monologen verstehen gelernt, warum Schleiermacher sich ihn „abstemme". Den Titan hat sie zwar lesen wollen, es ist aber nicht gegangen, denn es sind ja doch immer dieselben Narren, nur mit andern Kappen, so daß man nichts Neues daraus lernt.

Auch Karoline, August Wilhelms erste Frau, fand an Jean Paul zuerst keinen Geschmack. 1796 schreibt sie Luise Gotter, daß sich jetzt Falk, der Satirenschreiber, von den Weimaranern lieb haben lasse, die immer jemand dieses Schlages haben müßten. Im Frühjahr sei es Jean Paul gewesen, in dessen Büchern Gotter gewiß nicht eine Seite läse. Mit großem Behagen erzählt sie später, wie Goethe dereinst mit Jean Paul umgesprungen sei (vgl. S. 190). In Clemens Brentano aber findet sie „nur einen etwas poetischeren Jean Paul". Also hat er ihrer Meinung nach auch mehr Witz und sitzt ein wenig fester auf der sinnlichen Welt auf. Unmittelbar nach ihrer Vermählung mit Schelling kommt sie auf die Vorschule zu sprechen, den dritten Theil findet sie weit besser als die ersten. Außer der echten Redlichkeit der Gesinnung, welche daraus hervorleuchtet, sind auch manche Bemerkungen und Vergleiche so ergreifend witzig als wahrhaft schön ausgedrückt. Er hat Ausdrücke für Ansichten gefunden, die wieder neue Ansichten schaffen.

Fast ebenso wenig wie mit A. W. Schlegel ist Jean Paul mit Schleiermacher in ein vertrautes Verhältniß gekommen, obgleich er seinerseits immer mit Bewunderung von ihm redet. Fr. Schlegel schreibt im Mai 1800 an Schleiermacher, daß er Jean Paul vor dessen Reise nach Berlin empfohlen habe, außer Henriette Herz auch ihn zu besuchen. Er habe ihm darauf des Versuchs wegen die Monologen zu lesen gegeben; es gereue ihn nicht, denn Jean Paul spreche nicht unverständig und über einiges sogar herzlich, besonders über die Stelle vom Sterben der Freunde. Nur wittere er überall verhüllten Fichteanismus und das sei nun eben der Nerv, wo sein Verstand Geister spüre. Jean Paul traf auch gleich in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in einer Gesellschaft mit Schleiermacher zusammen; erst im November jedoch schreibt er, daß ihm dieser als Mensch sehr gefalle, und im folgenden Jahre, daß er oft seinen Besuch erhalte, sowie daß Schleiermacher mit Tieck, Bernhardi, Genelli und dem Maler Buri „sein geniales Pankratium" seien.[1] Ueber den Eindruck, welchen Schleiermachers Schriften auf ihn gemacht, ist er ausführlicher. In den Reden über die Religion behagt ihm anfangs nicht die mehr dichterische als philosophische Toleranz für jeden Wahn und ein mehr spielendes als ernstes

1) Vgl. O. III, 357.

Glauben an die Wahrheit. Als er sie jedoch zum zweiten Male gelesen, fand er außer der herrlichen elastischen Hülse noch den markigen Kern. Den Unterschied von Jacobi glaubt er dahin bestimmen zu können, daß Schleiermacher das Unendliche nicht individualisirt, was freilich immer noch menschlicher sei als das Umgekehrte, die Individualität ins Unendliche zu zerlassen. Er empfiehlt ihn Jacobi und auch seiner von ihm verlassenen Braut Karoline v. Feuchtersleben. „Lies von Schleiermacher," schreibt er an diese, „die begeisterten und begeisternden Reden über die Religion, deren Einkleidung ein einfach schöner Tempel ist und der Inhalt ein ächter Gottesdienst." Auch die Predigten empfiehlt er Jacobi, denn kein gemeines Herz habe hier seine Kanzel und kein hölzerner heiliger Geist schwebe darüber; er achtet den freien, das Göttliche in der Philosophie nur achtenden und vielseitigen Menschen. Er ist ihm ein scharfer, ironischer, großsinniger Ururenkel Platons und seine Kritik der Moralsysteme werde eine neue Epoche der Ethik begründen. Kein Glücksrad zufälliger Kenntnisse werde da von einem Blinden gedreht, sondern ein Schwung- und Feuerrad eines Systemes bewege sich darin, sogar in einem dieses Geistes würdigen Stile. Mit seiner Abreise von Berlin scheint Jean Paul auch Schleiermacher wieder fremder geworden zu sein, nur 1806 redet er noch einmal von seinem herrlichen dritten Bande des Platon und erkundigt sich 1822 bei Rellstab nach ihm und insbesondere nach seinem persönlichen Verhältnisse zu Hegel. Auch Schleiermacher hatte frühzeitig dem Dichter seine Aufmerksamkeit zugewendet.[1]) Er sendet, wahrscheinlich 1798, seinem Freunde Brinkmann[2]) mit vielem Danke das „Campanerthal" zurück und fügt hinzu, daß er auch die „Holzschnitte" gelesen. Seiner Schwester Charlotte schickte er mehrere Stellen aus dem Hesperus und hoffte

1) Vgl. Aus Schleiermachers Leben. 2. Aufl. Berlin 1860.

2) Brinkmann, dessen Andenken weniger durch seine damals viel gelesenen Dichtungen als durch die Zueignung der Schleiermacher'schen Reden über die Religion und durch Varnhagens Aufsatz der Nachwelt aufbewahrt bleiben wird, schreibt 1804, daß er von neuem den Hesperus gelesen und daß seine „Vorliebe" für den „genialen Dichter" immer mehr zunehme, nur halte er es für unendlich schwer, ihn zu recensiren. Er schrieb darauf an Jean Paul; dieser antwortete ihm im März 1805, dankte für die Mittheilung seines Lebenslaufes und rühmte von seinen Gedichten, daß sie ihm durch ihren rein-menschlichen Stoff und durch eine in dieser wildernden Zeit seltene Schön-Form innig gefallen hätten.

in einem Briefe vom 16. Juni 1798, daß er „den zu seinen lieben Schriftstellern gehörenden Richter" in Berlin sehen werde. Wie schon bemerkt, ging diese Hoffnung gleich nach Jean Pauls Ankunft in Erfüllung, Schleiermacher wurde jedoch enttäuscht. Er bedauert, daß er den Dichter zuerst nur in einer großen, sehr vermischten Gesellschaft gesehen habe, wo sie sich beide nicht gefielen. „Jean Paul fand," erzählt Schleiermacher, „daß mir von all dem Guten, das er von mir gehört, nichts anzusehen noch anzuhören wäre und ich fand auch an ihm nicht den Ausdruck des Gefühls und der Kindlichkeit, den ich erwartet hatte. Er soll indessen in vertrauter Gesellschaft ganz anders sein; mit mir ist das grade auch der Fall und es wird also darauf ankommen, ob wir Gelegenheit haben werden, uns so zu sehen." Im Juni schreibt er, daß er den Dichter ein paar Mal flüchtig gesehen, daß dieser aber, da er eigentlich nur Weiber sehen wolle, keine besondere Notiz von ihm genommen habe. Das in der Clavis über die Reden abgegebene Urtheil nennt Schleiermacher ein wunderliches Wort und meint, daß wenn alle Widerlegungen Jean Pauls so seien, er eben nicht viel ausrichten werde. Er vertheidigt dann seinen eigenen Standpunkt und kommt zuletzt auf die Polemik des Dichters gegen den Idealismus. Im Anschluß hieran erwähnt er auch den oben angeführten Brief von Fr. Schlegel, nach welchem sich Jean Paul über eine Stelle der Monologen mit Liebe ausgesprochen habe. Er hält sie für ihm durchaus analog und bekennt beim Niederschreiben daran gedacht zu haben, daß grade Jean Paul diese Stelle lieben müsse. Um dieselbe Zeit las er auch den Titan, oder, wie er sich in einem Briefe an Henriette Herz ausdrückt, er mußte ihn nach der bekannten Nothwendigkeit durchlesen. Auch er findet, ähnlich wie Dorothea Schlegel, überall die alten Sachen und in den Charakteren, der Geschichte und den Dekorationen „die alten Erfindungen." Indeß scheint ihm vieles besser als im Hesperus oder in der Unsichtbaren Loge, selbst die Geschmacklosigkeit. Mit bitterem Spott geißelt er hierauf den satirischen Anhang, in welchem der Dichter „Noten zu seinen Witzen mache," und meint, daß er gewiß, wenn mehrere Frauen ihm sagen, daß er schwer sei, -fällig nämlich, noch mehrere Verbesserungen dieser Art anbringen werde. Henriette Herz hat wohl insbesondere diesen Brief im Sinn, wenn sie sagt, daß Schleiermacher, dem Manne der klassischen Form, Jean Pauls Formlosigkeit nicht behagen konnte, daß ihn aber auch der Inhalt

mancher seiner Werke wenig befriedigte. In demselben Tone ist die Antwort auf den Vorschlag Schlegels, eine Recension der Clavis zu liefern, gehalten. „Sie macht mir Spaß," schreibt er, „Richter hat sich ausdrücklich bei den Gegnern ein ironisches Lob bestellt und das denke ich ihm so reichlich zu ertheilen, daß ihm die Herausforderung leid thun wird." Zu dieser Anzeige ist es nicht gekommen, überhaupt fehlen uns aus der folgenden Zeit bis 1818 hin jegliche Nachrichten. In diesem Jahre spricht Schleiermacher während seines Aufenthaltes in Nürnberg davon, daß er einen Nachmittag und Abend bei Jean Paul zubringen wolle, allein auch hier fehlt jegliche Kunde, ob dieser Plan zur Ausführung gekommen.

Mit keinem der Romantiker ist Jean Paul in so freundschaftliche Beziehungen getreten, als mit Tieck. Als dieser 1793 nach Wunsiedel kam,[1]) hatte er vielleicht von der Existenz des Dichters, jedenfalls aber von seiner dereinstigen Bedeutung noch keine Ahnung; interessant aber sind die Empfindungen, welche das Städtchen und seine Umgebung in ihm wachriefen, es ist, als ahne er den Verfasser des Wuz, Fixlein, Fiebel — aber auch des Titan. Unter Hinweis auf eine Stelle des Werther zeigt sich Tieck für die Idee begeistert, in einem kleinen Thale, der Welt und ihren Armseligkeiten abgestorben, einen Freund am Herzen und Ruhe im Busen, zu leben. Er findet es entzückend, in einer glücklichen Beschränktheit Wünsche und Gedanken sich in einem kleinen Zirkel um einen Mittelpunkt drehen zu lassen und sich dann doch wieder in die Welt, ihre Freuden und Leiden hineinzustürzen. Das erste, was Jean Paul von Tieck kennen lernte, waren Sternbalds Wanderungen. Er empfiehlt sie 1798 Otto und kommt auch in der Vorschule noch einmal auf sie zurück. Darnach ist Tieck allerdings zu sehr in die romantische und deutsche Vorzeit aufgelöst, um eine Gegenwart darzustellen, er hat aber doch fast eine Shakespeare'sche humoristische Phantasie über die Phantasie gegeben. Während seines Aufenthaltes in Weimar und später in Berlin kam Jean Paul sehr oft mit Tieck zusammen;[2]) er meint zwar,

---

1) Vgl. Aus Varnhagens Nachlaß. Briefe von Chamisso, Gneisenau u. s. w. Leipzig 1867. Briefe an Ludwig Tieck, herausg. von Karl v. Holtei. Band 1—4. Breslau 1864. Solger, Nachgel. Schriften und Briefwechsel. Leipzig 1826.

2) Vgl. O. III, 159. Dorothea an Schleiermacher am 9. Dec. 1799. (Aus Schleiermachers Leben. III.) O. III, 359. F. I, 389.

Tieck habe über ihn ein Buch schreiben wollen, allein wir besitzen aus dieser Zeit nichts als eine Verspottung von Jean Pauls übergroßer Sentimentalität.[1]) Auf diesen Angriff bezieht sich wahrscheinlich eine Stelle in einem Briefe Jean Pauls an Thieriot, worin er sich beklagt, daß Tieck, vielleicht um sich eines tadelnden Wortes wegen zu rächen, gegen ihn unmoralisch handle. Im übrigen ist Jean Paul jetzt und sein ganzes ferneres Leben hindurch voll von Liebe. Dem Fortunat giebt er den romantischen Doktor- und Kardinalshut vor manchem andern Buch und Kopf; ebenso empfiehlt er angelegentlichst den Oktavian, sein Verfasser ist ihm ein edler und kenntnißreicher Mensch. Er rühmt seine wahrhaft poetische Laune, wünscht aber, damit sie besser bemerkbar werde, daß ihr Leib etwas beleibter und weniger durchsichtig sei, sowie daß der Dichter in einer Sprache rede wie auch die andern. 1805 sendet er ihm die Vorschule und meint dabei, daß es wohl in dieser lauten und doch tauben und nichtssagenden Zeit der Mühe werth wäre, daß Leute sich sprächen, die sich lieben. Seit er aus der lauten Stadt (Berlin) in drei stumme gezogen, wünscht er mit Tieck sogar zu zanken, wenn nichts weiter gestattet sein sollte. Dieser kann jedoch an dem Werke keinen Gefallen finden, selbst dann nicht, als er es viele Jahre später zum zweiten Mal genauer studirte. Er vermißt antiken Geist und findet in allem nur ein Recept, um Jean Pauls Bücher zu schreiben. Er wundert sich über die Naivetät, mit welcher der Dichter sich immer selbst citire und über die Sicherheit, mit welcher er den Plan des Titan für einen gut erdachten erkläre. Um so mehr ist er von den Flegeljahren entzückt und bittet Jean Paul, dies ganz unvergleichliche Werk fortzusetzen, da doch die Erfindung so herrlich sei und dem Dichter ein Feld von Witz und Mannigfaltigkeit öffne, wie kaum eines seiner Bücher. Er labt sich noch manchmal an der Erinnerung der Stunden, die sie früher zusammen verlebt und versichert dem Freunde, daß dieser immer, was ihm auch Schwätzer sagen mögen, unter den Menschen, die er vorzüglich liebe, unter den Talenten, die er am meisten bewundere, einen der ersten Plätze in seinem Herzen gehabt. Er wird ihn verehren, so lange er lebt oder denken kann. In ähnlichem Sinne spricht er sich auch im Phantasus aus. „Feiert hoch," mit diesen Worten läßt er seinen Manfred das Glas

---

1) Poetisches Journal. Jena 1800. (Die Vision: das jüngste Gericht.)

erheben, „das Andenken unseres phantasievollen, witzigen, ja wahrhaft begeisterten Jean Paul. Nicht sollst du ihn vergessen, du deutsche Jugend. Gedankt sei ihm für seine Irrgärten und wundervollen Erfinnungen. Möchte er in diesem Augenblick freundlich an uns denken, wie wir uns mit Rührung der Zeit erinnern, als er gern und mit schöner Herzlichkeit an unserm Kreise theilnahm."

Während seines Aufenthalts in Dresden, 1822, verkehrt Jean Paul oft und gern mit dem Freunde. „Meine herzlichsten Wünsche," schreibt ihm dieser, „meine Thränen begleiten Sie auf Ihrer Reise. Ein gerührtes Freundesherz sieht Ihnen nach mit dem vollsten Gefühle, was Sie meiner Jugend waren, was Sie dem Manne sind und künftig immer sein werden." Im zweiten Bande seiner kritischen Schriften, in dem nach dem Vorgange Jean Pauls „Bücherschau" genannten Theile, erzählt Tieck später, daß Jean Paul in Dresden viel mit ihm über den Zustand der neuesten Literatur gescherzt, geklagt und gezürnt, sie beide sich aber am meisten über die Kritik oder vielmehr den völligen Mangel derselben ereifert hätten. Jean Paul wünschte dann, berichtet er weiter, daß sie Aufsätze oder Ankündigungen gemeinschaftlich entwürfen, sich jedoch dabei jeglicher kritischer Motivirung ihrer Ansichten enthielten.[1]) Tieck gab zuletzt ein halbes oder bedingtes Versprechen und will nun jetzt, ohne genau wie Jean Paul zu verfahren, doch im Sinne jener Dresdener Unterredung Beiträge geben. Rellstab ließ sich für den bereits mehrfach erwähnten Besuch bei Jean Paul ein Empfehlungsschreiben von Tieck mitgeben. In diesem fragte letzterer von neuem, ob denn keine Hoffnung vorhanden, daß seiner liebsten Bücher eines, die Flegeljahre, zur Vollendung gedeihen. Der Dichter erklärte, daß der Plan fertig sei, er werde aber durch zu viele andere Entwürfe am Vollenden gehindert. In Betreff Tiecks kam er beharrlich auf den Wunsch zurück, daß ein so kunstgebildeter Geist wie dieser in seiner Nähe leben möchte und räumte frei ein, worin er sich ihm unterordnen würde. 1823 endlich erkundigte er sich lebhaft bei Luise Förster in Dresden nach der Wiederherstellung „seines lieben Tieck, dieses wahren Shakespeare-Sehers und Schlüssels zu diesem alten Zauberpalaste und

1) Schon 1810 schreibt Jean Paul an Achim v. Arnim, daß er sich vornehme, im Morgenblatt ein fortlaufendes Protokoll dessen zu geben, was für oder wider seinen Geschmack gewesen, bloß als Meinung.

dieses herrlichen Baumeisters des humoristischen Bedlams in der Novelle". Für Tiecks Urtheil in den folgenden Jahren scheint uns eine Stelle der Einleitung zu Lenz, vom Jahre 1828, charakteristisch. „Wie viel unhaltbare Meinungen und Irrthümer," heißt es da, „gehen in unserm Vaterlande über Goethe, Schiller und Jean Paul um, wie sehr wird das Große verkannt und dem Falschen so oft nachgesetzt." [1])

Mit Tiecks Schwager Bernhardi kam Jean Paul sehr oft in Berlin zusammen, [2]) nachdem er schon vorher Otto den zweiten Theil der Bambocciaden empfohlen. Schlegel schreibt sogar, daß Bernhardi zu denen gehöre, welche Jean Paul am meisten in Berlin liebe und Schleiermacher wundert sich, daß der Dichter an den Berliner Gelehrten mehr Talent als genialisches Gefühl findet, dabei aber allemal Bernhardi ausnimmt. Jean Paul selbst freut sich, daß Bernhardi ihn genau studirt und gegen Merkel vertheidigt hat. Zwei Jahr später freilich wird seine eigene Vertheidigung des Freundes Jacobi gegenüber mehr zu einem Angriff. Er findet in einem gegen letzteren gerichteten Sonett neben der höchsten Ungerechtigkeit zugleich die höchste Dummheit, versichert jedoch Jacobi, daß Bernhardi es nicht sehr bös meine und daß er, der über Jacobi und Fichte rede, weder den einen noch den andern gelesen habe. [3])

Unter den übrigen Berliner Romantikern war es insbesondere noch Franz Horn, der frühzeitig Jean Pauls Ruhm predigte. In seiner Geschichte und Kritik der deutschen Poesie und Beredsamkeit findet er [4]) die Erklärung dafür, daß dieser genialische Schriftsteller bei seinem ersten Auftreten so wenig anerkannt wurde, darin, daß seine Werke dem gewöhnlichen Geiste der damaligen Zeit so ganz entgegengesetzt waren. Nachdem endlich ein paar Recensionen in der Allgemeinen Literaturzeitung auf die Erscheinung des herrlichen Schriftstellers auf-

---

1) Vgl. auch ebenda p. 254. Spazier II, 34. 192. Funck, p. 51. WW. I, 15.

2) Vgl. F. I, 426. O. III, 356. 389. WW. 29, 258.

3) Dieser Brief an Jacobi ist vom 16. August. Im Januar hatte er freilich von Meiningen aus Bernhardi geschrieben: „Ich wollte, ich könnte im Paradies der Liebe, das ich ackere und genieße, mit Ihnen disputirend auf- und abgehen."

4) Vgl. zum Folgenden auch: Horn, Leben u. Wissenschaft, Kunst u. Religion. Berlin 1807.

merksam gemacht, vollendete, sagt Horn, der Siebenkäs des Dichters Triumph selbst bei den strengsten Kritikern. Das Höchste indeß, was Richter im Stande zu geben, findet er im Titan, einem Romane, zu dessen Hervorbringung sich alle Talente des Dichters dynamisch vereinigt zu haben scheinen. Später gab Horn Bemerkungen über die Vorschule und rühmt darin namentlich die über das Lächerliche, die humoristische Dichtkunst, den epischen, dramatischen und lyrischen Humor sowie über den Witz handelnden Programme. Nur wenige deutsche Schriftsteller haben seiner Ansicht nach sich in den meisten dieser Sphären so ausgezeichnet als Richter, dessen herrlichen deutschen Tiefsinn, glänzenden Verstand, kernhaftes und frommes Gemüt er nicht genug preisen kann. Fouqué gegenüber verhehlt er es sogar nicht, daß ihm Jean Paul viel näher steht als Goethe. Er liebt ihn auch schon um deswillen, weil er der erste gewesen, der Fouqué öffentlich anerkannt hat.[1]) Jean Paul scheint diesen Enthusiasmus ihm nicht in gleicher Weise entgegengebracht zu haben. In einem Briefe an Voß wenigstens nennt er ihn „zu kränklich christlich, weich und lau".

Ehe wir Jean Pauls Verhältniß zu dem eben erwähnten Fouqué und einigen andern der jüngern Romantiker ins Auge fassen, müssen wir noch von seiner Stellung zu Novalis und Achim v. Arnim sprechen.

Novalis wurde von ihm bereits 1798 in Weißenfels begrüßt[2]) und erwiderte im folgenden Jahre in Weimar diesen Besuch. Jean Paul nennt ihn später einen sanften, religiösen und doch feuerreichen Charakter, dessen poetisches Christenthum auch sein theoretisches sei. In der ganzen Familie findet er aber einen Anflug von Herrnhuterei und — Schwindsucht zugleich. Seine Werke sind wie die anderer Romantiker[3]) theils Sternchen, theils rothe Wolken, theils Thautropfen eines schönen, poetischen Morgens. Wie Moritz gehört er aber in die Klasse der weiblichen oder passiven Genies, unter die genialen Mannweiber, welche unter dem Empfangen zu zeugen glauben, und als Fichteaner ist er zugleich ein Verwandter der poetischen Nihilisten, welche mit der gesetzlosen Willkür des jetzigen Zeitgeistes ichsüchtig die Welt und das All vernichten, um

1) In demselben Briefe preist er auch Jean Pauls „Fibel".
2) Vgl. O. II, 302. 345. 351.
3) Neben zum Theil verschollenen nennt Jean Paul auch Kleists Schroffenstein.

sich nur freien Spiel-Raum im Nichts auszuleeren, und welche den Verband ihrer Wunden als eine Fessel abreißen. Er verspottet ihn daher auch, daß er statt eines Systemes, statt etwas Fertigem nur Blumenstaub und Sentenzen giebt. Wie Novalis, so gehört nach Jean Paul auch Achim v. Arnim zu Goethes besseren Schülern. Sein „Halle und Jerusalem" sowie seine Geschichte der Gräfin Dolores verdienen seiner Ansicht nach durch die Kraft des Komischen, des Romantischen, des Charakteristischen und des Altdeutschen weit mehr Lob, als ihm verwöhnte Kunstrichter werden geben wollen. Es ist für Jean Paul eine nährend-erquickende Erscheinung, daß so geist- und kenntnißreiche Männer wie Arnim, Brentano, Görres, Büsching, Hagen uns durch Ausgraben und Abformen altdeutscher Götterstatuen und Ahnenbilder zu erheben und zu reinigen suchen. An Arnims übrigen Schriften gefällt ihm vor allem, daß er die Lachmuskeln des Lesers wie Zügel in der Hand hält; seine Charaktere findet er scharf wie in Stein geschnitten und oft halte ein einziges physiognomisches Beiwort einen Charakter wie einen Türkenkäfer fest uns vorgespießt.[1]) Kosteten ihn, sagt er, nicht förmliche Recensionen zehnmal mehr Zeit als eigne Arbeiten, so würde er Arnims Schriften recensiren.

Trotz dieser und anderweitig ausgesprochener Abneigung vor dem Recensiren hat Jean Paul doch in den Heidelberger Jahrbüchern außer einigen anderen Schriften[2]) auch die von dreien der Romantiker besprochen, von Oehlenschläger, Fouqué und Hoffmann. Des erstern dramatisches Gedicht Aladdin veranlaßte ihn zu dem Versprechen, wenn Oehlenschläger sämmtliche „Tausend und Eine Nächte" in die Musik seiner Verse setzen wollte, gern die Partitur durchzugehen. Die Zeit wird ihn, hofft er, einem Diamant gleich, verdichten und verdurchsichtigen, und er wird dann immer mehr statt des Zauberspiegels, welcher nur vergangene und künftige Gestalten weist, den Zauberstab halten lernen, welcher die gegenwärtigen Ge-

1) Arnims Antwort, in welcher er des Weiteren von Cl. Brentano spricht, ist auffällig kühl gehalten.

2) Es erschienen in den Jahrbüchern noch die Recensionen einer Schrift von Feßler, von Delbrücks „Ein Gastmahl" und von Krummachers Parabeln. Letzterem rühmt er „sittliche Zärte und Reine" nach, rechnet aber „die häufige Vorsprecherei der Lehren am Ausgange" zu den Schwächen des Buches.

stalten verwandelt. In demselben Jahre, in welchem diese Recension erschien, veröffentlichte Oehlenschläger im Morgenblatt ein Jean Paul preisendes Gedicht, der Wunderbaum, an dessen Ende es heißt:

> Von vielen ward der Baum geliebt, genossen,
> Von wen'gen ganz;
> Doch jeder fand, was er gesucht, entsprossen
> Im Sonnenglanz.
> Wer Blumen liebte, sagte: Sieh', da glüht
> Mein Blumenstrauß.
> Wer Lieder liebte, sagte: Sieh', da blüht
> Mein Vogelhaus.
> Wer gar nichts liebte, sagte: Zwinge, zwinge
> Dein Plaudermaul!
> Wer alles liebte, sagte: Singe, singe
> Noch lang, Jean Paul.

Fouqué[1] wurde durch Bernhardi veranlaßt, zwei seiner Schriften, „Alwin" und „Sigurd", an Jean Paul zu senden. Er schilderte ihm in seinem Briefe vor allem den gewaltigen Eindruck, mit welchem der Hesperus ihn ergriff, zu einer Zeit, wo er als junger Officier in Westfalen stand, in einem Dörfchen, das er täglich verließ, um allerhand „lustigen Erscheinungen" nachzujagen. Jean Paul schrieb zurück, daß ihn Sigurd nach einem zweimaligen Lesen an Einem Tage in demselben Entzücken gelassen habe. Wenige Bücher hielten bei ihm dieses doppelte Schach aus. 1808 erschienen denn auch von Jean Paul in den Heidelberger Jahrbüchern zwei Recensionen der genannten Werke, denen 1810 eine vom „Helden des Nordens" und im folgenden Jahre eine von „Eginhard und Emma" folgten.[2])

Alwin gehört ihm unter die guten Romane aus der romantischen Klasse. Im ganzen Kunstwerke spielen die Wasserstrahlen des Lebens wie in einem Kunstgarten glänzend durcheinander, in keine steifen, langen, Brunnenröhren eingefangen; der Verfasser soll daher den ganzen Dank für sein Maienfest voll frischer, jugendlicher, poetischer Lebenslust behalten. Auch im Sigurd hat er nach Jean Pauls Ansicht einen der

---

1) Vgl. Briefe an Fouqué, herausg. von Kletke. Berlin 1848.

2) F. III, 194 f. sind die beiden oben erwähnten Briefe vom Jahre 1809 datirt, es ist jedoch kaum möglich, daß sie nach den Recensionen geschrieben sind.

größten, edelsten, liebenswürdigsten Helden aufgestellt. Die drei Helden des Nordens verdreifachen den Wunsch, daß dieser nüchterne, aber mächtige Dichter mehr große Nordschatten mit seinem Zauberstabe aus ihren Hünengräbern heraus nöthigen möchte in unser kleines Tageslicht. Die alten Götter und Helden müßten herauf und uns Urenkel scharf anschauen, damit wir bewegt würden, und unser Dichter solle Helden nach Helden vorführen. Mit einem ähnlichen Wunsche schließt Jean Paul auch seine Anzeige von Eginhard und Emma.[1])

Wir besitzen aus dieser Zeit auch einen Brief Jean Pauls an Fouqué, in welchem er ihm noch einmal seine Freude über den Helden des Nordens ausspricht und bedauert, daß der Dichter vom Publikum noch nicht genug erkannt sei. Auch jetzt wieder hebt er hervor, daß seine Werke das zweimalige Lesen hintereinander aushielten, was sonst sogar sehr Gutes bei ihm nicht vermöge. Bei der ersten Jubelfeier der Leipziger Schlacht begrüßt er ihn als Dichter und Krieger; im folgenden Jahre bemerkt er, daß insbesondere die Deutschen, und unter ihnen besonders Fouqué und Tieck, den Gottesacker des Schauerlichen so romantisch angebaut und so hohe Blumen darin erzogen hätten. Allein 1816 erklärt er plötzlich, daß er Fouqué nicht mehr zu recensiren brauche und vermöge, denn die Welt sowie seine Werke und eine gewisse Einförmigkeit in ihnen thuen es statt seiner. Dramatisch präge er sich heller und glänzender aus als episch, nämlich kürzer. In ähnlicher Weise wünscht er auch vier Jahr später von Voß, daß dieser nicht Leute wie Fouqué und Hoffmann zum Recensiren einlade. Denn bloße Dichter, zumal so einseitige und nachahmende, sind seiner Ansicht nach eben darum noch nicht Kunstrichter. Beide saugen jetzt zu sehr an ihren Schreibtatzen, anstatt mit diesen Honig und andre Fett-Beute zu holen.

Ueber Hoffmann hatte Jean Paul früher günstiger geurtheilt, ja er hatte ihn sogar durch eine Vorrede zu seinen Phantasiestücken beim

---

1) W. Grimm schreibt hierüber: „Aergerlich ist mir's, daß Jean Paul den Fouqué wegen eines seiner elendesten Gedichte, Emma und Eginhard, so übermäßig hat loben können. Dies Schauspiel ist durch und durch hohl und manchmal bis zum Lächerlichen albern." Franz Horn will aus Jean Pauls Recensionen herausgelesen haben, daß er Fouqué für den größten Dichter des Jahrhunderts halte, sowie daß er ihn wie billig Schiller vorgezogen habe.

Publikum eingeführt. Hoffmann scheint sich schon 1796 mit Vorliebe Jean Paul zugewendet zu haben, er citirt ihn wenigstens sehr oft. [1])

Erst 1810 kam er mit ihm beim Buchhändler Kunz in Bamberg, von dem beide und noch ein Arzt zu Tische geladen waren, zusammen. Letzterer, fast eben so geübt auf dem Felde sarkastischen Spottes, wie Jean Paul, blieb diesem, erzählt Kunz, keinen Ausfall auf die medizinische Kunst und ihre Jünger schuldig, und Hoffmann, der gegen alle Gewohnheit diesmal den stummen Zuhörer machte, accompagnirte die Sprechenden durch schallendes Gelächter. Plötzlich brachte ein Diener die Nachricht, daß Frau von Kalb mit mehreren anderen Damen am Ufer der Regnitz warte (vgl. S. 145), um Jean Paul, wie verabredet, zu Wasser nach einem in der Nähe gelegenen Lustorte zu führen. Es hatte aber Jean Paul so gut in der Gesellschaft gefallen, daß er zu bleiben vorzog und Frau v. Kalb um Entschuldigung bitten ließ. Bald jedoch reute ihn dieser Entschluß wieder und er wurde sichtbar verstimmt. „Das ist ein göttlicher Spaß!" rief Hoffmann dazwischen und brachte als allezeit fertiger Caricaturenzeichner im Augenblick die Scene am Flusse, wie er sie sich dachte, zu Papier. Aerger, Nasenrümpfen, Zorn und Wuth waren auf verschiedene, höchst burleske Weise auf den Damengesichtern ausgedrückt. Doch diese Zeichnung mißfiel Jean Paul auf das höchste, später kehrte zwar seine heitere Laune zurück, allein Kunz wollte bemerken, daß, so oft Hoffmann sich ihm zu nähern versuchte, es ihn zu inkommodiren schien. Er ließ sich die Zeichnung des kleinen Mephisto, wie er ihn nannte, geben und vernichtete sie; am folgenden Tage sprach er noch viel und erfreut über die Tischgesellschaft, Hoffmanns jedoch erwähnte er mit keiner Silbe. Dieser schien auch empfindlich, denn er stieß oft Worte wie Tugendheld, Sentimentalmann, Naturfresser u. s. w. hervor. Nichtsdestoweniger besuchte er im folgenden Jahre Jean Paul in Bayreuth; wir erfahren jedoch nichts darüber, als daß ihn dieser freundlich empfing. 1813 schlug Kunz Hoffmann vor, Jean Paul um eine Vorrede zu den Phantasiestücken, deren Verleger er wurde, zu bitten. Hoffmann wollte anfänglich nicht darauf eingehen. Nachdem er endlich dazu gebracht, weigerte sich Jean Paul seinerseits, denn er habe sich, nachdem er zweimal Vor-

---

1) Vgl. Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß. Berlin 1823. I, p. 93. 127. 178. 181. 193.

reden geschrieben[1]) und das eine Mal so schlecht belohnt worden sei, fest vorgenommen, nie wieder ein Buch einzuführen. Außerdem könne er auch für Hoffmann keine Liebe hegen, da ihm durch seine Frau, die ihn in Berlin kennen lernte,[2]) Dinge erzählt worden seien, welche Hoffmanns Herz in keinem vortheilhaften Lichte darstellten. Allein er ließ sich wenigstens zum Durchlesen des Manuscriptes bewegen und dies stimmte ihn vollständig um. Er gratulirte Kunz zu dem gefundenen Schatz und erklärte sich bereit, sofort die Vorrede zu schreiben. Auch später noch ergoß er sich in Lobeserhebungen über Hoffmanns Geist und verkündete, daß er einst in Deutschland einen bedeutenden Namen gewinnen werde. Die Vorrede verfaßte er in Form einer Recension der Jenaer Literaturzeitung vom December 1823; die wunderliche Behauptung von Kunz, daß sie zwar in seinem Geiste niedergeschrieben sei, jedoch nicht von ihm selbst, sondern von Otto, ist wohl durch ein Mißverstehen des Schlusses der Recension verursacht. Mit dem Titel konnte sich Jean Paul nicht einverstanden erklären, denn Callots Maler- oder Dicht-Manier herrsche weder mit ihren Fehlern, noch, einige Stellen ausgenommen, mit ihren Größen im Buche; er schlug dafür Kunst-Novellen vor. Er konnte ihm indeß ein Lob anderer Gattung ertheilen. In seiner dunklen Kammer nämlich bewegen sich, sagt er, an den Wänden heftig und farbenecht die koketten Kleister- und Essigaale der Kunst gegen einander und beschreiben schnalzend ihre Kreise. In rein ironischer und komischer Verkleinerung sind die ekeln Kunstliebeleien mit Künsten und Kunstliebhabern zugleich gemalt; der Umriß ist scharf, die Farben sind warm und das Ganze voll Seele und Freiheit. Am dichtesten lasse der Verfasser seinen satirischen Feuerregen auf die musikalische Schönthuerei niederfallen, zumal in den trefflichen (Nr. III) „Kreisleriana". Zuletzt hebt Jean Paul hervor, daß Kenner und Freunde Hoffmanns wie auch die musikalische Kenntniß und Begeisterung im Buche selber von ihm die Erscheinung eines hohen Tonkünstlers versprechen. „Desto besser und desto seltner!" fährt er fort. „Denn bisher warf immer der Sonnengott die Dichtgabe mit der Rechten und die Tongabe mit der Linken zwei so weit auseinander stehenden Menschen zu, daß wir noch bis diesen Augenblick auf den Mann

1) Für Dobeneck und Kanne.
2) Vgl. Aus Hoffmanns Leben. II, p. 32.

harren, der eine ächte Oper zugleich dichtet und setzt." Trotz alledem kehrte, wie bereits bemerkt, in Jean Pauls späteren Jahren die frühere Abneigung zurück. 1820 schreibt er an Voß, daß Hoffmann, obwohl der Nachahmer seines Komischen, kein Freund seines Ernstes und vielleicht keiner von ihm selber sei, weil er von ihm in der Vorrede nicht genug gelobt worden. Auch Rellstab gegenüber kommt er auf die Vorrede zu sprechen. Darnach war er der Meinung gewesen, Hoffmanns erstes Werk werde nicht die Spitze seines Geistes sein, sondern er werde höher steigen. Er findet aber in ihm wie in den meisten der neuern Berühmtheiten eine abwärts sinkende Sonne, die bei ihrem Aufgange culminirt habe. Als das Werk eines jungen Autors seien die Phantasiestücke lobenswerth, und den Ansichten über die Musik fehle es auch nicht an selbständigem Gehalte, weil er diese Kunst gründlich studirt habe. Sonst aber erscheint ihm in dem ersten wie in den folgenden Werken das Beste Nachahmung und Plünderung, besonders von Tieck und Jean Paul selbst. Er wiederholt sich auch selbst und steigert seine Ausartung, so daß Jean Paul jetzt einen ordentlichen Widerwillen an seinen Büchern hat. Auch in der Vorrede zur zweiten Auflage der Mumien klagt er, daß der kraftvolle Hoffmann die humoristischen Charaktere, zumal in der zerrüttenden Nachbarschaft seiner Morgen-, Mittag-, Abend- und Nachtgespenster, welche kein reines Taglicht und keinen festen Erdboden mehr gestatten, zu einer so romantischen Höhe hinaufzutreiben weiß, daß der Humor wirklich den echten Wahnwitz erreicht. Wenn Hoffmann trotz dieses ungünstigen Urtheils Jean Paul den zweiten Theil seiner Lebensansichten des Kater Murr zusendete, um ihn zu einer Arbeittheilnahme zu bereden, so kann sich dies Jean Paul nur daraus erklären, daß er diese Mumienvorrede gar nicht gelesen habe. In einem Briefe an Hitzig vom Jahre 1821 vergleicht er ihn mit Werner und sagt, daß beide in den poetischen Gährbottich unserer Zeit gefallen seien, wo alle Literaturen, Freiheiten, Geschmäcke und Ungeschmäcke durch einander brausen und wo man alles findet, ausgenommen Wahrheit und den Glanz der Feile. Beide hätten sich zu Lessings Zeiten am Studium reiner entwickelt. [1])

1) Als Hitzig Jean Paul im Herbst 1822 besuchte, redete dieser zu ihm in einer Weise über Hoffmann, welche Hitzig aus der Seele gesprochen war; bewundern mußte er insbesondere, wie unendlich richtig „der wahrhaft große Seher" sich den Menschen Hoffmann, den er nur so wenig gesehen, aus seinen Büchern construirt hatte.

Ueber Werner spricht sich Jean Paul wie an dieser Stelle so auch sonst immer nur mißbilligend aus. Sein wahres poetisches Gold-Geäder vererzt sich nur zu oft, meint er, in rauhes, graues, unförmliches Gestein. Sein schönes Metaphern- und Farben-Ineinanderquirlen, welches auf angenehme Weise den Sinn und Verstand ausschließt, kann nie dem Theologen unnütz sein, der die Fenster an der Kirche zumauert, um blinde darauf zu malen. Von dem Mysticismus des Verfassers von Luthers Weihe erwartet er daher wenig Bestand für die geistige Kirchenreparatur. Vielmehr findet er, daß dieser uns Glauben und Unglauben mit gleichem Glauben vorspielt. „Bloß diese Religionsvereinigung mit der Unreligion," sagt er, „diese poetischen Krönungsfeste der Nonnen und Huren, kurz dieses gleichmäßige Durcheinandermischen des Entgegengesetzten ist uns nur noch gar nöthig, damit am Ende alles im todten Meere der spielenden Unsittlichkeit schwimme und wanke und alles gleich sei und die göttliche Dichtkunst nicht ungleich einer ungöttlichen oder von Gott abfallenden werde. Daß Werner aus Luther und Elisabeth solche zerflossene Fratzenschatten gemacht, dafür hätte ihm Luther seinen Band Tischreden an den Kopf geworfen. Der karfunkelnde Famulus allein ist echt theatralisch, wenn er durch einen guten Schauspieler richtig dargestellt wird. Nicht die Darstellung des Mystischen ist in dem Stücke die Entheiligung desselben, sondern die Armut daran bei dem Bestreben, den Leser in der Guckkasten-Nacht unbestimmter Floskeln mehr sehen zu lassen, als der Kastenkünstler selber sieht und weiß." Seit seinem „vierundzwanzigsten Februar" haben wir nach Jean Paul ganz andre Sünden auf unserem Theater als sonst; mit ein paar Verbrechern und deren Folterleitern sei jetzo keinem Vernünftigen mehr gedient, der geläuterte Geschmack sei an schreiende Sünden und schwarze Laster gewöhnt. So werde das Theater eine wahre Marterkammer des Herzens, ein künstlerisches Armensünderstübchen voll zerfressener, von Gewissens-Bissen roth gestochener Leute und ein aufgeackerter Kirchhof voll Gerippe und Gespenster.

Wie in den Trauerspielen des ohnehin nicht verstandreichen Werner, so regiert nach Jean Paul auch in denen des verstandüberreichen Müllner ein seltner, luftiger, keines Bodens bedürftiger Wahnwitz die Charaktere und dadurch sogar einen Theil der Geschichte. Ihr Schauplatz ist eigentlich im Unendlichen, weil verrückte und verrückbare Charaktere jede Handlung, die man will, motiviren und rücken können. Seinen

vollen Zorn über Müllner aber schüttet Jean Paul bei Gelegenheit einer Recension seiner Schrift über die Doppelwörter, die Müllner im Morgenblatt hatte erscheinen lassen, aus. Er nennt dieselbe eine lange Lüge und Bosheit und Unwissenheit, den Verfasser aber einen tückischen, ästhetischen Rabulisten, der das Widerlegte ohne Weiteres zum zweiten Male behauptet. Schon seit Jahren haßt er diesen zweiten Merkel und hat deswegen auch an Cotta geschrieben, daß ein solcher Mitarbeiter am Morgenblatt seine Lust, auch einer zu sein, sehr geschwächt habe. [1])

Von der Aufnahme in Dresden war Jean Paul, wie wir gesehen haben, entzückt; nur einer habe ihn da beleidigt, nämlich Müllner, den er ungeachtet seiner seidenen Strümpfe und seiner Karte nicht vor sich ließ, obwohl er ihn nachher mit einer Gegenkarte beehrte. Diese sandte ihm Müllner mit einem boshaften Briefchen zurück; Jean Paul seinerseits trug dasselbe zu großer Belustigung in seinem Geldbeutel herum. [2])

Auch mit Rellstab sprach Jean Paul über Müllner; aber auch dieser fand, daß ihm der Dichter der „Schuld" entschieden sittlich zuwider sei, wiewohl er das Verdienstliche an ihm gelten ließ und eine gewisse, wenn auch nicht tief einschneidende Verstandesrichtung an ihm achtete. [3])

Ungleich höher stand Grillparzer bei Jean Paul; er sprach mit vielem Lobe von der weichen Seite seiner Dichtkunst, von dem sinnvollen Einzelnen in Diktion, Charakterisirung, Zeichnung und Erfindung der Situationen, vermißte dagegen an ihm Sinn für wahrhaft tragische Größe. In der Ahnfrau stellt er seiner Meinung nach die von ihm geschaffenen Personen in den letzten Akten häufig auf den Kopf, ja Jean Paul unterschreibt Voßens Todesurtheil über dieselbe nicht nur, er unterstreicht es mit rother Blut- und byzantinischer Kaiserdinte. Bloß mehrere Blitze der Sprache ausgenommen ist ihm diese Ahnfrau eine Scheintodte, die nicht einmal in den gemeinen Schauder vor einer Leiche versetzt.

---

1) Vgl. F. III, 319.

2) Jean Paul erzählt dies in dem Briefe an Voß vom 25. Juni 1822; Spazier V, 183 hat noch eine andere, uns unbekannte Quelle bei der Erwähnung des Vorfalles benutzt.

3) Vgl. einen Brief an Voß vom Jahre 1817.

Zweites Kapitel.
Die jüngeren Dichter und das Ausland.

Unter den jüngeren, der romantischen Schule nicht angehörigen Dichtern ragen Ernst Wagner und Ludwig Börne als Jean Pauls feurigste Anhänger hervor. Letzterem war es nur noch vergönnt, dem eben aus dem Leben Geschiedenen durch eine Gedächtnißrede seine Verehrung zu bezeugen, ersterer lebte sich so tief in den Geist des geliebten Meisters hinein, daß er gradezu in seiner Manier dichtete; Jean Paul seinerseits überwachte mit liebender Sorgfalt Wagners dichterische Entwickelung. Um ihn gruppiren sich Kosegarten, Methusalem Müller und Hebel, während wir neben Börne Rückert, Platen und Willibald Alexis stellen können.

Kosegarten schrieb bereits im Jahre 1797 von Rügen aus an Jean Paul, daß seit zwei Jahren dessen poetische Gestalten die Tröster und Lehrer seines Lebens seien. Er hatte, wie bereits bemerkt, seinem Freunde Schiller eine Jean Paul preisende Elegie geschickt, um sie in seinen Almanach oder die Horen aufzunehmen; seine Bitte war jedoch, obwohl Schiller schon viel Schwächeres von ihm angenommen, nicht erfüllt worden (vgl. S. 194). Jetzt hatte er eine neue Ausgabe seiner Poesieen vor, sandte Jean Paul die Ankündigung des Unternehmens und hoffte, ihn unter seine Leser zu zählen. Ihm fühlt er sich am nächsten unter allen Menschen des weiten Erdbodens, ihm verdankt er die edelsten Gefühle, die reinsten Schmerzen, Millionen der allersüßesten Thränen. Nie lustwandelt er am Gestade des Meeres und staunt in die Unendlichkeit hinüber, ohne sich zu sagen: „Wo mag wohl Fr. Richter jetzt weilen? welche Chiffern des großen symbolischen Buches Natur mag sein treues Auge jetzt wohl lesen und deuten?“ Jean Paul begrüßte die Gabe Kosegartens mit Freuden und empfiehlt die zugleich übersandte Eusebia dem Freunde Otto; leider ist uns der Brief, den er ihm als Antwort sandte, nicht überliefert.[1]) Methusalem Müller, der spätere Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt, schrieb auf Veranlassung

1) In der Vorschule heißt es, daß manchem Kosegarten'schen Gemälde oft zu einem dichterischen nichts abgehe als ein langer Strich durch alle Beiwörter. 1796 dagegen sagt Jean Paul, daß die Bezeichnung „Musenalmanach“ durch Goethes Idyllen und durch einige von Kosegarten gerechtfertigt werde.

und durch Vermittelung Oertels an Jean Paul, kurz nachdem er sein erstes Buch hatte erscheinen lassen. Er redet zunächst von den kostbaren Stunden, in denen er durch Betrachtung der Schöpfungen des Dichters einen Genuß fand, der sein ganzes Wesen mit Entzücken durchdrang, und deren Andenken ihm immer als ein milder Stern in den dunkeln Nächten seines Lebens leuchten werde. In diesen Stunden habe er gewünscht, daß er ihm sein Auge voll Dank und Liebe zeigen könnte und daß sein befriedigtes Herz nur einmal an dem seinigen ruhen möchte. Jetzt, wo er an ihn schreibt und ihm gleichsam die Hand zu einem neuen Bunde reicht, kommt es ihm vor, als sähe er sich den Zugang zu einer neuen, schönern Welt eröffnet, aus welcher schon ein milder Duft der Freude und Hoffnung ihm entgegenweht, als sollte ihm die Bekanntschaft des Dichters zu einer Quelle unbekannter seliger Genüsse werden.

Während Kosegarten und Müller sich zuerst dem Dichter näherten, reichte dieser umgekehrt Hebel als der erste die Hand und machte die Deutschen auf seine alemannischen Gedichte aufmerksam. In demselben Jahre, in welchem sie erschienen, 1803, pries er sie in der Zeitung für die elegante Welt. „Diese Sammlung von Volksliedern," sagt er, „könnte in der Herder'schen stehen, wenn man in einen Blumenstrauß wieder einen binden dürfte. Der Dichter hat für alles Leben und alles Sein das offene Herz, die offenen Arme der Liebe, und jeder Stein und jede Blume wird ihm ein Mensch. Er ist naiv, er ist von alter Kunst erhellt und von neuer erwärmt, er ist ohne Phrasen-Triller, er ist zu lesen, wenn nicht einmal, doch zehnmal, wie alles Einfache."[1]) Hebel schickte Jean Paul später das Schatzkästlein und sprach dabei seine Freude aus, ihm auf diese Weise seinen Dank für so manche himmlische Stunde, die er ihm durch seine Schriften bereitet, und seine wahrhaft heilige Liebe bezeigen zu können. An dem Urtheil über seine Gedichte liege ihm um so mehr, als es von einem Manne komme, dem alle guten und fühlenden Menschen huldigen; er rechnet es daher auch zu den schönsten Preisen, daß ihm Jean Paul gut ist. Für keinen unter diesen jüngeren Dichtern jedoch war Jean Paul, wie bereits bemerkt, so viel wie für Ernst Wagner.

Derselbe war Gutsverwalter bei Herrn von Wechmar auf Roßdorf,

1) Auch an zwei Stellen der Vorschule (WW. 18, 92. 19, 54) gedenkt er Hebels mit großer Anerkennung.

als er am Ende des Jahres 1801 mit Jean Paul, wahrscheinlich in dem benachbarten Meiningen, zusammenkam. Bei seiner „glühenden Liebe zur Dichtkunst, seinem Drange zum poetischen Schaffen, dem aber die Gewißheit fehlte, ob ein lebendiger Funke in ihm glimme," mußte das Zusammentreffen mit dem längst hochverehrten Dichter für ihn von der größten Bedeutung sein. Er schickte bald darauf das Manuscript seiner Ansichten des Lebens an Jean Paul und fügte dem Briefe noch einige Bemerkungen über künftige Arbeiten bei. Jean Paul nannte ihn in Folge dieses Briefes einen ganz ungemeinen, poetischen Kopf, der selber noch keine Höhenmessung seiner Tiefe gemacht und verfolgte von dieser Zeit an mit dem regsten Interesse und mit kritisirender Feder seine Produktionen, ja er verschaffte ihm die Stelle als Kabinetssekretär beim Herzoge von Meiningen und damit die Freiheit, ungehindert den Musen zu leben. Wagner hatte vor, einen „Dietrich zu J. P. Fr. Richters humoristischen Himmeln" zu schreiben; dieser ermutigte ihn auch, zumal er in der Vorschule den nöthigen Schlosser-Apparat finden würde, allein er warnte ihn zugleich, da er so vielerlei schon angefangen, vor der Gefahr des Wechsels. Er räth ihm, sich mit aller Gewalt bloß auf Ein Werk zu werfen und das Feuer in einem fort solange darunter zu unterhalten, bis seine spröden Theile streckbar und flüssig geworden. Wagner sagte tausendfachen Dank für den treuen Rath, ließ alles liegen und ging von neuem an seinen Wilibald, welchen er auch bald Jean Paul zuschickte. Dieser bekannte, mit zunehmender Ergötzung an der Fülle und den Kenntnissen des jungen Freundes den zweiten Theil gelesen zu haben. Es freut ihn, daß er Goethes W. Meister rein und stark gefaßt und die rechte epische Ansicht des Romanes gewonnen hat, ohne doch das stofflose Phantasiren mit der symbolischen Allgemeinheit zu vermengen. Kurz darauf sandte ihm Wagner das Manuscript der „reisenden Maler".[1]) Jean Paul schickte ihm „Lob, das sich auf das Allgemeine und Besondere, und Tadel, der sich nur auf einiges Besondere beziehen sollte." Der neu und frei schauende und empfangende Geist sowie der Kunstsinn neben dem Natursinn erregten sein besonderes Wohlgefallen, dagegen wollte er mit

1) Die mit Jean Pauls Namen unterzeichnete Vorrede zu Wagners Fibelschützen ist von Wagner selbst. Jean Paul schrieb ihm Ende Dec. 1809: „Ich habe nichts dagegen, daß Sie mein Gesicht als Ihre Maske aufsetzen." Vgl. W. VII, p. XII.

Wagners Kräften scharf rechten und umgehen, zumal sie oft an die Theorie (von Goethes W. Meister) gekreuzigt würden; der Hauptfehler scheint ihm die Länge einzelner Gespräche und Antworten.[1]) Schon 1806 zeigten sich bei Wagner die ersten Spuren jenes Rückenmarkleidens, dem er 1812 erlag. In seinen Briefen an den Freund kam er oft darauf zu sprechen und betrachtete sich schon jetzt als ein dem Tode Verfallener. Doch Jean Paul suchte ihn zu trösten. Es ist ihm seine Krankheit unbegreiflich und unmöglich ihr Wachsen. Jeder ist seiner Meinung nach so viel krank als er will; wäre er nur bekannter mit seiner Krankheitsgeschichte, so wollte er seine höchst wahrscheinlich nur hysterischen Besorgnisse umwerfen. Er hält eine poetische Seele wie die Wagners für die beste Wundarznei eines siechenden Leibes. In der Levana schon hatte er mit beredten Worten für Wagners Kunstschule Propaganda zu machen gesucht und einen Fürsten gewünscht, welcher mit einem Kronschatz die höheren Reichskleinodien der Kunst nicht theuer zu erkaufen glaubt.[2]) Es gelang ihm sogar, Wangenheim zu bewegen, an Joh. v. Müller in Kassel in dieser Angelegenheit zu schreiben. Später jedoch scheint sich sein Enthusiasmus für den Plan etwas verloren zu haben, er redet wenigstens 1808 von irgend einer späteren glücklicheren Zeit, die seinen Plan aufgreifen und den Stifter segnen werde. Die jetzige, noch kriegsbedrohte Zeit nehme keinen kräftigen Eindruck an, auch fehle für die Deutschen kamerale Sicherheit und benannte Autorität für ihre Gelder. Die Gesinnung, welche Wagner seinerseits dem hülfreichen Freunde entgegentrug, spricht sich am deutlichsten in den Worten aus, welche er 1810 nach dem Lesen der Dämmerungen an ihn schrieb. „Sei mir gegrüßt, Unsterblicher!“ beginnt sein Brief, „Du Kind eines himmlischen Frühlings, Du Fürst der germanischen Dichter, Du lebendiger Aushauch des Gottes, den Du fühlst und glaubst und dem Du dienst, Du Freund und Geliebter aller deutschen Herzen! Du heilige Seele, sei mir tausendmal gegrüßt! Sieh, Du Erhabener, erst gestern war mir das Glück, meine Seele im Himmelslichte Deiner „Dämmerungen“ zu baden und in

---

1) Nach dem eben Erwähnten ist Koberstein zu berichtigen, welcher angiebt, daß Jean Paul „die Maler“ für Wagners bestes Werk erklärt habe; vielmehr waren dies seiner Meinung nach die „Neuen Ansichten des Lebens“. Vgl. F. III, 164.

2) In einer nach Wagners Tode hinzugefügten Anmerkung nennt ihn Jean Paul „den großherzigen Menschen, den frommen Menschen, den reichen Dichter“.

seliger Wonne sah ich das auf jeder Seite in strahlender Wahrheit ausgesprochen, was ich Armer nur so dämmernd geahnt, so schmerzlich in mir verborgen lassen mußte." [1])

Ehe wir einiges aus dem Dithyrambus des andern begeisterten Verehrers des Dichters mittheilen, ist das Wenige, was uns von Rückert, Platen und W. Alexis überliefert, anzuführen. Ersterer schickte 1811 „von den Trümmern seiner seit einiger Zeit sehr zerstückten Poesie" soviel an Jean Paul, als „für das scharfe Auge hinlänglich sein möchte, aus der Klaue den Löwen oder was sonst es für ein Thier sei, zu erkennen." Seine Schüchternheit habe ihn gehindert, eher damit hervorzutreten, jetzt aber wolle er einen Kranz des Liedes erringen, da gegenwärtig keine bessern zu erringen seien. Nur seine unbegrenzte Verehrung erkläre es, daß er sich an niemanden lieber wende als an Jean Paul, um durch einen entscheidenden Ausspruch zu vernehmen, ob diese und eine Anzahl ähnlicher Poesieen würdig seien in das Publikum auszugehen.[2]) Jean Paul stellt Rückert sehr hoch und nennt ihn genialisch, nur übertäubt seiner Meinung nach die Instrumentalmusik der Sonette seine dichterische Vokalmusik.

---

1) Der Herausgeber von Wagners Schriften, Mosengeil, bekennt von sich selbst, daß vielleicht selten ein Jüngling so schwärmerisch einen berühmten Dichter seines Vaterlands verehrt habe, als er „unsern Jean Paul". Er erzählt sodann die tragi-komische Geschichte, wie er einst am Wege gewartet, um den Verehrten vorbeifahren zu sehen, wie dieser sich aber grade in dem Momente, als er bei Mosengeil vorbeikam, gebückt habe, so daß seine freudige Hoffnung auf das bitterste getäuscht wurde.

2) Später änderte sich Rückerts Ansicht, wie aus dem Schluß folgender „Bei Jean Pauls Biographie von Spazier" überschriebener Verse hervorgeht:

„Schlechter ist es noch gegangen
Anderen als mir."
Stets erwäge das, und bangen
Niemals lasse Dir!.

Wie sich Richter mußte drücken,
Eh' er ward gedruckt;
Wie ihn, drauf der Welt Entzücken,
Erst ihr Weh durchzuckt!

Seinen Duldmut mag zum Lehrer
Nehmen jeder Christ,
Der auch nicht ist sein Verehrer,
Wie Du's auch nicht bist.

In dem Gedichte „Die Perle und der Edelstein“ hat, sagt er, goldenes Zeitalter den Inhalt zu einer eisernen Fassung geliefert. Platen schickte 1821 Jean Paul seine Ghaselen. Dieser meinte, er brauche nun nichts weiter zu thun als fortzufahren, denn eine schöne Begeisterung bei aller Einfachheit und ein Herz der Liebe und der Tugend erquicke darin sogar den Leser, der sich nicht mit den orientalischen Mustern befreundet hätte. Leider sind uns nicht alle Briefe, die zwischen beiden gewechselt wurden, erhalten; 1824 schickte Platen den ersten Band seiner Schauspiele und erklärte, daß er zum Theil benutzt habe, was Jean Paul ihm über den gläsernen Pantoffel mitgetheilt. Um dieselbe Zeit wie Platen hatte auch Wilibald Alexis, der damals Referendar in Berlin war, einen Brief und ein Gedicht an Jean Paul gesendet, worauf dieser antwortete, schon der Brief allein hätte ihn genugsam durch den Ausdruck seines Wohlwollens, seine Anspruchlosigkeit und so manche andere zarte Seelenzüge erfreut, aber das Gedicht besiegle den Brief und er habe dessen Gemüt, Klarheit und Milde darin gefunden. Börne, der letzte dieser Gruppe, feierte Jean Pauls Andenken kurz nach dessen Tode durch eine am 2. December 1825 im Museum zu Frankfurt gehaltene Rede.[1]) „Ein Stern ist untergegangen“, heißt es darin, „und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erst späte Enkel heißen freudig den willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Wir hatten Jean Paul und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besaßen: Kraft und Milde und Glauben und heiteren Scherz und entfesselte Rede. Nicht allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er allen geboren und alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Er sang nicht in den Palästen der Großen: er war der Dichter der Niedergeborenen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinen, da vernahm man die süßen Töne seiner Harfe. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerst wagte das jedem Deutschen so grause Wort Ich auszusprechen; und wenn die Freiheit nicht darin besteht, daß man ohne Gesetz lebe, sondern daß jeder sein eigener

1) s. Morgenblatt, Dec. 1825.

Gesetzgeber sei, so war es Jean Paul, der für unsere Enkel die Saat der deutschen Freiheit ausstreute. Jean Paul war der Jeremias seines gefangenen Volkes. Die Klage ist verstummt, das Leid ist geblieben. Er war der Dichter der Liebe, auf die schönste und erhabenste Weise, wie man dieses Wort nur deuten mag. Er war auch ein Priester des Rechts, ein sittlicher Sänger. Er war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geißel, wenn er strafte; wenn er verhöhnte, hatte er einen guten Zahn. Die Schätze, die er hinterlassen, sind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweist, aufgespeicherte, ungemahlene Brotfrucht, und Aecker genug, worauf noch die spätesten Enkel ernten werden. Solcher Reichthum hat manches Urtheil arm gemacht. Fülle hat man Ueberladung gescholten, Freigebigkeit als Verschwendung! Weil er so viel Gold besaß, als andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. So war Jean Paul! — Fragt ihr, wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruht? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab."[1])

Von den Dichtern und Schriftstellern des Auslandes hatte Frau von Staël das meiste Interesse für Jean Paul; dieser selbst kündigte zwei ihrer Schriften an. Ein näheres Band zwischen ihnen knüpfte sich jedoch um so weniger, da Frau von Staël den Dichter bei ihrem Aufenthalte in Deutschland nicht besuchte und auch in ihrer Beurtheilung desselben sich offenbar von Schlegel beeinflussen ließ. Dafür fand Jean Paul in Villers einen treuen Jünger, es sind uns mehrere zwischen beiden gewechselte Briefe überliefert, die von ihrem innigen Verhältniß Zeugniß ablegen. Von den englischen Zeitgenossen hat ihm Byron wenig Sympathisches; über Walter Scott spricht er sich nur an einer einzigen Stelle aus, hier freilich ist er von Bewunderung voll. Wir beginnen mit diesen beiden und schließen mit Frau von Staël.

Byron theilt sich nach Jean Pauls Ansicht mit Goethe in die

1) In unserer Darstellung konnten natürlich nur die eine Stelle finden, deren Name in der Geschichte irgendwie fortlebt; mit welcher Menschenfreundlichkeit Jean Paul aber überhaupt allen denen, die sich, zum Theil recht anmaßend, mit irgend einer Bitte an ihn wandten, begegnete, darüber s. außer anderem W. VIII, 266—274.

titanische Natur, gegen welche der Titan kämpfen soll, aber auch seine Stellung in der Welt hat ihm seine Stellung in der Kunst verdorben. „Warum hast Du, armer, großer Byron," redet er ihn an, „wie Dein Leben, so Dein Dichten zugleich im Hohlspiegel Deiner Phantasie in- und auseinander gezerrt und das Heer der Sterne wie auf einem Himmelsglobus durch Linien in Ungeheuer abgetheilt und verwandelt?" Walter Scott dagegen gilt ihm als der größte und einzige Charakterschöpfer neuerer Zeit. Er findet bei ihm ein ganz anderes Bethlehem von großen, reinen und doch wahren Charakteren, als in Goethes heidnisch sinnlichem Heroum.

Reichlicher als für Byron und W. Scott fließen unsere Quellen für das Verhältniß Jean Pauls zu Villers und Frau v. Staël. Ersterer, einer der geistvollsten französischen Schriftsteller seiner Zeit,[1] war aus seinem Vaterlande vertrieben worden und lebte seit den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts in Deutschland. Er zeigte 1808 die Friedenspredigt an, voll von Enthusiasmus und Ueberschwänglichkeit. Er findet darin nicht das Werk eines gewöhnlichen Menschen, kein Jahrhundert, kein Land hat einen Jean Paul gesehen, denn Plato, Dante und Sterne sind niemals in ein und derselben Person vereinigt gewesen. Keines Menschen Kraft, keine Zauberphantasie hat je so wie er die Erde zum Himmel zu erheben verstanden und den Himmel auf die Erde herabgezogen. Jean Pauls Brief, in welchem er Frankreich zehn solche Vermittler zwischen zwei Völkern wünscht, die einander Bildung zu geben vermögen, war für Villers der Anlaß, ihm eine zum Theil deutsch, zum Theil französisch geschriebene Antwort zu schicken, in welcher er ihm aufs neue seine Bewunderung versichert. Die Franzosen freilich, wie sie jetzt sind, sagt er, würden in ihm nur einen bouffon, einen extravagant sehen, für ihn selbst aber macht es eine glänzende Epoche in seinem Leben, mit dem Dichter in Verbindung zu treten, er möchte in seiner Nähe wohnen, würde sich freilich da noch kleiner vorkommen neben dem Riesen, allein er schaut gern empor. Jean Paul seinerseits nimmt wiederholt Gelegenheit, die Deutschen auf Villers aufmerksam zu machen, so in den Anzeigen der Schriften von Fouqué und Frau

---

1) Am bekanntesten ist sein Essai sur l'esprit et l'influence de la reformation de Luther. Paris 1804.

v. Staël; [1]) die Uebersendung von Villers' »Introduction des ambassadeurs philologiques« begrüßt er mit großer Freude. Auf dessen Veranlassung hin wandte er sich auch mit jener Bitte für Schlözers Tochter an den Herzog von Gotha, welche den Bruch des Verhältnisses zu diesem Sonderlinge zur Folge hatte. Der letzte Brief von Villers ist aus dem Jahre 1813. Er erwartet sehnlich vom Freunde irgend ein großes Poem voll phantastischer Hoheit und Aussichten in Himmel und Hölle; schon lange genug spiele seine Harmonika sanfte, niedere Töne, lange genug habe sein Geist in der Manier von Rabelais, Swift und Sterne verweilt. Jetzt wünscht er wieder eine Rede des todten Christus, den Tod eines Engels u. a. aus seiner Dante-Shakespeare-Ader.

Für Frau v. Staël ist Jean Paul schon 1797 voll von Enthusiasmus. In dem, was er von ihr gelesen, glaubt er den Widerhall der mit Charlotte v. Kalb verlebten Juniusstunden zu hören; noch kein Weib hat seiner Ansicht nach so über die Liebe und noch keins so über alles andere geschrieben. Auch Otto empfiehlt er um dieselbe Zeit diese Lektüre, er möge sie in acht Tagen durchbringen, denn sie verdiene, besonders wegen der Kapitel über Parteigeist, Eitelkeit und Liebe und wegen ihrer revolutionären Gesichtspunkte, daß er gar nichts anderes lese. Auf ihrer Reise durch Deutschland hat Frau v. Staël zwar Jean Paul nicht besucht, allein Böttiger berichtet 1804, daß sie mit Hochachtung gegen ihn erfüllt sei und daß ihr insbesondere nach seiner Aesthetik gelüste, in der sie ein Gegengift gegen den Schelling'schen Sonnenstich erwarte; er habe ihr aus seinen Schriften große Excerpte mit lateinischen Buchstaben abschreiben lassen müssen. Es ist kaum anzunehmen, daß sie ihrer Beurtheilung Jean Pauls in dem Buche über Deutschland [2]) außer dem, was sie von Schlegel gehört, noch etwas anderes zu Grunde gelegt hat als diese Excerpte; von eingehenderem Verständnisse des Dichters kann daher natürlich nicht die Rede sein. Den Grund dafür, daß Jean Pauls Schriften dem Auslande unbekannt bleiben, findet sie nicht sowohl in der Originalität seines Genius, als vielmehr in seinen Fehlern. Trotz all der bewundernswerthen Schönheiten, trotz all der neuen Ideen, welche man in seinen Werken findet, ist doch die Anordnung und der Rahmen

1) Vgl. WW. 19, 165. 231. 246.
2) de l'Allemagne. (Paris. F. Didot. 1862) pp. 347 ff.

seiner Gemälde so mangelhaft, daß die glänzendsten Züge seines Genies sich in der Verwirrung der Gesammtheit verlieren. Seine Beobachtung des menschlichen Herzens ist fein und fröhlich, aber er ist und bleibt ein deutscher Kleinstädter und in seinen Sittenschilderungen ist oft zu viel Unschuld für unser Jahrhundert. Er ist Sterne zwar in der ernsthaften und poetischen Seite des Dichtens überlegen, allein letzterer hat mehr Geschmack und Eleganz in seinem Scherze und man merkt ihm an, daß er in der großen Welt gelebt hat. Aber auch in seinen ernsten Werken ist Jean Paul bei aller Erhabenheit doch nur zu oft bis zur Ermüdung melancholisch. Frau v. Staël führt darauf einige Stellen aus Jean Paul an und übersetzt einen Abschnitt aus der Rede des todten Christus.[1]) Mit Recht aber bemerkt der Dichter, daß sie schwerlich über zwei seiner Werke, den Hesperus und Siebenkäs, hinaus, ja in das erstere gar nicht recht hereingekommen sei, denn nach der Anführung eines eben nicht bedeutenden Auftrittes im Hesperus tische sie einige Fasern von einem zweiten Vorfalle aus demselben Romane auf, aber mit der Anzeige, er sei aus einem andern. Von der Rede dagegen ließ sie zwar nicht den entbehrlichen Anfang, aber außer der Hälfte den unentbehrlichen Schluß weg.

Ungleich gründlicher sind Jean Pauls 1807 und 1814 in den Heidelberger Jahrbüchern erschienene Recensionen der Corinna und des Buches über Deutschland; er selbst sagt, nach ihrer Vollendung sei ihm ordentlich gewesen, als habe er Md. Staël geheirathet, so oft hätte er sie lesen müssen. Rein poetischen Genuß wie etwa Goethes Götter- und Halbgötterstücke reicht die Corinna seiner Meinung nach noch nicht, ohnehin weniger die zwischen französischer und britischer Bühnen-Grausamkeit schwebende Delphine, aber sie giebt, sonst reich, so viele Gedanken als Schmerzen und mehr als die Franzosen ihr zurückbezahlen können. Jean Paul kehrt zwar in der Recension immer wieder auf Schattenseiten des Buches zurück, aber nur, wie er sagt, aus Liebe der Kürze und Bequemlichkeit, da das Abschatten der Glanzseiten zu viel Raum und Mühe begehre. Zu letzteren gehört seiner Meinung nach, daß viele den Franzosen unfaßliche Schönheiten und Sprüche beweisen, daß Frau v. Staël eine Malerin ist, nicht aus der französischen Schule,

1) s. WW. 11, 266.

sondern aus der deutschen. Die bloße Zeichnung der Charaktere erhebt sie zur genialsten Dichterin in Deutschland und zum genialsten Dichter in Frankreich. Noch eingehender ist die Recension des Buches über Deutschland. Noch kein Ausländer hat nach Jean Paul mit solchem weitem Blicke und weitem Herzen das deutsche Dichtwesen aufgefaßt und dargestellt als diese Ausländerin. Was sie zu unserer Kunstrichterin wie zu einer Dichterin erhebt, ist ihr Gemüt; ihr Herz ist deutsch und dichterisch, obwohl ihr Geschmack hinlänglich französisch. Die Kapitel über die Philosophie stellen, obwohl schlecht die deutsche des Geistes, doch desto wärmer und heller die des Herzens mit einer Herders nicht unwürdigen Reinheit dar; der Abschnitt aber über die Religion ist ein Altar der Religion, welcher dem gallischen Pantheon nöthig wäre. Auf ihren Fehler ist schon hingewiesen: es ist ihr französischer, nicht deutscher Geschmack an französischer Poesie; insbesondere wenn vom Theater die Rede ist, verhängt ihr der französische Vorhang jedes Ausländische. Einen größeren Dank als der Kunstrichter bringt der Verfasserin der Vaterlandsfreund, denn durch das ganze Werk zieht ein verschleierter Kummer über Deutschlands Erniedrigung. Jean Paul schloß damit, daß Frau v. Staël wahrscheinlich die einzige Frau in Europa ist sowie noch wahrscheinlicher der einzige Franzose in Frankreich, der und die ein solches Werk über Deutschland schreiben konnte. Wäre Deutschland ihre Wiege und Schule gewesen, so hätte sie ein noch besseres Werk geschrieben, nämlich über Frankreich. Er wünscht endlich dieser geistigen Amazone Lust und Kraft zu neuen Feldzügen und Siegen und Völkerschlachten und Völkervereinen.[1])

Fassen wir all das Bisherige zusammen, so ergiebt sich zunächst die Richtigkeit unserer am Anfang aufgestellten Behauptung, daß Jean Paul bei aller Verehrung der romantischen Weltanschauung doch im großen und ganzen in den meisten der eigentlich so genannten Romantiker nicht die consequenten Vertreter des von ihm so hoch gepriesenen Prinzips erblicken konnte. Ohne Zweifel giebt er der Romantik den Vorzug vor

1) Vgl. noch WW. 22, 222 und F. IV, 149. Von Frau von Genlis erzählt Helmina von Chezy, daß diese einem Fremden, der ihr Jean Pauls Romane als moralisch und tugendhaft rühmte, geantwortet hätte: „Dann sind wir uns ähnlich. Wir müssen uns heirathen; wir sind für einander geschaffen." Vgl. F. III, 43.

der Anschauung, welche alles Heil bei den Alten, insbesondere den Griechen erblickt, ja er schreitet zu der Behauptung fort, daß der Abstand von Griechenland immer breiter werden müsse. Die Griechen erscheinen uns durch die Ferne, in die sie gerückt sind, in einem weit idealeren Lichte. Man vermengt sodann das Maximum der Plastik, welches sie in der That erreicht haben, mit dem der Dichtkunst, welches späteren Völkern vorbehalten blieb. Gesetzt endlich auch, daß sie wirklich die Vollendung erreicht, die ihnen nachgerühmt wird, so ist doch ein Wiederbeleben ihres Geistes für unsere Zeit nicht möglich. Im Unterschiede von den Griechen hat das Christenthum die Sinnenwelt, die Erdengegenwart vertilgt; dafür fordert es die Einkehr ins Innere, es blüht über der Brandstätte der Endlichkeit das Reich des Unendlichen. Die romantische Poesie ist nichts als die christliche und läßt sich demnach als das Schöne ohne Begrenzung, als das schöne Unendliche definiren. Das Mystische und das Musikalische ist das Allerheiligste dieser Weltanschauung; sie ahnt eine größere Zukunft, als hienieden Raum hat.

Als der Meister dieses romantischen Geisterreichs erscheint ihm Shakespeare, nach diesem Schiller, Herder, Klopstock, Goethe in einigen seiner Werke und Tieck im Sternbald. Jean Paul weist Tieck nicht nur in der Vorschule eine hohe Stellung an, sondern er hat auch sein ganzes Leben hindurch an diesem „wahren Shakespeare-Seher" mit einer Innigkeit gehangen, wie er sie nie einem der übrigen Romantiker entgegengebracht, und hat ihn vor allen übrigen in seine Nähe gewünscht, als er im kunstöden Lande weilte. Nächst Tieck haben Schleiermacher, Fouqué und Arnim seinen lautesten Beifall gefunden. An ersterem beunruhigte ihn zwar der Fichteanismus, er klagte, daß er das Unendliche nicht individualisire. Es mißfiel ihm ferner in den Reden über die Religion die allzu weitherzige Toleranz, mit der er jeden Aberglauben gutheiße. Allein er entdeckte doch bald einen markigen Kern und nannte diesen einen echten Gottesdienst. Schleiermachers Predigten zeigten ihm, daß der vielsinnige Redner das Göttliche in der Philosophie achte; die Ethik dieses großsinnigen Ururenkels Platons begründet seiner Meinung nach eine ganz neue Epoche. Fouqués Schriften erfüllten ihn, auch als er sie zum zweiten Male las, mit hohem Entzücken; er dankt ihm für sein Maienfest voll frischer, jugendlicher, poetischer Lebenslust, insbesondere weiß er ihn wie auch Arnim nicht genug zu preisen, daß sie

uns durch Ausgraben und Abformen altdeutscher Götterstatuen und Ahnenbilder zu trösten, zu erheben, ja zu reinigen suchen. An Hoffmann hebt Jean Paul vor allem die Vereinigung des musikalischen und dichterischen Talentes hervor, welche ja seiner Ansicht nach zum Wesen des echten Romantikers gehört. Novalis fesselt ihn ähnlich wie Schleiermacher durch seine reine Religiosität. Friedrich Schlegel gewann ihn ebenso wie Bernhardi durch seine persönliche Erscheinung, insbesondere durch seinen kindlichen, alles Hohe leicht fassenden Sinn und seine Bescheidenheit, Oehlenschläger endlich wurde wie Fouqué und Hoffmann durch eine preisende Anzeige geehrt.

Allein die meisten der Genannten vermochten nicht Jean Pauls Gunst sich dauernd zu bewahren. Bernhardi erklärt er auch wieder unbedeutend und unwissend; Fr. Schlegel findet er bei aller Genialität doch seicht in Philosophie, Gelehrsamkeit und Menschenkenntniß, die Lucinde, diesen zwecklosen Wahnsinn und Unsinn, kann er weder vom moralischen noch ästhetischen, ja nicht einmal vom griechischen Standpunkte aus rechtfertigen. Novalis ist ihm als Fichteaner zu nihilistisch und ichsüchtig, er gehört auch, wie so viele dieser Schule, zu den weiblichen oder passiven Genies, die unter dem Empfangen zu zeugen glauben. Hoffmann endlich und Fouqué sind ihm abwärts sinkende Sonnen. Letzterer ist einseitig und nachahmend; ersterer ist, obwohl ein Nachahmer des Komischen in Jean Paul, doch kein Freund seines Ernstes, ja er steigert zuletzt, da ihm die Wahrheit und die Feile fehlen, seine Ausartung zu einer Höhe, die man Tollheit und Wahnwitz nennen kann. Andere Romantiker wie Horn, Werner, Müllner und A. W. Schlegel sind ihm noch weniger sympathisch. Ersterer ist zu kränklich christlich, zu weich und lau; Werner hat ihm zu viel falschen Mysticismus, zu viel unbestimmte Floskeln, er mischt das Entgegengesetzte, Glauben und Unglauben, durcheinander. Jean Pauls Abneigung gegen Müllner wäre vielleicht ohne dessen Polemik gegen seine „Doppelwörter“ nicht zu dem leidenschaftlichen Hasse geworden, der uns aus seinen Worten entgegentönt, allein schon vorher erscheint ihm der „verstandüberreiche“ Romantiker doch von Wahnwitz nicht frei; er bleibt ihm auch, nachdem sich jene Aufregung gelegt, entschieden sittlich zuwider. Jean Pauls Urtheil über A. W. Schlegel erinnert uns an das, was er an den Weimarer Heroen verwarf, auch hier wieder läuft alles auf das Verhältniß von

Form und Inhalt hinaus. Schlegel vernachlässigt nicht nur den Inhalt über der Form, sondern bevorzugt auch einseitig die griechische Form, er ist ein gräcisirender Formschneider. Als solcher ist er lieblos und egoistisch und hat nie ein vollschlagendes, auffliegendes, freudetrunkenes Herz, Materien wie Gottheit oder Unsterblichkeit sind ihm zweideutige, der Humor vollends ist ihm ebenso verwerflich als ungenießbar, da er ja den Alten gefehlt hat. Gegenüber dieser frostigen Lotsalzsäule, diesem Hohlbohrer voller Herzen, welcher streitet statt zu zeugen und nur Buße predigt statt gute Werke zu vollbringen, wird Jean Paul nicht müde, wieder und immer wieder hervorzuheben, wie nur der Stoff die Form, der beseelte Eidotter die Schale bildet.

Fragen wir nach dem Urtheile, welches die Romantiker über Jean Paul gefällt haben, so ergiebt sich eine ähnliche Gruppirung.

Das Athenäum wünscht zunächst allerdings, daß alle Schriftsteller so redlich und naiv zu Werke gingen wie Jean Paul; es erkennt seine hohe und echte Phantasie an und erwartet aus einer Verschmelzung von Jean Paul und Tieck eine neue Epoche in Wissenschaft und Kunst. Allein es ertönt bald eine andere Weise. Die Empfindsamkeit Jean Pauls ist krankhaft, sein Humor capriciös, seine Phantasie monoton und an Armut grenzend. Nur Halbgebildete oder Ungebildete werden von ihm zu Thränen gerührt; der strenge Künstler dagegen haßt ihn als die vollendete Unpoesie, während der universelle Beurtheiler sich an seinem überallher zusammengetrommelten Bilderwitz ergötzt oder seine Willkürlichkeit vergöttert. Der Name eines großen Dichters ist ihm nicht abzusprechen, und doch kennt er bei all seiner Belesenheit die großen Meisterwerke nicht, es ist ein auf den Horizont eines kleinen Städtchens beschränkter Philister, dem entsprechend sind auch die Figuren seiner Romane. Je komischer, desto besser, das Sentimentale dagegen in Jean Pauls Werken verwirft A. W. Schlegel. Ganz anders urtheilt der Bruder. Er findet in dem bunten Allerlei von kränklichem Witz die einzigen romantischen Erzeugnisse des unromantischen Zeitalters. Grade das Kränkliche, Phantastische und Wunderliche an Jean Paul ist es, was ihn hoch über die andern erhebt. Er selbst hat daher immer eine besondere Vorliebe für ihn; Jean Paul ist aber auch für die Nation ein Lieblingsschriftsteller, denn er hat alle Dissonanzen des so verwickelten Zeitalters mit Witz und Gefühl zur Anschauung gebracht. Auch für Schleiermacher gehört

der Verfasser des Hesperus eine Zeit lang zu seinen Lieblingsschriftstellern, er rühmt namentlich das Gefühl und die Kindlichkeit an ihm. Durch die persönliche Bekanntschaft wurde er jedoch enttäuscht; als vollends der Titan erschienen, spricht er offen seine Abneigung aus. Er sieht überall nur die alten Erfindungen und erblickt darin eine schreckliche Armut und Geschmacklosigkeit. Tieck verspottet zuerst Jean Pauls Sentimentalität; er kann sich auch später mit der Vorschule nicht einverstanden erklären, da sie nur Recepte enthalte, um Jean Pauls Bücher zu schreiben; er beklagt es ferner, daß der Dichter so wenig vom Geiste der Alten in sich habe. Allein die Flegeljahre nennt er unvergleichlich durch Erfindung, Witz und Mannigfaltigkeit und bedauert wiederholt, daß sie nicht fortgesetzt worden. Was der Dichter dem Jünglinge gewesen, das ist er auch dem Manne und wird es ewig bleiben; er gehört unter die Menschen, die er vorzüglich liebt, unter die Talente, die er am meisten bewundert, und hat einen der ersten Plätze in seinem Herzen. Insbesondere soll auch die deutsche Jugend das Andenken des phantasievollen, witzigen und wahrhaft begeisterten Dichters feiern, dessen Größe ebenso wenig als die von Goethe und Schiller verkannt werden darf. Hoffmann gehörte schon 1796 zu Jean Pauls eifrigen Bewunderern, auch auf Fouqué machte der Hesperus einen mächtigen Eindruck und brachte ihm den Ernst des Lebens nahe. Horn endlich hebt neben der Originalität auch die Genialität des Dichters hervor und bewundert seinen herrlichen deutschen Tiefsinn, seinen glänzenden Verstand und sein kernhaftes, frommes Gemüt, ja Jean Paul steht ihm viel höher als Goethe.

Nicht minder als die letztgenannten vereinigen sich auch die meisten der nicht zu den Romantikern gehörigen Dichter dieses Abschnittes zum Preise Jean Pauls. Nur für die Staël ist er zu formlos, melancholisch und kleinstädtisch; den Uebrigen ist er Tröster und Lehrer des Lebens, ein milder Stern in dunkler Nacht, ihr ganzes Wesen wird durch die Lektüre seiner Schriften mit Entzücken durchdrungen. Mit Dank und Liebe huldigen ihm alle guten und fühlenden Menschen, ihm, dem Freunde und Geliebten aller deutschen Herzen. Unter allen Menschen der Erde giebt er die edelsten Gefühle, die reinsten Schmerzen, ist eine Quelle unbekannter seliger Genüsse und kommt aus einer neuen, schöneren Welt. Er liest und deutet die Ziffern des großen

Buches der Natur; nicht die sanften, niederen Töne der Manier von Swift und Sterne sind das Entzückende an ihm, sondern seine Dante-Shakespeare-Ader, welche Gedichte voll phantastischer Hoheit und Aussichten in Himmel und Hölle schafft. Er ist ein Aushauch des Gottes, den er fühlt, der Fürst der germanischen Dichter. Er ist der Sänger der Armen, der Sänger der Freiheit, der Liebe, des Rechtes, der Sittlichkeit. Kein Jahrhundert, kein Land hat einen ihm Gleichen hervorgebracht; einer wie er kommt in diesem Jahrhundert nicht wieder; erst spätere Geschlechter werden ihn verstehen.

Drittes Buch.
Jean Paul und die Gelehrten seiner Zeit.

I. Abschnitt.
Historiker, Philologen, Naturforscher.

Daß Jean Paul die Entwickelung der Philosophie seiner Zeit mit regerem Interesse verfolgte als irgend einer unserer großen Dichter, kann nach dem Vorhergehenden nicht überraschen; er kam aber auch in die mannigfaltigsten Beziehungen mit den Vertretern der übrigen Wissenschaften, insbesondere mit denen der Geschichte, der Philologie und der Naturwissenschaften. Unter den ersteren sind namentlich Archenholz, an den sich Perthes und Reimer anschließen lassen, Joh. v. Müller, Raumer und Schlichtegroll[1]) hervorzuheben.

Archenholz war einer der ersten, die auf Jean Paul aufmerksam wurden. Schon 1786 standen beide mit einander in Briefwechsel und der Dichter war schon damals der „genievolle Correspondent" für dessen „Journal für Länder- und Völkerkunde".[2]) Ja Archenholz wünschte schon um diese Zeit ihn persönlich kennen zu lernen; er verweilte daher im Jahre 1786 auf einer Reise nach Karlsbad einen Tag in Hof, um Jean Paul „erst aufzufinden, dann zu genießen." Das erste wurde ihm schwer, das andere vereitelt, da er erfuhr, daß der Gesuchte grade abwesend wäre. Jean Paul seinerseits rühmt später an ihm das Verdienst, uns aus unsern monarchischen Ketten und Bandagen durch das Beispiel eines

---

1) Dieser darf wohl als Herausgeber des Nekrologs der Deutschen unter den Historikern aufgeführt werden.

2) Vgl. Spazier II, 179. W. IV, 67. 102. 194. 225. 231.

Volkes aufgerüttelt zu haben, das sich frei bewegt und jene nur um Missethäter, diese um Kranke flicht.[1]) Von 1792 an gab Archenholz in Hamburg die Minerva heraus. Der Dichter schickte ihm 1805 sein Freiheitsbüchlein und wollte damit nur dem Herausgeber einer Zeitschrift, die „lange als Palladium in Hamburg bleibe wie in Deutschland, und zu welcher als Göttin die meisten andern Zeitschriften sich nur als die bekannten drei Beithiere Minervas (Eule, Hahn und Schlange) verhalten," seine Achtung und Erinnerung bezeugen.

Dieselbe patriotische Gesinnung, welche Jean Paul mit Archenholz verband, näherte ihm auch die Buchhändler Fr. Perthes in Hamburg und Reimer in Berlin. Ersterer schreibt 1805[2]) dem Dichter, daß alle Rechtlichen sich zu einem Bunde vereinigen müßten; er nennt ihn einen geistvollen, kräftigen Mann, der noch ungefundene Wege betreten, die grade in des Menschen Herz und Geist führen, und hofft in ihm ein wirksames, mächtiges Glied der Vereinigung zu begrüßen. Jean Paul zeigt sich für den Bund enthusiasmirt und theilt all die patriotische Glut des Freundes; all seine Werke seien wie sein Leben Freigeborene, keine Sklavenkinder irgend einer knechtischen Absicht, darum sei er auch arm geblieben. Von Perthes' Antwort ist uns nichts überliefert, als daß er nicht von einem Bunde gesprochen, sondern von einem Verständniß deutscher Männer untereinander. Beide aber blieben auch in den folgenden Jahren einander auf das treueste zugethan, insbesondere sprach Perthes seine Zustimmung zur Friedenspredigt aus und meinte, daß auch seine Umgebung in Hamburg den guten Geist, der darin vorherrsche, und den rechtschaffenen und deutschen Mann, der da spreche, achte und ehre; die Nation werde dafür Jean Paul späterhin noch Dank wissen. Perthes' Museum begrüßte Jean Paul mit der innigsten Freude, er ließ sofort seine „Nachdämmerungen" darin erscheinen und ist überzeugt, daß keine Feder daran schreibt, die nicht in einem Flügel steckt, keine Schwanzfeder, die nur steuert, nicht hebt.[3]) Wie

1) Archenholz hatte mehrere Schriften über England, so z. B. „England und Italien", „Annalen der brit. Geschichte" herausgegeben.

2) Jean Paul hatte schon früher Beziehungen zu ihm, vgl. W. VI, 232.

3) Bei einem Besuche, den Perthes 1822 in Bayreuth abstattete, fand er das Bild, das er sich von Jean Paul gemacht, nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmend. Vgl. Hagen, Jean Paul in Bayreuth.

Perthes, so rühmt auch Reimer die kühne und nicht genug zu preisende Art, mit der sich Jean Paul des tiefverwundeten und mit Schmach beladenen, aber dennoch herrlichen Vaterlandes angenommen habe.[1])

Das erste, was wir von Jean Pauls Verhältniß zu Joh. von Müller wissen, ist, daß er ihn als einen genialen Göttersohn begrüßt, nachdem er seine „Jugendbriefe“[2]) gelesen. Er war aber auch so glücklich in brieflichen Verkehr mit dem Manne, den er zugleich Gegenstand und Schöpfer einer höheren Geschichte nennt, zu kommen. Er empfahl ihm nämlich 1808 Kanne, den die Noth gewungen, als gemeiner Soldat Dienste zu nehmen. Müller erklärte sich vorläufig für unvermögend, etwas für dessen Befreiung zu thun, jedoch schon ein paar Monate später empfängt er Jean Pauls Dank, daß er Kanne wie ein Orpheus oder Herkules aus den Schatten wieder unter die gelehrten Lichter zurückgeholt. Er schrieb sehr freundlich an den Dichter und segnete Kanne, daß dieser ihm Anlaß gegegen habe, dem hoch und tief denkenden, schaffenden, blitzend erleuchtenden, weckenden, begeisternden Seher, dem redlichen Jean Paul, den auch Herder liebte, einmal die Hand reichen zu können. Er habe ihn lange geliebt, lange verehrt, habe aber kaum gehofft es ihm eher sagen zu können, als wenn beide in das Land kämen, wovon im Campanerthal „so viele schöne Rede“ sei. Als Müller kurz darauf starb, bekennt Jean Paul einen giftigen Stich bekommen zu haben, da uns dieser Sarg eine einzige Universalgeschichte einsarge.[3])

Wenn der vielbewunderte Meister der Geschichtsschreibung dem Dichter so huldigte, wie wir eben vernommen, wird es nicht auffallen, daß auch einer der Jünger dieser Wissenschaft, der jugendliche Raumer, ihn von seiner Zuneigung zu überzeugen suchte. Er schickte ihm die

---

1) Reimer hatte den Dichter zum ersten Male 1800 in Berlin beim Buchhändler Sander gesehen. Er kaufte 1814 aus dem Matzdorff'schen Verlage den Vorrath sämmtlicher von Jean Paul da erschienenen Werke und traf später in Heidelberg mit ihm zusammen. Jean Paul gewann ihn, wie er schreibt, recht herzlich lieb, so redlich sei „sein Auge und Außen.“ Sein Gesicht nennt er das Siegel seines Werthes. Vgl. F. I, 282. III, 270. W. VIII, 98. Unter den Buchhändlern ist außer dem oft genannten Funck noch Josef Max in Breslau mit Jean Paul eng befreundet gewesen. 15 Briefe Jean Pauls an diesen finden sich bei Funck pp. 179 ff.

2) Er meint offenbar die „Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund“ (Bonstetten).

3) Vgl. W. II, 52,

„Herbstreise nach Venedig",[1]) um ihm „seine Hochachtung und Dankbarkeit an den Tag zu legen". Eine Probe seiner künftigen Geschichte der Hohenstaufen lege er deshalb nicht bei, weil einer, der gedruckte Bücher erhalte, diese nicht zu lesen brauche, während es mit Handschriften, auf deren Zurücksendung man rechne, etwas Anderes sei. Jean Paul beantwortet den Brief sofort und rühmt, daß in dem Buche ein ganzer Mensch mit allen schönsten Gliedern von Witz, Laune, Gefühl und Einsicht lebe; am meisten hat ihn seine politische Wärme erquickt. Das einzige, was er von ihm nicht geschrieben wünscht, ist sein historisches Werk, denn er wünscht dies bloß — gedruckt. Bei seinen eigenen so ärmlichen historischen Kenntnissen könne er ihm nichts sagen, was des Portos werth wäre, daher soll er das Buch desto früher dem Publikum schicken. Raumer bewahrte auch fernerhin dem Dichter ein freundliches Andenken. Als in einer Gesellschaft ein Student seiner kritischen Weisheit freien Lauf ließ und zuletzt so weit kam zu behaupten, Goethe schreibe in der letzten Zeit schlecht Deutsch und Jean Paul sei ein Confusionarius, da lief Raumer, wie er Manso schreibt, die Laus über die Leber und er wusch ihm den Kopf dermaßen, daß er weder Haus noch Collegium weiter besuchte.[2])

Noch inniger wurde Jean Paul mit Schlichtegroll vertraut, ja der Bund mit diesem und seiner Familie gehört wie zu den ältesten so zu denen, welche durch den Wechsel der Jahre nicht wankend gemacht wurden. Schon 1797 bittet Schlichtegroll den Freund, bei seinem Sohne Pathenstelle zu übernehmen; er hat keinen andern Wunsch, als daß das Kind, welches ebendeshalb Paul Emil heißen soll, dereinst seinem Jean Paul ähnlich sein und daß es, wie er, dem zweiköpfigen Adler gleichen möge, der mit dem einen Kopfe nieder sieht auf die Blumen der Erde, mit dem andern zu dem unsterblichen Blau und den ewigen Sternen aufschaut.[3]) Da Jean Paul auch an der „schönen Seele, dem weichen Herzen" von Schlichtegrolls Frau mit der aufrichtigsten Freundschaft hing, so weilte er gern und oft in diesem Hause. Bei seiner Uebersiedlung nach Meiningen verbrachte er zwei fröhliche Stunden in Gotha

1) Theil 1 und 2. Berlin 1816.
2) Vgl. Fr. v. Raumer, Lebenserinnerungen und Briefwechsel. Leipz. 1861.
3) Jean Pauls Antwort siehe W. V, 277.

bei Schlichtegroll. Als letzterer 1807 Generalsekretär der Münchner Akademie geworden, sprach der Dichter in einem Briefe an die Gattin die Hoffnung aus, sie bald zu sehen, zu hören, zu halten. Er zweifelt, ob sie die Münchner Weiberwelt für die Gothaer entschädigen werde, hofft dies aber von der dortigen Männerwelt, zumal ein Jacobi an ihrer Spitze stehe. Dem Freunde, mit welchem er inzwischen durch das brüderliche Du noch enger verknüpft war, wünscht er Glück zu dem neuen Kreise von so geistreichen Männern und spricht den Wunsch aus, daß er am Ende selbst mit seiner Aesthetik in den Akademie-Saal möchte. Ein solcher, eine Studirstube, eine Schreibstube seien ja noch die einzigen vaterländischen Eden-Reste und Freistätten; er bittet ihn daher ihm mitzutheilen, an wen er sich zu wenden habe und mit welchen Kurialien. An demselben Tage schreibt er auch an Jacobi diesen Wunsch, denn er sehe beim Henker nicht ein, warum er gar nichts werden und haben soll. „Mein guter Schlichtegroll," schreibt er weiter an Jacobi, „wird Dir zwar nicht auf der philosophischen Arena und Sandwüste und Sandbank — aber desto mehr im ersten und letzten Eden-Garten eines schönen, reinen, treuen Herzens Genüge leisten. Und mit seiner Frau kannst Du sogar disputiren; sie wird Dich, wenn nicht besiegen, doch auslachen und lieben und herzlich anblicken. Viel schönes Rousseau'sches oder Genfer Blut rinnt durch ihr deutsches Herz." Was der Erfüllung von Jean Pauls Wunsch, Mitglied der Akademie zu werden, damals entgegengestanden, ist nicht bekannt. 1820 aber schreibt er von München aus, daß ihn jetzt Schlichtegroll mit aller Gewalt da einspinnen wolle durch eine Stelle bei der Akademie. Jetzt aber erscheint ihm so manches hinderlich: sein Alter, das der Brust nachtheilige Klima, die Gegend ohne nahe Berge und Wiesen, die Besuchermenge. Er fand die Familie des Freundes bei diesem Besuche wenigstens als die geistig vorige wieder, nur ärgert es ihn, daß die Jahre den Weibern außen mehr nehmen als den Männern innen. Zur besonderen Freude gereichte es ihm, jetzt persönlich seinen Dank für die liebevolle Theilnahme und Unterstützung auszusprechen, die sie seinem in München studirenden Sohne Max hatten zu Theil werden lassen.[1])

Unter den Philologen fühlte sich der Dichter natürlich zu denjenigen am meisten hingezogen, welche, wie ja auch Fouqué und Arnim,

1) Vgl. noch W. VIII, 220. 223. F. III, 46. 61. 89. 152.

die Erforschung und Darstellung des deutschen Alterthums wie überhaupt das Studium der deutschen Sprache zu ihrer Aufgabe gemacht haben; es sind dies Campe, Wolke, Grimm, Dobeneck, Hagen und Büsching. Von den altklassischen Philologen näherte sich ihm als solcher nur Welcker; Thiersch dagegen ist mit Grimm und Dobeneck zusammenzustellen, da seine Beziehungen zu Jean Paul auf seinem Interesse für die deutsche Sprache beruhten. Ernesti endlich, den der Dichter in Leipzig gehört, war ihm ebenso wie Gottfried Hermann zu einseitig.

In der Vorschule widmete Jean Paul unter dem Titel „Campes Sprachreinigkeit" diesem Forscher einen besonderen Abschnitt, dessen Hauptresultat in dem Satze gipfelte: „Man verstärke freudig (und danke Gott und Campe) mit den zugeschickten Haustruppen die Sprache, ohne darum gute fremde abzudanken." Campe sprach in Biesters Monatsschrift (Febr. 1805) seine Freude darüber aus, nun endlich einmal einen wirklichen Mann richten zu hören, einen Mann von Kenntniß, Urtheilskraft, Billigkeit und Gerechtigkeit. Was dieser zugestanden, sei mehr, als Campe bei seinen Lebzeiten schon anerkannt zu sehen je gehofft hatte. Auch Wolke wandte sich 1811 an Jean Paul, weil er von ihm die Annahme und Verbreitung seiner neuen rationalen Rechtschreibung hoffte. Wie hoch ihn der Dichter stellt, ist nicht nur aus seiner Antwort auf dessen Brief zu erkennen, sondern auch daraus, daß er bald darauf in einem längeren humoristisch-satirischen Aufsatze das Publikum für Wolkes eben erschienenen „Anleit" 2c. zu interessiren suchte. Ebenso nennt er ihn in der zweiten Ausgabe der Vorschule unsern reichsten und tiefsten Sprachforscher; in seinem längst gewünschten Anleit öffne er nicht einen Schatzkasten des Sprachschatzes, sondern ganze Goldschachte, verfallene und unbenutzte, und liefere noch gute Präg- und Rändelmaschinen zum Ausmünzen dazu. In der Schrift über die Doppelwörter bekennt Jean Paul von sich, daß er in all den Punkten, in welchen man Wolke für einen grammatischen Sündenerlöser erkennen will, nichts weiter ist als dessen Apostel und folglich nur die Ehre der Nachfolge genieße, nicht die der Stiftung. Gegen Ende seines Lebens wurde ihm noch das Glück den Verehrten persönlich zu begrüßen. „Mein alter Wolke reiste mir zur Freude von Leipzig an mein Herz," sind seine Worte.[1])

1) Vgl. WW. 30, 7.

Die oben erwähnte Schrift über die Doppelwörter erschien zuerst 1818 im Morgenblatt, später, um 12 „Postscripte" (Kapitel) vermehrt, als besonderes Buch. Er suchte darin nachzuweisen, daß das Verbindungs „s" ohne irgend einen Grund in die zusammengesetzten Wörter sich eingeschlichen habe und bestritt die Meinung, als sei dasselbe das „s" des Genetivs. Gegen diese Ansicht erhoben Grimm[1]) und Dozen[2]) ihre Stimme. Jean Paul rühmt, daß alle diese Gegner sehr höflich gegen ihn geschrieben hätten, sucht aber einen jeden in einem Postscript zu widerlegen. Von Grimm redet er stets mit der größten Hochachtung. Er steht ihm nicht bloß durch „Wißfülle", sondern auch durch Großsinn hoch über Adelung. „Seine Grammatik," klagt er schon in der Vorschule, „fand keinen einzigen Recensenten, ihr Reichthum ist ihr einziger Herold. Sprech- und Sprachenfülle, das längste, tiefste Studium der deutschen Sprech-Antike, die scharfen Blicke der Entscheidung sind in diesem deutschen Sprachheroum zu erkennen." Mit Thiersch war Jean Paul auf das engste befreundet. Es findet sich[3]) schon aus dem Jahre 1806 ein Billet von Jean Paul an ihn, leider giebt uns dies aber, da es kaum mehr als einige Sätze über die Frauen enthält, keinen Aufschluß über das gegenseitige Verhältniß der beiden Männer. Daß sie aber einander näher gestanden haben, können wir aus dem Briefe, welchen Thiersch 1818 an Jean Paul auf Anlaß der Schrift über die Doppelwörter geschickt hatte, entnehmen. Er sagt nämlich darin,[4]) daß er mit Freuden eine Gelegenheit ergreife, nach langer Zeit einen früheren freundlichen Verkehr durch schriftliche Mittheilungen zu erneuern. Am Schlusse des Briefes erklärt Thiersch „Johann P. Fr. Richter" für einen der größten Lieblinge der Sprache, dem sie ihre ganze Fülle und Reife aufgeschlossen und keine von den Huldgöttinnen, die ihr dienen, je verborgen habe. Als Jean Pauls Sohn zur Universität ging, empfahl ihn der Dichter wie an Schlichtegroll so auch an Thiersch. Er möge, schließt er seinen Brief, aus den Händen eines liebenden Vaters den Sohn in die führenden eines geistigen auf-

1) Hermes 1819. Bd. 2. S. 27.

2) Eos 1818. No. 102. Jean Paul bemerkt von dieser Zeitschrift, daß sie „ihr Titelwort bricht, aber nur zum Lesers Vortheil, indem sie statt spielender Aurora-farben mehr aufgehende Sonnenstrahlen giebt."

3) F. III, 124.

4) WW. 27, 269 ff.

nehmen, Gaben halte Thiersch in den seinigen überreichlich, der Sohn werde alle annehmen, wenn jener diese aufthue. [1])

Hatten es die bisher Genannten mehr mit dem rein Sprachlichen zu thun, so fesselten **Hagen**, **Büsching** und **Doben eck** den Dichter durch ihre mehr auf den Inhalt der Dichtwerke gerichteten Forschungen.

Hagen, welcher 1819 in einem Briefe an **Solger** bekennt, daß Jean Paul talismanisch auf ihn wirke und der Form seines Geistes, die er selbst nicht gemacht habe, am meisten zusage, schickte ihm bereits 1808 seine **Nibelungen**. Jean Paul findet, daß sie mit der Fülle ihres deutschen und sittlichen Stoffes dem Homer mehr voran- als nachstehen, sie sind ihm ein verklärter und verklärender Germanismus, ein wahrer Antikentempel Deutschlands. Ein Jahr später bat **Büsching** Jean Paul um Beiträge für ein neu zu gründendes Journal für Wissenschaft und Kunst. Der Dichter lehnte nicht unbedingt ab, denn Männer wie Büsching und dessen Freund Hagen wüßten gewiß, daß ein anderer Deutscher ihnen in Gesinnung und Feuer für das Gute ähnlich sei; allein er hat Zeit und Gesundheit vonnöthen für lange Werke und keine Zeit für Werkchen. Er will lieber Gast bei ihm sein als Wirth und Koch. Wenig später entschloß er sich aber doch zu einem „Werkchen"; er schrieb die Vorrede zu F. v. **Dobenecks** Volksglauben und Heroen-Sagen des deutschen Mittelalters. [2]) Der Aberglaube ist für Jean Paul die Poesie der Vernunft, er ist eigentlich ein wahrer, aber auf ungleichartige Gegenstände angewandter Glaube und irrt sich mehr im Ort als im Dasein der Wunderwelt. Wie diese Erde nicht alle Bildungen erschöpfen kann, wie es außer ihr Feen, Erdgeister, Dämonen geben muß, so giebt es auch Kräfte, die unser Geist nur in sich ahnen, obwohl an Körpern nicht finden kann. Der Ausdruck Wunder bezeichnet nicht sowohl eine stärkere Kraft, welche unvorhergesehen die schwächere verdrängt oder erhöht, als eine fremdartige, nicht Steigerung, sondern Fremdartigkeit der Kräfte. Zuletzt giebt uns Jean Paul einen kurzen Lebensabriß des unmittelbar nach Vollendung des Werkes verschiedenen Verfassers und weist am Schlusse darauf hin, wie viele Anstrengungen ein so kurzes

---

1) Beim persönlichen Zusammentreffen in München wird Jean Paul durch Thiersch' „herrliche Nase, Augen, Offenheit und alles" für ihn erobert.

2) WW. 19, 139.

Leben in sich zusammengedrängt habe. „In der Lüneburger Haide des Geschäftslebens mußte er sich," sind seine Worte, „den Wein- oder Musenberg unverwandter Erzeugnisse zusammentragen, bis zuletzt der wißbegierige Mann seiner lebenverschwendenden Wißbegierde erlag. Seine Güte, Anspruchlosigkeit, Treue gegen den Staat und einzelne und was sonst noch an seinem Gemüte glänzt und wärmt, gehören weniger dem Gedächtniß der Leser als der Erinnerung seiner Liebenden an, bei denen er in der Sehnsucht nach der schönen Vergangenheit seines Herzens fortleben wird." [1])

Weniger günstig äußerte sich der Dichter über die altklassischen Philologen, insbesondere über Hermann und Ernesti. Ersterer kann sich seiner Meinung nach allerdings nie ändern, aber sein Stand auf Einem Hügel des Helikon ist von größeren Alpen und Montblancs verbaut, seine Seele spiegelt rein, aber klein wieder. Er räth daher, sich nicht um ihn zu kümmern, wohl aber alles Positive von ihm anzunehmen. Noch weniger behagt ihm Ernesti, der grade starb, als Jean Paul in Leipzig studirte. Er nennt ihn zwar einen verehrungswürdigen Menschen und seinen Tod beklagenswerth für Deutschland; „allein," setzt er ironisch hinzu, „vielleicht lernte er hier auf der Welt zu wenig Latein und nimmt im Himmel den Cicero selbst dazu, um ganz ein Römer zu werden. Er war mit so viel Titeln, Ehrennamen, Beiwörtern behangen, daß man kaum den Menschen davor sehen konnte." „Man schätzt," heißt es an einer andern Stelle, „vielleicht an ihm mehr, als man schätzen sollte. Er sprach Ciceros Latein, aber ihm fehlte seine Beredsamkeit; er hat gute lateinische Worte, aber nicht herrliche Gedanken gehabt; er war erstaunlich gelehrt bei mittelmäßigen Kräften des Verstandes; er hatte seinen Ruhm mehr seinem Fleiß als seinem Genie, mehr seinem Gedächtniß als seinem Tiefsinn zu danken. Er war ein großer Philolog, aber kein großer Philosoph." [2]) Der einzige unter den altklassischen Philologen, der Jean Paul, allerdings auch nur für einen Moment, näher trat, war Welcker. Derselbe schickte ihm 1810 von Gießen aus seine Uebersetzung von Aristophanes' Wolken. Jean Paul soll sie als ein Zeichen seiner Verehrung

---

1) 1808 hatte Jean Paul einen Sohn Dobenecks aus der Taufe gehoben; F. III, 283 findet sich ein Brief von ihm an Dobenecks Wittwe.

2) Vgl. O. I, 44.

betrachten, denn im Reiche der Wissenschaften und Künste dränge man sich, den Mächtigen seinen Tribut freiwillig, wie den Heroen, darzubringen. In seiner Antwort spricht der Dichter die Hoffnung aus, daß Welcker den ganzen Aristophanes geben werde, denn besser als einer hat er ihn mit diesem Genius bekannt gemacht. Wer an seinen Obscönitäten ein Aergerniß nimmt, meint er, sucht eines und ist selbst eines. Ebensogut wäre die ganze Anatomie und Physiologie eine Obscönität.

Wie fast alle Beziehungen Jean Pauls zu den Männern der Geschichte und Philologie nicht sowohl in einer rein persönlichen Zuneigung begründet waren, die völlig unabhängig wäre von dem, was sowohl diese Männer geleistet als auch was der Dichter geschaffen, so war Jean Paul auch mit einigen zum Theil hervorragenden Vertretern der Naturwissenschaft nicht nur persönlich befreundet, sondern nahm mit demselben Eifer an ihren Forschungen Antheil, mit dem sie sich in das Studium des Dichters versenkten.

Mit Prof. Schweigger in Nürnberg, „dem Poet-Mathematikus und Philolog-Physikus", verkehrte er schon 1812 so vertraulich, daß ihm dieser Mittheilungen über die physikalischen Annalen machte, er selbst aber den Freund bat, für seinen Besuch in Nürnberg ein „Schwalbennest auszusuchen, wohinein er ziehen kann". Schweigger schickte ihm später seine Schrift über den Planeten- und Trabanten-Umlauf und die über einige noch unerklärte chemische Erscheinungen und erbat sich vom Freunde Bemerkungen darüber. Dieser sandte ihm nicht nur das Gewünschte, freilich in höchst seltsamen Ausdrücken, [1]) sondern auch als Gegengabe eine Schrift (Mars' und Phöbus' Thronwechsel), worin „auch Himmelskörper spielen, obwohl gegen die gallischen dunkeln Erdkörper und die Centralsonne des Teufels." Dem „Tetrarchen von vier Welten, der physikalischen, chemischen, astronomischen, poetischen," räth er zuletzt, er solle seine Kraft, Wahrheiten durch Combinationen zu erwürfeln, öfter benutzen. Denn der Erfahrungen und der Erfahrer hätten wir Millionen, der Erklärungen aber und Erklärer so wenige. Schweigger schickt ihm ein Journalregister zurück, damit er daraus einen Ueberblick über die Fortschritte der Chemie und Physik gewinne; die übersandte Schrift begrüßte er mit aufrichtiger Freude. Auch er wünscht, daß das Leben der Staaten

1) Vgl. F. III, 265 f.

endlich von Deutschland ausgehe, leider aber bemerkt er dazu wenig Aussichten und nennt den Verrath, welchen die Frieden schließenden Diplomaten und Fürsten an den deutschen Angelegenheiten verübt hätten, entsetzlich. Aber er verliert dennoch die Hoffnung nicht, denn „Geist und Verstand müssen doch über Pfiffigkeit, Freiheit über Despotie siegen." Den „Freund, den lieben Streiter in diesem heiligen Kampfe," umarmt er im Geist und dankt ihm für die Kraft, mit der er gleich Miltons Engeln himmlische Blitze den Batterien des Teufels entgegenschleudert. Der berühmte Astronom und Physiker Benzenberg hatte schon in Weimar als Jüngling Jean Paul sein Album überreicht, siebzehn Jahr später wallfahrtete er zur Rollwenzel und verkehrte mündlich und schriftlich mit dem verehrten Dichter. Der Anatom Joh. Fr. Meckel in Halle eignete 1815 Jean Paul, ohne diesen persönlich zu kennen, seinen Commentar de duplicitate monstrosa (Halae et Berolini) zu. Er war insbesondere durch den Katzenberger für den Dichter begeistert worden und kannte kaum eine andere seiner Schriften, worin dieser in gleicher Weise sein Genie und die Kunst der Charakterschilderung offenbare. Jean Paul fügte in der zweiten Auflage des Katzenberger dem geschriebenen Danke den gedruckten hinzu.[1] In München verkehrte er öfters mit Sömmering. Er findet ihn dem alten Heim durch Feuer und Alter ähnlich und erinnert sich auch später noch gern des fast unausgesetzten Umganges mit demselben. Von Gauß in Göttingen schreibt Villers, daß dieser einer der „wärmsten Anbeter" des Dichters sei und ihn beinah so leidenschaftlich liebe und lese wie er selbst. Diese gemeinschaftliche Neigung habe sie zusammengeführt und er danke Jean Paul den Freund, mit dem er vielleicht sonst wenig Berührungspunkte gehabt hätte. Der vertraute Umgang Jean Pauls mit Langermann ist bereits früher erwähnt worden. (S. 80.) Das schon in den ersten Bayreuther Jahren mit ihm geschlossene Freundschaftsbündniß wurde auch durch Langermanns Uebersiedelung nach Berlin nicht gelöst. Er besuchte den Dichter 1810 und dieser schrieb ihm darauf, daß er ihm in seinem immer mehr verarmenden Bayreuther Leben eine reiche Stunde geschickt habe. 1817 beklagt er sich, daß er von dem „unvergeßlich Vergeßlichen" immer noch keine Antwort erhalte. Er ist mehr von dem

1) WW. 24, 60. Vgl. F. III, 280.

Freunde geschieden, als dieser von ihm, da seine Gegenwart fast noch die alte Vergangenheit sei. Ob Langermann gleich darauf geantwortet, ist nicht bekannt; wohl aber schrieb er 1820, nachdem ihn Jean Pauls Gattin in Berlin besucht hatte, einen sehr langen Brief an den Freund. Seltsamer Weise bedauert er darin, daß dem herrschenden Geschmacke der Zeit huldigend in Berlin die historischen und philosophischen Wissenschaften vernachlässigt und desto eifriger Naturwissenschaften getrieben werden. Auch die Magnetiseure, die in Berlin ihr Wesen treiben, erregen seinen Unwillen, er weiß aber, daß er mit dem Freunde dadurch in einen ernsten Streit kommen muß. Es fehlen zwar Nachrichten aus den folgenden Jahren, wir haben aber keinen Grund, dies Fehlen aus Jean Pauls Verstimmung über Langermanns Offenherzigkeit abzuleiten.

Auch hier wieder werden, wenn wir auf Jean Pauls Verhältniß zu diesen Männern der Wissenschaft zurückblicken, ihm Hochachtung und Dankbarkeit, Liebe und Verehrung um eben der Vorzüge willen entgegengebracht, die er an seinen Zeitgenossen bewundert oder verlangt. Er hatte Archenholz gepriesen, daß er uns von den monarchischen Ketten befreie; dafür nimmt dieser mit Dank sein Freiheitsbüchlein entgegen, ja er hatte, noch ehe derselbe die Schwingen seines Genius vollständig entfaltet, diese erkannt. Ebenso begrüßt Schweigger den Dichter als einen tüchtigen Streiter im heiligen Kampfe für Deutschlands innere Freiheit, Reimer bewundert die kühne Art, mit der er sich des tiefverwundeten Vaterlandes angenommen, Perthes prophezeit, daß ihm die Nation dafür späterhin noch Dank wissen werde. Jean Paul hatte an Hermann den engen Gesichtskreis getadelt und von Ernesti statt der Worte Gedanken, statt des Fleißes Genie, statt des Gedächtnisses und der Philologie Tiefsinn und Philosophie verlangt; er hatte Hagen deswegen gerühmt, weil dieser uns die Nibelungen geschenkt, welche doch durch die Fülle ihres deutschen und sittlichen Stoffes Homer überragen; er hatte theilgenommen, und nicht bloß als Dilettant, an den Forschungen, die uns eine tiefere Kunde unserer Sprache eröffneten; er verfolgte endlich nicht ohne Verständniß die Untersuchungen der Naturwissenschaften. Dafür wird er von den einen gepriesen als hoch und tief denkend, schaffend, blitzend, erleuchtend, weckend, begeisternd und redlich, von den andern als ein wirklicher Mann, ein Mann voll Kenntnisse, Urtheilskraft und Gerechtigkeit, als einer der größten Lieblinge der

Sprache. Der eine bekennt, daß Jean Paul talismanisch auf ihn gewirkt, der andere bezeigt ihm als einem Mächtigen in Kunst und Wissenschaft seine Verehrung, ein Dritter endlich erkennt die Doppelnatur des zweiköpfigen Adlers, der mit dem einen Kopfe niedersieht auf die Blumen der Erde und mit dem andern zu dem unsterblichen Blau und den ewigen Sternen aufschaut.

II. Abschnitt.

Die Philosophen.

Erstes Kapitel.

Unter den vorkant'schen Philosophen ist Jean Paul mit zweien in nähere Beziehung getreten, mit Platner und K. Ph. Moritz, bei einem dritten, nämlich Garve, finden wir wenigstens Andeutungen des Eindrucks, den die Lektüre Jean Paul'scher Schriften auf ihn gemacht hat.

Bei Platner hörte der Dichter in Leipzig Logik, Metaphysik und Aesthetik. Er kann ihn nicht genug rühmen, denn er findet in ihm eine höhere, vieläugigere Denkseele, als er in die Wolfischen Paragraphen-Zellen zu bannen vermöge; man treffe in ihm die Leibnitzische Philosophie im körnigsten Auszuge und er lehre im Hörsaal philosophiren, hingegen Philosophie nur unter der Presse. Er kann sich daher nicht genug wundern, daß dieser Mann, der so viele gesunde Philosophie mit so viel Anmut, so viel gesunden Menschenverstand mit so großer Gelehrsamkeit vereinige und als Philosoph, Arzt, Aesthetiker und Gelehrter gleich groß sei, schon viele Streitigkeiten gehabt und sich Feinde zugezogen hat. So bemerkt er, als Platner vor das Consistorium zu Dresden vorgefordert wurde, um sich wegen der Beschuldigung des Materialismus zu verantworten: „Es war eben ein Consistorium und dies hat Recht, mit mehr Ehre dumm und mit mehr Heiligkeit boshaft zu sein als andre Menschen." Als Jean Paul 1797 Leipzig zum zweiten Male besuchte, war er im Platner'schen Hause heimisch, insbesondere fesselte ihn die Tochter. Er

nennt sie seine Liebe, Geliebte, Theuerste und sagt, daß er sie unter den Unverheiratheten am innigsten liebe. Den Väter fand er diesmal zwar wohlwollend, aber seinen Körper so steif wie seinen Katheberton und sein Herz eitel und untheilnehmend.[1]) Er war für ihn nur ein sein eigenes Ich zurückspiegelnder glatter Marmor, anderwärts freilich sagt er, seine Eitelkeit sei gutmütig und er schätze alles fremde Gut.

Moritz war Jean Paul durch seinen Anton Reiser nicht nur werth geworden, sondern hatte ihm damit die Hoffnung erweckt, daß er in ihm eine gewisse Aehnlichkeit der Geistesrichtung erkennen und sein Freund werden würde. Nach mehreren vergeblichen Versuchen bei anderen Celebritäten schickte er ihm deshalb, freilich nicht ohne Zagen, am 7. Juni 1792 das Manuscript der Unsichtbaren Loge und ein Schreiben, dessen erste Worte lauteten: „Ich wollte, Sie hätten diese Seite schon hinunter gelesen, damit ich nicht erröthete über Ihr Erstaunen beim Anblicke des Volumens. Das schwarze Wachstuch umwickelt, wie das Leben, eines Menschen Charakter, Freude, Schmerz, einen halb abgebrochenen Plan, kurz einen Roman; ich hätte beinah geschrieben, einen Menschen." Es ist ihm aber süß, daß das Buch zu einem Herzen kommt, welches, seine Superiorität abgerechnet, dem ähnlich ist, unter dem jenes getragen worden. Finde Moritz es werth, von den Wenigen gelesen zu werden, die ihm ähnlich seien, so möge er ihm doch eine merkantilische Hand zuwenden, die es aus der geschriebenen Welt in die gedruckte führe. Bei seiner natürlichen Bereitwilligkeit jedem zu dienen wurde Moritz zu oft mißbraucht, als daß sein Eifer nicht zuweilen hätte erkalten sollen. Er zog daher beim Empfange dieses Briefes sein Gesicht in die verdrießlichsten Falten und konnte erst nach einigen Tagen dazu bestimmt werden ihn zu lesen. Da aber verschwanden die Falten auf der Stelle und er konnte, als er den Brief beendigt, das Manuscript kaum erwarten. „Das ist sonderbar," sagte er, „das ist kein unbekannter Gelehrter, das ist Goethe, Herder, Wieland, irgend ein solcher, der mich nur durch eine fremde Hand in Versuchung führen will." „Aber nein," fuhr er fort, als er einige Blätter gelesen, „das begreife ich nicht, das ist noch über Goethe, das ist ganz was Neues." Sofort schickte er an Jean Paul einige Zeilen, in denen

1) Damit stimmt auch Schelling überein, welcher Platner am 28. April 1796 besuchte. s. Aus Schellings Leben. 1, p. 111.

er ihm sein Entzücken kund gab, ein paar Tage darauf folgten die Worte: „Und wenn Sie am Ende der Erde wären, und müßt' ich hundert Ströme aushalten, um zu Ihnen zu kommen, so flieg' ich in Ihre Arme. Wo wohnen Sie? Wie heißen Sie? Wer sind Sie? Ihr Werk ist ein Juwel, es haftet mir, bis sein Urheber sich mir näher offenbart." Damit war für Jean Paul der so lange vergeblich ersehnte Hafen gewonnen und die frohe, feste Aussicht in die Zukunft. In der überströmenden Freude seines Herzens schrieb er, wie seine Phantasie jetzt nichts mehr thue als ihn empfangen, ihn durch seine Thäler führen, in alle metaphysischen Schachte mit ihm fahren und vor alle ästhetischen Perspektiven mit ihm treten. Ohne die Antwort abzuwarten sendete er dem neuen Freunde seinen Wuz, den er umgearbeitet, und erhielt nun von Moritz die Nachricht, daß der Buchhändler Matzdorf, mit dessen Schwester er verlobt sei, den Verlag übernommen habe. Zugleich schickte er dem „nicht sterblichen" Verfasser des Wuz dreißig Dukaten, weitere siebzig würden sogleich nach Beendigung des Druckes entrichtet werden. Leider raubte der Tod kurze Zeit darauf Jean Paul diesen Freund und enthusiastischen Verehrer.[1])

Garve spricht sich in einem Briefe an Chr. F. Weiße vom Jahre 1796 eher tadelnd als anerkennend über Jean Paul aus,[2]) freilich hatte er damals nur zwei der untergeordneteren Schriften[3]) gelesen. Er findet in ihm einen Mann von reicher Einbildungskraft, nennt ihn erfinderisch, beobachtend, reich an Kenntnissen, aber ohne Geschmack oder von falschen Grundsätzen verführt. Seine überhäuften Bilder erscheinen ihm nicht zusammenpassend, sie sind bald ungeheuer, bald niedrig, und ob er gleich rührend und wirklich komisch zu sein weiß, so verdirbt er doch den Eindruck, welchen er macht, durch die Disparaten, die er einmischt. Man muß arbeiten, um ihn zu verstehen, und wird für diese Mühe nicht belohnt. Anders lautet der Bericht, welchen E. Bernard ein Jahr

1) Jean Paul hat sich später in seiner Vorschule noch einmal über Moritz ausgesprochen und rechnet ihn zu den von ihm weibliche, empfangende und passive genannten Genies. Er nehme das wirkliche Leben mit poetischem Sinne auf, aber könne kein poetisches gestalten.

2) Briefe an Chr. F. Weiße. Breslau 1803. Vgl. Garve, vertraute Briefe an eine Freundin. Leipzig 1801.

3) Die Vernichtung und die biogr. Belustigungen.

darauf aus Breslau an Jean Paul schickt. Darnach schätzt und verehrt Garve jetzt den Dichter. Er hält ihn für ein außerordentliches, seltenes und originelles Genie. Allein auch jetzt wünscht er, daß der Dichter deutlicher und correkter schreibe. Grade ein so seltner Kopf, wie er, könne am meisten wirken, wenn er sich zum Publikum herablasse.

Aus dem Munde Kants sind uns direkte Aeußerungen über Jean Paul nicht bekannt; das einzige, was uns zu Gesichte gekommen, ist, daß Jacobi im Jahre 1797 Dohm berichtet, Kant lese alles, was Jean Paul schreibt, mit der größten Begierde, und daß er (1800) Jean Paul selbst mittheilt, der Philosoph liebe und lobe seine Schriften sehr und empfehle sie bei jeder Gelegenheit. Um so weniger ist Jean Paul, besonders in seinen jungen Jahren, mit Ausdrücken der Verehrung und Bewunderung sparsam. Kant und Aristoteles nennt er zwei philosophische Menächmen an Tiefsinn, Formstrenge,[1]) Redlichkeit, Vielblick und Gelehrsamkeit. Er kann seinem Freunde, dem Pfarrer Vogel, die Grundlegung zu einer Metaphysik der Sitten und die Kritik der praktischen Vernunft nicht angelegentlich genug empfehlen. Denn Kant ist seiner Ansicht nach ähnlich wie Herder kein Licht der Welt, sondern ein ganzes, strahlendes Sonnensystem auf einmal. Damit, daß er sich und die ganze Nachwelt zum ersten Grundsatze der Moral durcharbeitete, tritt er wie ein belehrender Engel unter Zeitgenossen, vor denen französische Philosophie und übermattende Verfeinerung und Mode mit vergiftendem Athem predigen. Wessen Tugend die Schriften dieses Mannes nicht stärken, der sieht nur seine Geistes-, nicht seine Seelengröße, nur seinen sichtbaren Kopf, nicht sein unsichtbares, großes Herz. In Kants Aufsatz: „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" findet er den edlen Geist des Alterthums, durch welchen Herder und Garve entzücken, eine Vaterlandsliebe der ganzen Welt und nur den Epikur nicht. Dasselbe Gepräge hat seiner Ansicht nach auch jene Stelle in der Kritik, wo er von den Idealen und Platos Republik spricht. Jean Paul begreift nicht, wie Platner ihn mit Hume vergleichen kann, da er doch nichts weniger als ein Skeptiker sei, es müßte denn jeder einer sein, der etwas leugnet.

1) Später bemerkt er freilich in einem Briefe an Otto, daß Kant durch unnöthige, sich selbst ersetzende Bestimmungen mehr unverständlich macht als durch seinen Tiefsinn. Ebenso klagt er Jacobi, daß die Kant'schen Perioden so lang sind und, wie jede Weitschweifigkeit, so dunkel.

Diese Verehrung, [1]) welche freilich mehr nur der einen, noch dazu weniger bedeutenden Seite seines Systems gezollt wird, während Jean Paul Kants größte That, die Kritik der reinen Vernunft, ignorirt, ja ihre Gegner später mit Jubel begrüßt, diese Verehrung erstreckt sich durchaus nicht auf die unmittelbaren Schüler, auf die „jungen Käntchen". In Leipzig hat Jean Paul mit einem Kantianer einen Bauernkrieg geführt und ist eben darum nicht nach dem Kant'schen Jena gegangen. Er nennt sie kritische Scholastiker und negative Weise, deren eine ganze Flotille hinter Kant nachschwimme, wie Speckhauer hinter dem Walfisch. Können sie eine Sache nicht zu einem Worte verdünnen, so verdicken sie wenigstens ein Wort zu einer Sache. Sie nehmen gern von ihrem h. Vater in Königsberg reine Vernunft und alles an; aber nicht seine Gelehrsamkeit, glauben vielmehr eben durch ihre Reinheit von allen fremden Systemen die Arche des kritischen leichter oben zu erhalten. Sie sind am besten im Stande, das System auszubreiten, weil sie das Unfaßliche, das Geistige, davon abzuscheiden und das Volkmäßige und Körperliche, d. h. die Wörter, für Leser, die sonst einfältig, aber doch nicht ohne kritische Philosophie sterben wollen, auszuziehen wissen. [2])

Denen, welche sich durch wirklich bedeutende Leistungen Anerkennung verschafft haben, wie Reinhold, Bouterwek, Fries läßt er dabei volle Gerechtigkeit widerfahren. An dem ersteren rügt er zwar eine alte, nie etwas entdeckende vergleichende Anatomie, meint aber, daß man von ihm unparteiische Wärme und helle Darstellung lerne. Ein Stück seines Herzens ist ihm lieber als sein ganzes Gehirn und nur polemisch erfreut und belehrt er ihn wahrhaft. Seine herrliche, das Gebäude aus dem Grunde heraufschraubende und erschütternde Recension des Schelling'schen Idealismus hat er mit Entzücken immer wiederholt. [3]) Von Bouterwek schreibt Oertel im Mai 1797 aus Leipzig, daß dieser dagewesen und sich mit niedrigem Neide über den Dichter geäußert habe. Oertel zweifelt nun nicht mehr, daß er absichtlich in einem seiner Romane einem humoristischen Narren den Namen Jean Paul gegeben habe. Dieser jedoch erwidert, wenn er ihn beneide, so betreffe es nicht den

---

1) Vgl. F. I, 11. 38.
2) Vgl. WW. 14, 100.
3) Vgl. WW. 29, 230. 237. 267.

Werth, sondern das Glück, da Bouterwek als Autor nur den ersteren gehabt. Er findet in seinem Paulus Septimus einen reinen, festen Umriß der kritischen Philosophie von vieler Schönheit des Dialogs und der Phantasie; seine Geschichte der Poesie und Beredsamkeit nennt er ein Werk, das durch vielseitige Gelehrsamkeit und vielseitigen Geschmack noch immer auf ein größeres Lob Anspruch machen darf, als es schon erhalten, die Apodiktik endlich ist ihm ein haltbarer Fels unter dem philosophischen Schaum.[1]) In Meiningen, wo Bouterwek 1802 eine Woche verweilte, traf er mit Jean Paul zusammen. Letzterer schreibt zwar an Jacobi, daß er eine unpoetische, kalte, zugwindige Enge in Bouterweks starker Denk- und Lebensconsequenz gefunden, daß er ihm aber doch weit mehr gefallen, als er vorausgesehen.[2]) Bouterwek seinerseits erklärt im 11. Bande seiner Geschichte, daß ein solcher Reichthum der Phantasie und des Witzes, verbunden mit dieser Wahrheit und Tiefe des Gefühls und einem philosophischen Reflexionsgeiste, der manchen Systematiker weit hinter sich läßt, Jean Pauls Geisteswerken die Unsterblichkeit sichert, auch wenn der Stil in einem Uebermaße von Metaphern und andern Anomalien seltsam über die Grenze der klassischen Form ausschweift.[3]) Fries, der letzte dieser Reihe, wird von Jean Paul Jacobi empfohlen, weil er kälter, reiner, logischer als alle seine Nebenkantianer mit wenigen logischen Schnitten die Fichte'schen und Schelling'schen Glieder-Männer als anorganische Männer hat auseinanderfallen lassen.

Der Name Jacobi ist in dem Bisherigen schon so oft genannt worden, daß die Vermutung nahe liegt, dieser Dichter-Philosoph habe Jean Paul ganz besonders nahe gestanden. In der That, es findet sich keiner, mit dem er ein so enges Bündniß geschlossen, in dessen Lehren er so sehr sein eigenes Denken und Fühlen wiederzufinden glaubt, als Jacobi. Bevor wir jedoch Jean Pauls Verhältniß zu ihm ins Auge fassen, ist noch ein weiter Weg zurückzulegen, es ist nämlich erst seine Stellung zu dem auf Kant folgenden Dreigestirn Fichte, Schelling und Hegel so wie deren Schüler zu betrachten, einerseits, weil sie nichts sind als die Vollendung des richtig verstandenen Kant, die Antwort auf

---

1) Vgl. WW. 29, 239.
2) Vgl. O. IV, 71.
3) a. a. O. p. 501 findet sich ein hohes Lob von Jean Pauls Vorschule.

das große Fragezeichen der Kritik der reinen Vernunft, andrerseits, weil Jean Pauls Verehrung Jacobis zum Theil auf seiner Polemik gegen die eben Genannten beruht.

Auch Jean Paul giebt zu, daß Kant in den ihm folgenden großen Philosophen seine Ergänzung findet, merkwürdiger Weise aber faßt er auch in seinen späteren Jahren mit Kant immer nur Fichte und Schelling zusammen; auch über Hegel äußert er sich einigemal, scheint aber von dessen großartigen Entdeckungen nur sehr wenig Kunde gehabt zu haben. Jene drei hingegen — auch sie stehen ihm nicht in gleicher Linie, the last ist ihm the least — sind für ihn die drei Abendland-Weisen und Könige, drei schnell einander nachrückende Päpste, ihre Systeme sind die drei Instanzen oder die drei operationes mentis,[1]) er spricht auch von der neuesten Dreifelderwirthschaft. Die Großartigkeit der Epoche verkennt er durchaus nicht. In allen dreien findet er nichts, als was rein stärkt oder erhebt oder begeistert. „Denn die Philosophie hat jetzt," sagt er, „ihren zweiten Tag; ihr erster stand am Himmel, als Griechenland in wenigen Olympiaden alle Lehrgebäude des Geistes wie Zauberschlösser vorrief zu einer großen Gottes-Stadt. Der zweite Tag strahlt mit verzehrender Schärfe und große Lichter voriger Zeit fangen zu fließen an und brennen sehr liniendünn." Allein der schnelle Wechsel der Systeme behagt ihm nicht. In ergötzlich humoristischer Weise schildert er,[2]) wie er gewöhnlich sechs oder acht Systeme zusammenkommen lasse, das widerlegende früher als das widerlegte lese und sich also durch dieses Rückwärts-Lesen (wie die Hexen mit dem Rückwärts-Beten des Vaterunsers bezaubern) glücklich entzaubere. Sehr scharf dagegen schreibt er 1802 an Herder: „In der neuesten Schule frisset, weil sie geistig und leiblich nichts zu leben haben, jeder den andern, wie jetzt Schelling Fichten, der Neueste den Neuen, jedes Geschöpf seinen Schöpfer,[3]) wodurch die schmutzige, leere Seite dieser Schule bald einfallen wird."

Und doch, bei aller Opposition gegen die Genannten, bei aller Verehrung Jacobis giebt es nächst Jacobi keinen Philosophen, der einen so mächtigen Einfluß auf Jean Paul ausgeübt, den er so sehr verehrt,

---

1) Vgl. WW. 18, 18. 29, 290. 31, 106.
2) WW. 25, 230.
3) Vgl. WW. 29, 267.

ja in dem er gradezu einen Theil seines eigenen Ichs erkennen mußte — als Fichte. Auf seine Romanfiguren wie auf die clavis Fichtiana [1]) können wir an dieser Stelle natürlich nicht eingehen, aber auch abgesehen hiervon findet sich hinreichend Material zu einer Darstellung des Verhältnisses von Jean Paul zu dem großen Denker. Durch persönliche Begegnungen ist ihm dieser weniger nahe gebracht worden als durch die Schriften. Die erste Aeußerung über ihn finden wir in einem von Jena aus am 24. August 1798 an Otto gerichteten Briefe. Er hatte Fichte bei dem „gelehrten Mittwoch-Souper", an welchem auch Loder, Batsch, der jüngere Hufeland theilnahmen, getroffen; das einzige, was er dabei von ihm zu berichten weiß, ist, daß er klein sei, während er sich ihn lang gedacht, sodann bescheiden und bestimmt, freilich ohne geniale Auszeichnung. Zwei Jahr später jedoch sagt er, daß er ihm in Jena durch seine Zungen- und Gelehrtenschneide gefallen habe. In Berlin scheint er während der ersten Zeit seines Aufenthaltes nicht mit ihm zusammengetroffen zu sein.[2]) In den ersten Tagen des Jahres 1801 aber sah er ihn abends 11 Uhr bei Feßler, als er, aus einem gelehrten Kränzchen kommend, seine Braut da abholte. Er „behandelte" Fichte, wie er sich selbst ausdrückt, unbefangen, sprach ihn freundlich an und sie kamen in eine heftige fünfviertelstündige Disputation, unter anderm auch über Jacobi, den Fichte sehr hochgestellt habe; das Resultat war, daß letzterer Jean Paul zu besuchen versprach. Dieser fand ihn einseitig, bis zur Magerkeit des Sinnes,[3]) es imponirte ihm aber diesmal das Aeußere, denn er rühmt seine Granitstirn und Nase, so knochig und felsern, wie die wenigen Gesichter, die alles ändern, nur nicht sich.[4]) Am 1. März schreibt er an Böttiger: „Ich und Fichte disputiren häufig, aber mit gegenseitiger Liebe und er besucht mich," am 28. an Oertel: „Fichte ist gut mit mir, obgleich zwischen uns nur so lange Waffenstillstand ist, als wir trinken," oder, wie er sich anderwärts ausdrückt, „obwohl unser ganzer Dialog ein Ja-Nein ist."[5]) Am 3. Mai 1805 besuchte Fichte Jean Paul in Bay-

1) Für Schoppe erscheint charakteristisch WW. 16, 431; zur clavis vgl. noch F. I, 384. O. III, 211. WW. 29, 234. 237.

2) Vgl. O. III, 328. 389.

3) Ueber diese Einseitigkeit vgl. noch Briefe an Heinrich Voß. p. 120.

4) Vgl. WW. 29, 260. F. I, 432.

5) Vgl. WW. 29, 263.

reuth, seltsamerweise „büßte er dabei" nach Jean Pauls Bericht „ein wenig an Achtung für seine moralische Seite ein." Fichte habe ihm nämlich gesagt, daß er nur einen Theil der Clavis gelesen, zuletzt dagegen habe er „nach kahlen Ausbeugungen eben alles durchlaufen, nur sich nicht gleich besonnen." Aber nicht bloß sittlich, sondern auch logisch soll er sich in wenigen Stunden mehrmals „aus Rechthaberei oder Verdunkelung durch seine Tiefe widersprochen" haben.[1])

Ganz anders ist der Eindruck, den das Studium der Werke auf den Dichter hervorgebracht hat. 1799 hat er von Fichte noch nichts gelesen als „den Abriß seines Systemes im Niethammer'schen Journal,"[2]) seine „Moral[3]) und das, was er aus Schelling und Schlegel errieth;" „aber," fährt er fort, „es braucht's auch nicht, sondern es kommt auf das Fassen des Prinzips, seines Archäus und fluidum nerveum an, dann läßt sich sogar vom niederen Kopfe alles andere, was sein höherer nachspinnt, consequent und schwitzend bei- und nachschaffen." Auch ein halbes Jahr später sagt er noch, daß er Fichte „eigentlich nicht studirt habe und keinen Philosophen." Doch diese Behauptung erhält dadurch ihr richtiges Licht, daß er, es ist in einem Briefe an Jacobi, fortfährt: „außer Dich." Die Worte sind also wohl mehr rhetorisch, zur Hebung des Contrastes dienend, zu fassen, um so eher, als seine gründliche Kenntniß des Systemes mehr als oberflächliches Studium verräth. Wir werden vielmehr die Thieriot Ende 1799 gegebene Versicherung, daß er jetzt ganz im babylonischen Thurme des Fichteanismus festsitze voll Bewunderung des Architekten und voll Unglauben an die Höhe, wozu er ihn bauen will, als der Wahrheit entsprechend nehmen dürfen.[4]) Er stellt ein ander Mal Fichte gradezu neben seinen verehrten Jacobi und nennt beide redliche, scharfe

1) Hagen (Jean Paul in Bayreuth ꝛc.) berichtet, daß Fichte bei diesem Besuche den Versuch gemacht habe, sich durch Jean Pauls Vermittelung Jacobi mehr zu nähern.

2) Wohl die Einleitungen in die Wissenschaftslehre (Philos. Journal V, 1797. V u. VI, 1797) oder den Versuch einer neuen Darstellung der Wissenschaftslehre. (Philos. Journ. Bd. VII. 1797.)

3) Vielleicht das 1798 erschienene System der Sittenlehre nach den Prinzipien der W. L.

4) Der Gegensatz von Bewunderung und Unglauben findet sich in diesem Zusammenhange noch zweimal, O. III, 185 f. und WW. 29, 231. vgl. auch 29, 242.

Schatzgräber der Wahrheit. Der freieste Umriß des herrlichen, beinahe durch den Mittelpunkt des Geisterglobus durchgrabenden[1] Mannes ist noch gar nicht gegeben und bekannt. Seine Philosophie ist die genialische, genialischer freilich die Jacobi'sche. Er zeichnet sich aus durch zweischneidigen Scharfsinn, dessen fester (sic), gleich den alten Deutschen mit Ketten aneinandergeschlossener Phalanx demosthenisch daherdrängt. In seinem Charakter und Mute, ja in seinem Stile hat er viele Federn aus Luthers Flügeln, mit welchen dieser, wenn nicht flog, so doch schlug. Seine Darstellung ist, insbesondere in den Reden an die deutsche Nation, eine des leuchtenden Edelsteines würdige Fassung und seinem Deutsch-Denken gleicht sein Deutsch-Schreiben, so daß ihn der fortsteigende Werth seiner Darstellung unter die deutschen Muster-Prosaisten erhebt.[2] 1808 recensirte Jean Paul die Reden in den Heidelberger Jahrbüchern; er erwartet, daß unbefangene Leser, sie mögen die historischen und philosophischen Ansichten des hochherzigen Verfassers annehmen oder verwerfen, wenigstens in der moralischen und ästhetischen Ansicht seines Buches unter einander zusammentreffen, und erklärt zuletzt, daß er mit Fichte, obwohl im Streite über das Mehr oder Weniger, doch einverstanden sei über die Richtung seines Werkes, welche den echt deutschen Geist anregt, begeistert und verkörpert.

Allein es fehlen auch nicht die Schattenseiten. Fichtes Charakter erscheint ihm männlich und edel, aber auch auffahrend und egoistisch und blindstolz, weil er nichts lieset und nichts kennt. Er liest und versteht nur sich selbst, glaubt Jean Paul, und auch dies nur halb; nicht einmal fremdartige Philosophen versteht er, geschweige Dichter. Er geht wie ein Lichtstrahl grade, ein anderer wie ein Ton nach allen Seiten im Umkreis; er ist ein Polyphem mit einem Auge, noch dazu einem schwer drehbaren. Scharfsinn hat er in hervorragender Weise, aber nichts weiter; es fehlt ihm der Tiefsinn, den Jean Paul an Jacobi bewundert.[3] Der Dichter geht sogar so weit, die idealistische Philosophie überhaupt mit allen Pfeilen seines Spottes zu überschütten, von ihrem giftigen Samielwinde, ihrer mordenden Luftleerheit, ihrer tödtlichen Arsenikhütte

1) Vgl. WW. 17, 194.
2) Vgl. 29, 224. 244. 301.
3) Vgl. WW. 29, 215.

zu reden,[1]) ja die Wissenschaftslehre die potenzirte Scholastik zu nennen.[2]) Herder gegenüber behauptet er mit Jacobi, daß Fichte den Gipfel der Transcendentalphilosophie erstiegen habe, höher könne man nicht; er sei der Messias darin, aber eben seine Philosophie sei Unsinn, Wahnsinn und tauge nichts für uns, sie werde ihr handelndes Leben nicht hoch bringen. „Aber," fährt er in richtiger Erkenntniß des genauen Zusammenhanges von Fichte mit Kant fort, „was hilft der Tod des Teufels, wenn seine Großmutter fortlebt, die kritische Philosophie?"[3]) Jean Paul erfuhr Fichtes Tod am 10. Febr. 1814, grade als er die Vorrede zu „Mars' und Phöbus' Thronwechsel" schloß. Der Nachruf, welchen er ihm in dieser Vorrede[4]) widmet, zeigt am besten, wie er bei aller Opposition gegen das seiner Meinung nach Verderbliche von Fichtes Lehre doch den Menschen und das unanfechtbar Großartige und Bleibende seines Wirkens mit Bewunderung und Verehrung betrachtete. „Doch Du," sagt er, „wackerer Vorfechter für deutsche Erlösung, du kräftiger und um dein eigenes halbes Lebens-Jahrhundert zu früh gestorbener Fichte, du hast wenigstens das Morgenroth der großen Befreiung erlebt. Jetzo belohnt dich, wackerer Landsturmmann in mehr als einem Felde des Kampfes, der ewige Friede, und du hältst droben endlich den rechten clavis Fichtiana in der Hand."[5])

Von Fichtes Ansicht über Jean Paul ist uns außer dem bereits Erwähnten nur sehr wenig bekannt. Er soll über die Clavis sehr zornig gewesen sein, außerdem citirt Döring[6]) eine Stelle der Stuttgarter Allgemeinen Zeitung,[7]) wonach er gesagt habe, daß dieser Schlüssel zur Wissenschaftslehre wohl nicht schließen möge, denn der Verfertiger des-

1) Vgl. WW. 13, 318. 14, 21. 22. 29, 300. Zöppritz, Aus Jacobis Nachlaß. I, No. 62. p. 203.

2) Auch Goethe gegenüber äußerte Jean Paul: „Fichte ist der größte Scholastiker."

3) Vgl. O. III, 216.

4) WW. 25, 178.

5) Unserem Gefühle widerstrebt diese Herbeiziehung der Streitschrift. Aeußerungen Jean Pauls über Fichte finden sich noch: O. II, 383. WW. 29, 240 ff. 300. 243 ff.

6) Jean Paul Fr. Richters Leben nebst Charakteristik seiner Werke. Gotha 1826.

7) 1801. Beil. 1. Die Zeitung ist dem Verfasser nicht zugänglich gewesen. Was Döring weiter von Fichte berichtet, ist ungenau, wahrscheinlich aber überhaupt unhistorisch.

selben sei nicht hineingekommen. Als Fellenberg sich im Jahre 1809 mit der Frage an Fichte wendete,[1]) ob er vielleicht die Direktion der Anstalten von Hofwyl übernehmen wolle und außerdem noch Pestalozzi und Jean Paul für geeignet halte, schrieb ihm dieser zurück, daß er Jean Paul zwar persönlich kenne, aber doch nicht genug, als daß er sein Urtheil, er sei für einen solchen Zweck nicht fest genug und es fehle ihm an Prinzipien, zum unfehlbaren erheben sollte.

Unter Fichtes Anhängern hat Jean Paul Forberg und Niethammer besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Des ersteren Deduktion der Kategorien ist ein Gegenstand seiner Studien gewesen; an letzteren sendet er nicht nur 1813 und 1815 in Angelegenheit des Professor Wagner[2]) einige Briefe, sondern erwähnt ihn auch in der Levana mit Hochachtung.[3])

An Fichte lassen sich, ehe wir Jean Pauls Beziehungen zu Schelling betrachten, die zu Pestalozzi anschließen.

Er nimmt diesen in der Levana vor allem deswegen in Schutz, weil er der Mathematik eine so große Bedeutung für die Erziehung angewiesen. Die Einwürfe, daß seine Schule keine Propheten-, Dichter- und Philosophen-Schule sei, sind seiner Ansicht nach bloß Lobsprüche auf ihn. Denn grade unserm nebligen, süßen und bestandlosen, mehr träumenden als dichtenden, mehr phantasirenden als phantastischen Zeitalter ist, sagt er, das scharfe Augenmaß der Mathematik so nöthig, der feste Halt ans Feste. Schon Lienhard und Gertrud kündige den Gegengift-Mischer seines Zeitalters an; der bleib' er lange, wünscht der Dichter, und finde Gesellen genug, dieser Meister. Auch seine allgemeine Bedeutung weiß er sehr wohl zu würdigen. „Grade die Menschen," sagt er, „die später nicht von Büchern erzogen werden, die breiteste und doch gedrückteste Unterlage des Staates, befestigt und rundet Pestalozzi am schönsten. Das Volk, als der geistig ungeschwächte Theil, ist des Enthusiasmus am fähigsten, sobald es nur weiß, wer mehr sein Herz füllen, als seinen Beutel leeren will. Das Schulhaus ist die rechte und sechstägige Kanzel des Predigers, die wahre Kirche des Staats von der Gottheit.

1) Vgl. Fichte, Leben und liter. Briefwechsel. 2. Aufl. Leipzig 1862.

2) Wagner, nachmals Rektor des Gymnasiums zu Augsburg, ist der Vater des Physiologen Rudolf Wagner in Göttingen und des Ethnographen Moritz Wagner in München (s. F. III, 262).

3) WW. 22, 9.

Und hätten wir in jedem Dorfe einen Schulprediger, so wäre die Menschheit erlöst; denn der Dörfer sind mehr als der Städte, und diese würden am Ende durch jene bekehrt." 1)

Schelling hat Jean Paul, wie bereits bemerkt, ungleich ferner gestanden. Während seines Aufenthaltes in Meiningen beschäftigte sich der Dichter allerdings, angeregt durch Heim, viel mit Naturphilosophie, allein unter seinen Aussprüchen über den Vater dieser Philosophie finden wir nur einen einzigen, 2) in dem er ihm uneingeschränktes Lob zutheilwerden läßt. Er wünscht da, daß Schelling sich immer mehr der Naturphilosophie geloben und ihr durch die seltene Vereinigung von Phantasie, Tiefsinn und Witz den zweiten Baco geben möge, welcher der ungeheuren atomistischen Welt von Erfahrungen noch als ordnende Weltseele gebricht. Alles Uebrige ist bei Jean Paul entweder mit Tadel untermischt oder ohne jegliche Anerkennung oppositionell. Schellings transcendentaler Idealismus ist ihm ein Meisterstück von Scharfsinn, das man aber mit eben so viel Erboßung als Freude lese, erstere darüber, daß er sich die Evakuation und Schöpfung des Wirklichen immer leichter mache, je zusammengesetzter er es finde, z. B. die Organisation. So hat Jean Paul auch die „Weltseele" mit Vergnügen und Erboßung gelesen, jenes über den Scharfsinn, diese über das Ende und die mechanische oder atomistische Philosophie, die in jeder Minute über die atomistische Physik klage. Er will stets gelassen bei so etwas bleiben, wenn ihm nur gestattet ist, darüber des Teufels zu werden. 1807 schreibt er, daß er jedes transcendente Werk mit wahrer Kälte in die Hand nehme, oder aus Scherz, oder zur Gymnastik, aber leider ohne alle Hoffnung, seine dürstende Seele in diesen arabischen Wüsten mit einer Quelle Wahrheit zu stärken, so sehr auch diese Wüsten, wie ihre Urbilder, durch Strahlenbrechung von weitem Meer vorspiegeln. Er warnt vor den Prokrustes- oder Streckmaschinen mit einem langen und einem kurzen Eisenbette in der Naturphilosophie, welche mit einem Dutzend trinomischer Analogien das Weltall zu erschöpfen hoffen und das Meer mit Kanälen. „Bruno" gefällt ihm durch den stillen Geist des Enthusiasmus, wie auf einem

1) Im Widerspruch mit alle dem versichert Jean Paul 1809, nichts Elenderes, Altweibischeres, Unnützeres gelesen zu haben, als Pestalozzis Kanzelgewäsch.

2) WW. 19, 120.

ätherreinen Aetnagipfel schaue man in die blauen Räume hinaus, allein wie schwül, dick, drückend, finster und überpolternd sei unten der Aetna-Kessel des Anti-Jacobi. Dieser erfüllt ihn mit Unmut über den köpfenden Egoismus, welcher noch dazu gegen Jacobis Blitze selber donnere und ihm doch den Ton des Donners vorrücke.[1]) Ja Jean Paul ist der Ansicht, daß Schelling der Jacobi'schen Philosophie bloß zum Verbreiten gedient habe, er ist ihm ein Nachdenker Kants und der Generalvikar und Gehirndiener Fichtes. „Seine betäubte und betäubende Philosophie lässet," sagt er, „ordentlich dürsten nach reinem leeren, logischen, kalten Wasser, daher empfiehlt er auch Fries im Gegensatz zu Schelling. Bei alle dem ist Jean Paul am Ende seines Lebens Schelling persönlich nahe getreten. Auf seiner Reise nach Nürnberg, im August 1823, besuchte er ihn in Erlangen; er weiß allerdings nichts weiter darüber zu melden, als daß die gefällige Frau mit Thee traktirt habe und daß Schelling selbst voll Liebe gegen ihn gewesen, ihn aber nicht befriedigen könne. Der Philosoph erwiderte den Besuch in Bayreuth kurz vor Jean Pauls Tode; nach Spazier haben diese Stunden mit zu den schönsten des Dichters gehört, wie sie auch den zuhörenden Seinen unvergeßlich waren.[2])

Mit der Schelling'schen Schule war es umgekehrt wie mit der Kant'schen. Dort verehrte Jean Paul den Meister und verspottete die Jünger, hier konnte er das Haupt nicht anerkennen, kam aber mit einigen der Schüler in vertrauten Verkehr. So begrüßte er Kannes erstes Auftreten mit Freuden, später freilich, als dessen Mysticismus so trübe Früchte hervortrieb, wendete er sich mit ebensolcher Entschiedenheit von ihm ab. Steffens, Solger, G. H. Schubert und Görres sind genaue Kenner oder Verehrer des Dichters, über andere endlich spricht sich umgekehrt Jean Paul selbst aus.

So scheint ihm Asts Geschichte der Philosophie sehr gut zu sein; „man durchsteigt darin," setzt er freilich ironisch hinzu, „die immer dünner aufeinander liegenden Luftschichten bis zum Ausgehen des Athmens herrlich hintereinander." Den Inbegriff von Okens Lehre glaubt er darin

1) Auch WW. 29, 276 wird Jacobi im Gegensatze zu Schelling gepriesen.

2) Ueber Schelling ist noch, zum größten Theil polemisch, zu vergleichen F. I, 440. WW. 18, 316. 21, 112 f. 29, 267. 305. 324. 30, 198.

zu finden, daß nichts als das Nichts existire, daß Gott zum selbstbewußten Nichts und alle Einzelwesen zu bestimmten „Nichtsen“ gemacht seien. In andern Fächern erklärt er ihn zwar für einen trefflichen Kopf, klagt aber sofort, daß jetzt (1810) durch einen Feen-Fluch der Zeit alle guten Köpfe, wie in Dantes Hölle die der Heuchler, umgedreht werden. Eschenmayers Einleitung in die Natur und Geschichte empfiehlt er Jacobi, sie ist ihm ein Werkchen voll Werke und hat ihn ungemein erquickt, nur nimmt er das „idealistische Polarisiren des Universums“ aus. Ein Jahr darauf freilich giebt er zu, Eschenmayer nach dem ersten Eindrucke zu stark gelobt zu haben und erklärt dies dadurch, daß er damals nur den Geist, der sich ausspricht, gemeint und gefühlt habe, nicht die einzelnen Sätze. [1])

Der Eindruck, welchen Steffens [2]) von Jean Pauls ersten Werken, der Unsichtbaren Loge und dem Hesperus, empfing, war zuerst ein mächtig fesselnder, die Begeisterung dauerte aber nur kurze Zeit. Denn wenn auch, erzählt er, das willkürliche Zusammenwürfeln von momentanen Ansichten und barocken Witzen zuweilen zu einem tieferen Gedanken führte, so trug doch dieser selbst das Hinfällige seiner Entstehung an sich und konnte nirgends Wurzel fassen. Daher kam er bald von dieser „gaukelnden Traumwelt“ ab, ja es entstand in ihm eine einseitige Feindseligkeit gegen einen Dichter, der, wie er zugiebt, so reich begabt, in seiner abgeschlossenen Eigenthümlichkeit doch eine nicht geringe Bedeutung habe. Demgemäß vermied er auch während seines Aufenthaltes in Jena aus „einseitiger Laune“ Jean Paul absichtlich, erst durch die „Dämmerungen“ wurde seine Aufmerksamkeit wieder auf den Patrioten gelenkt. Varnhagen schreibt geradezu, daß Steffens von dem Werke begeistert gewesen und freudig gesagt hätte, Jean Paul habe durch alle Stürme und verwirrende Begebenheiten, durch alle Gebrechen dieser Zeit, durch blinden Haß und armselige Liebe hindurch sich Herz und Sinn rein und klar erhalten und den höchsten, richtigen Standpunkt menschlicher Angelegenheiten und der Geschichte treu bewahrt.

Diese Begeisterung bestimmte Steffens auch, 1814 auf seiner Rückreise von Paris Jean Paul in Bayreuth aufzusuchen. Derselbe schien

1) WW. 29, 327 wird auch Baader erwähnt.
2) Vgl. zum Folgenden: Steffens, Was ich erlebte. Breslau 1841. 3. Bd.

zuerst, als er einen preußischen Officier bei sich eintreten sah, etwas überrascht. Als jedoch Steffens seinen Namen nannte, empfing er ihn in seiner enthusiastischen Weise; sie blieben einige Stunden beisammen und waren zuletzt so vertraut, als hätten sie Jahre mit einander verlebt. Steffens seinerseits fand Jean Paul völlig so, wie er sich ihn gedacht, nur seine Gestalt überraschte ihn. Statt eines mageren, blassen Mannes nämlich, den er erwartet, fand er einen wohlbeleibten Herrn, der doch einem Brauer oder Bäcker zu ähnlich sah. Steffens Endurtheil ist, daß er eine vollkommen eigenthümliche Natur sei und trotz seiner Bizarrerie in der deutschen Literatur unsterblich. Später gingen sie nach dem Casino und kamen dort in philosophische Gespräche, hier jedoch war Steffens weniger zufrieden. Jean Pauls ganze Philosophie bestände aus einer Reihe von fixen Ideen, die er mit großer Hartnäckigkeit vertheidige, er habe keinen andern Abgott als Herder. Den Abend brachte der Dichter mit Steffens in dessen Gasthause zu und verließ ihn erst, als dieser nach Mitternacht seinen Courierwagen bestieg. Am nächsten Tage erhielt Jean Paul in einem Briefe seinen Abschiedsgruß und Dank für die unvergeßlichen mit ihm verlebten Stunden. „Lieber herrlicher Mann," sind seine letzten Worte, „nimm mein Lebewohl, grüße die Frau und verzeih dies Geschreibe."[1]) Noch 1822 und 1824 erinnert sich Jean Paul des Philosophen: einen Brief an den Buchhändler Joseph Max in Breslau schließt er mit einem Gruß „an den herrlichen, überreichen Steffens."

Solger erklärt[2]) für Jean Pauls gelungenste Dichtung den Siebenkäs und bewundert insbesondere die darin sich offenbarende Menschenkenntniß. Den Titan dagegen ist er, statt für sein bestes, für das schlechteste Werk zu halten geneigt, denn „auf der einen Seite ist," sagt er, „ordentlicher, dicker Cramer darin, andrerseits sind die Leute insgesammt krank; sie sind ordentlich stolz darauf und überlassen die Gesundheit den Alltagsmenschen." In der Vorschule findet Solger eine wunderbar einsichtsvolle Entfaltung der Dichtkunst, was ihn freilich nicht hindert, ein

---

1) W. VIII, p. 31 ist dieser Brief fälschlich vom Jahre 1815 datirt.

2) Vgl. zum Folgenden: Solger, Nachgel. Schriften und Briefwechsel. Leipzig 1826. Erwin, vier Gespräche über das Schöne und die Kunst. Berlin 1815. 2. Theil.

Jahr später auch wieder mit nur geringen Modifikationen dem strengen und herben Urtheile Tiecks (s. S. 247.) beizustimmen.

Von allen Schellingianern sind G. H. Schubert und Görres die für Jean Paul am meisten Enthusiasmirten, ja letzterer ist der Erste, welcher den Versuch gemacht hat, nicht dieses oder jenes Werk des Dichters zu beurtheilen, sondern ihn uns in der Gesammtheit seines Schaffens nahe zu bringen.

Schubert spricht ihm in einem Briefe vom 6. April 1816 sein Bedauern aus, daß er durch Bayreuth durchzureisen gezwungen worden sei, ohne das liebe, theure Angesicht des Mannes noch einmal zu sehen und zu segnen, der ihn wie ein guter, lieber Engel durch den schönsten, aber auch gefährlichsten Theil seiner Jugend hinüber geleitet, sein Herz mit Liebe genährt und groß gezogen und nebst Herder am meisten unter allen deutschen Schriftstellern ihn für seine Heimat im Reiche des Geistigen gebildet und zubereitet hat. Mitten in einer sehr gefahrvollen Zeit hat er sich hineingerettet in die Schöpfungen seines reinen, kindlich frommen, liebevollen Herzens. Diese liebe, unschuldige, geistige Welt hat den geistigen Keim in ihm rein und ihm die Empfänglichkeit erhalten und gemehrt für die Liebe Gottes und der Menschen.[1]) Görres wird von Jean Paul in der Vorrede zur Vorschule den „transcendenten Aesthetikern" beigerechnet, welche den einen Weg, nichts zu sagen, nämlich den Parallelismus, eingeschlagen haben. Er erklärt diesen damit, daß sie den Gegenstand, anstatt ihn absolut zu konstruiren, an irgend einen zweiten, wie also etwa Dichtkunst an Philosophie oder bildende und zeichnende Kunst, halten und so willkürliche Merkmale unnütz hin und her vergleichen. Er wünscht, daß der „reiche, warme Görres" diese anatomische Vergleichung gegen eine würdigere Bahn seiner Kraft vertauschen möge. Bei der zweiten Auflage, neun Jahr später, fügt er hinzu, daß Görres diese Mahnung in der indischen Mythologie und den altdeutschen Volksbüchern beherzigt habe, aber immer noch seien diesem Geiste durch die Fülle so verschiedener Kräfte und Kenntnisse fast überall und an entgegengesetzten Enden Flügel gewachsen, die ihm das Lenken erschweren. In seinem ersten Briefe an Görres mißfällt ihm das „Bilder-Erstürmen,"

1) Jean Paul schickte diesen „schönen frommen" Brief an Emanuel und fügte hinzu, daß er den Schreiber desselben in Weimar an Herders Tisch gesehen habe.

das ganze Bilder wieder zu Farben größerer macht, und er wünscht, daß Görres die Philosophie von der Dichtung absondere. Den Bilderstil „des Millionärs an Bildern“ tadelte er auch in der Vorschule; „wenn Görres jedes Bild zum Heckthaler eines neuen hinwirft,“ sagt er, „so drückt er zuweilen auf die Kehrseite seiner Bildmünze ein mit der Vorseite unerträgliches Bild.“ „Oder,“ wie er an Marheineke 1808 schreibt, „sein Fehler ist, daß dieselbe Idee oft alle ihre gestickten Kleider auf einmal anzieht. Er zeigt schweren Reichthum der Phantasie, deren Gold freilich noch in wilden Adern umfließt.“ [1])

Görres hatte den Dichter inzwischen so lieb gewonnen, daß er ihn dringend bat, doch nach dem schönen Heidelberg zu kommen, wo er so viele finden würde, die ihm recht herzlich wohlwollten und ihn verehrten. Seine Freude darüber, daß Jean Paul an den Heidelberger Jahrbüchern theilnehmen wolle, war groß; er fragt an, ob er nicht Herders Schriften und die Corinna der Fr. v. Staël anzeigen wolle. 1811 erschien die eben erwähnte Recension über Jean Paul. In einem Briefe an Grimm erklärt Görres, wie er sich schon vor mehreren Jahren dazu entschlossen habe und wie es gekommen sei, daß er bis zu diesem Augenblicke daran gehindert worden sei. [2]) Windischmann gegenüber, welcher zu viel des Lobes darin gefunden, rechtfertigt er sich damit, daß sich die Zeit nicht viel gegen Jean Paul herausnehmen dürfe, denn sie habe nicht viel für ihn gethan. Er habe sich, sagt er, zu der Recension, die sonst ganz außer seinem Wege liege, deswegen entschlossen, um der allgemeinen undankbaren Krittelei einmal ein erkenntliches Wort entgegenzusetzen. Nach einer längeren Einleitung behandelt er in einzelnen Paragraphen das Genie, den Humor, den Witz, die Charaktere (diesen Theil am ausführlichsten), die Fabel, die poetische Landschaftsmalerei, endlich den Stil des Dichters. So gut gemeint und so treffend auch in manchen Einzelheiten diese Recension ist, so müssen wir doch Spazier beistimmen, welcher hervorhebt, daß Jean Paul durch die entzückten Stoßseufzer und den Bilder- und Metaphernschwall seines Freundes nur ungeschickt vertheidigt sei. Jean Paul hielt jedoch die Arbeit außerordentlich hoch, er wünschte sie „zur Beurtheilung seiner sämmtlichen

---

1) Vgl. F. 4, 148.

2) Vgl. Görres, Gesammelte Briefe. 2. Bd. Freundesbriefe. München 1874.

Werke als ein Muster-Schema in die Hände aller seiner künftigen Recensenten." [1])

Mit der religiösen Richtung, welche Görres im Laufe der Jahre einschlug, erklärte sich Jean Paul durchaus nicht einverstanden; er bezeichnet sie 1822 in demselben Briefe, in welchem er Görres den Pfarrer Oesterreicher [2]) empfahl, als eine von seinen Ueberzeugungen weit abliegende, obgleich er Görres' Kräfte zu bewundern nicht aufhöre. Der letzte Brief von Görres datirt vom Jahre 1824, er empfahl darin dem Dichter den Enkel des Philosophen Mendelssohn [3]) und schloß mit dem Wunsche, daß das neue Jahr auch für Jean Paul ein Jubeljahr werden möge. Es wurde sein Todesjahr.

Kanne, den wir hier anreihen können, wandte sich schon im Herbst 1801 nach mancherlei mißglückten Unternehmungen mit einem Manuscripte und der Bitte „um Rath, Tadel, Titel, einen Buchhändler und — Geld" an Jean Paul. Die „Festigkeit des Charakters, die aus dem Briefe, die Eigenthümlichkeit und der Reichthum des Talentes sowie der Kenntnisse, die aus dem Buche hervorleuchteten, die Fülle des Witzes," das alles nahm Richter, trotz der ganz entgegengesetzten Lebensansicht für den unbekannten Verfasser so ein, daß er ihn dem Herzoge von Meiningen, welcher einen Prinzenerzieher für einen befreundeten Hof wünschte, empfahl. Kanne kam, um sich vorzustellen, erschien aber in einem so wenig hofmäßigen Anzuge, daß er sich nicht empfahl, sondern sich bald wieder empfehlen mußte. Jean Paul war natürlich über dieses Debüt seines Schützlings höchst ungehalten und meinte, der trotzig schlaffe Kanne

---

1) So berichtet wenigstens Funck, bei welchem die Recension abgedruckt ist. Er fügt hinzu, daß ihm Jean Paul den Aufsatz aus seinen Papieren übergeben habe; den Namen des Verfassers habe er (Funck) wieder vergessen und bezweifle, daß (1839 geschrieben) der Aufsatz je im Druck erschienen sei, denn er sei ihm, der doch so sehr bemüht gewesen, alles Jean Paul Betreffende aufzufinden und zu sammeln, nicht zu Gesichte gekommen. Die Recension ist aber, wie bemerkt, schon 1811 in den Heidelberger Jahrbüchern erschienen. pp. 1200 ff. No. 76 ff.

2) Was Funck a. a. O. p. 91 von Oesterreicher erzählt, stimmt wenig zu der Theilnahme, welche Oesterreicher bei Jean Pauls Beerdigung zeigte (s. Spazier V, 220) sowie dazu, daß ihn der Dichter selbst einen charakterbraven, amttreuen und lichtvollen Geistlichen nennt, der bei beiden Confessionen — er war katholisch — in Achtung stehe.

3) Vetter des Componisten und später Professor der Geographie und Statistik in Bonn. Ueber Görres s. noch F. III, 325. WW. 19, 145.

tauge mit seiner ekelhaften Willenlosigkeit, witzigen Ideenarmut und einseitigen Suffisance zu nichts weniger als zu einem Prinzenlehrer — eher zu einem Prinzen selber. Nichtsdestoweniger schickte ihm Kanne 1805 wieder eine Schrift, nachdem er die Erlaubniß erhalten, sie unfrankirt zu übersenden. Es war dies wahrscheinlich das Manuscript der „Ersten Urkunden der Geschichte oder allgemeinen Mythologie", welche 1808 mit einer Vorrede von Jean Paul erschien. Dieser will dieselbe zwar weniger zum Buche als zum Verfasser schreiben, läßt sich aber doch des weitern über jenes aus. Wenn er den subjektiven Werth vom objektiven abscheidet, so kennt er wenige Werke in diesem Fache der Literatur, welche mit der Kunde der ältesten und neuesten Sprachen wie der Mythen zugleich eine solche Ueberfülle von etymologischem Witz, so viel Gabe und Sinn für Philosophie und Poesie und so viel kühne Geistes-Freiheit verbinden. Ueber den objektiven Werth der Urkunden will er nicht wagen eine Meinung zu haben, ja es würde für ihn, den Lobredner, erfreulich sein, wenn der Verfasser im ganzen — Unrecht hätte; denn sein Gefühl verarmt, wenn sich ihm das ganze Heldenbuch der urhistorischen Lebenswelt in einen dünnen Kalender verwandelt. Jean Paul schließt mit der Hoffnung, daß Kannes sehnlichster Wunsch in Erfüllung gehe, durch irgend ein fürstliches Segel an das indische Ufer, worauf das ganze Gebäude der Urkunden ruhe, zur Erlernung der „Shanskridsprache", gebracht zu werden, denn niemand habe aus diesem dunkeln Ganges mehr Goldkörner und Perlen heraufgezogen als er. Die Noth hatte inzwischen Kanne gezwungen, als gemeiner österreichischer Soldat Dienste zu nehmen. Jean Paul bat daher, wie wir bereits sahen, Johannes v. Müller, sich für ihn zu verwenden. Diese Bitte war nicht erfolglos, denn noch in demselben Jahre finden wir Kanne in Göttingen, von wo aus er auf Jacobis Veranlassung einen Ruf als Professor der Geschichte und Archäologie nach Nürnberg erhielt. In den nächsten Jahren bewahrte Jean Paul seine Bewunderung der reichen Talente Kannes, er nennt ihn z. B. den Gelehrtesten unter den Witzigen und den Witzigsten unter den Gelehrten. Auch 1816 noch gefällt er ihm gar zu wohl, da er außerordentliche Schreibkräfte habe; allein schon jetzt bedauert Jean Paul, daß er einige davon ans christliche Kreuz schlage und von dieser Zeit an steigert sich sein Unwillen gegen Kannes religiöse Richtung immer mehr. Er fürchtet jetzt, durch seine Vorrede Nachrede zu bekommen. Das Studium

des Paulus'schen Commentars sowie das wiederholte von Lessing erbittern ihn immer stärker wider die neuen Ueberchristen wie Kanne, Ammon, Harms 2c. „Wenn wir," sagt er, „kein anderes Evangelium hätten als in den vier Evangelien wörtlich steht und also keine drei Christenspaltungen, so würde dem armen Europa viel Blut und Nacht erspart worden sein." Ein mystischer Kanne, der die Freude nimmt, ist ihm viel schlimmer als ein Tyrann, denn dieser reißt derselben nicht die Keime, sondern nur einzelne Sprößlinge aus. Er bittet daher Paulus in Heidelberg, Kannes allegorisches Wurzel-Unkraut so auszuziehen, wie das historische von Stolberg; ja er selbst nimmt sich vor, ein Buch zu schreiben „wider das Ueberchristenthum der jetzigen Super-Supernaturalisten und orthodoxen neuauflebenden Zerrmaler der menschlichen Natur und für das Urchristenthum eines Herder, Jacobi und anderer". Zu großer Betrübniß des Dichters wurde sein Sohn Max von jener Lehre immer fester umstrickt.[1] Diese theologische Kanne-Gießerei beängstigt den besorgten Vater für die unwiederbringliche Zeit der Jugend, die sein Sohn vielmehr heiter, ohne Mönchsgrillen zubringen soll. Dieser immer und ewig einseitige Kanne erscheint ihm grade so schwärmerisch in seiner Theologie und dem erbärmlichen Leben seiner Heiligen, wie er's in den Urkunden war. Der Sohn soll daher die Geschichte der Entstehung des Christenthums, die Evangelien, studiren. Er wird dann finden, wie die Apostel noch immer eingeschränkte Juden mit ihrem zornigen Jehovah blieben und Hurerei und Blutspeisen mit gleicher Wärme verboten. In allen Reden Christi dagegen sei kein Wort von der Lehre von allen mit Adam zugleich gefallenen Seelen oder gar von der Genugthuung. „Gott bekehre dich," ruft Jean Paul aus, „zu dem heitern Christenthum eines Herder, Jacobi, Kant. Es giebt keine andere Offenbarung als die noch fortdauernde. Unsere ganze Orthodoxie ist erst in die Evangelien hineingetragen worden und jedes Jahrhundert trägt seine neuen Ansichten hinein." Er kommt dann wieder auf sein Werk gegen das Ueberchristenthum zurück und spricht die Befürchtung aus, daß der Sohn sich mit dem neuern Mönchsthum Freuden und Kräfte und Feuer abtödten und am Ende — nichts werden wird. Er hält fest an der Hoffnung, daß diese neueren theologischen Wolkenzüge bald verschwinden werden, da sie

1) Ueber sein tragisches Geschick s. W. VIII, 283 ff.

Deutschland nur stellenweise und schmal bedecken. „Denn wenn sogar in dunstvoller Zeiten Nacht eine Reformation konnte gezeugt und empfangen werden, (weil der verwahrlosten Menschheit immer ein Engel und eine Maria erscheinen) wie könnte jetzo die Reformation aufhören, sich selber in einer neuen zu verdoppeln und fortzupflanzen durch kräftige Söhne und Kämpfe?“ „Jetzt steht,“ heißt es zuletzt, „am Tage der Regenbogen vor uns, der seine feurige Sonne gegenüber hat und die Flucht des Gewölkes ansagt. Nicht einmal Rom wird im großen etwas Anderes und Großes mehr besiegen als sich selber.“

Trotz dieser abweichenden Anschauungen besuchte Jean Paul Kanne 1823 während seines Aufenthaltes in Nürnberg. Er fand an ihm eine edle, herrliche Physiognomie und der „äußere“ Kopf schien ihm durch sein Christenthum gewonnen zu haben, was der innere verloren. Kanne empfing ihn mit herzlicher Liebe, brachte aber mitten in seiner Heiterkeit, ohne auf Einwürfe zu hören, seine „theologischen Schaföhrchen“ ruhig hervor, so z. B. daß die Arznei gar nichts helfe, (er litt an der Gicht) sondern nur der von oben. Als er mit „wahrer, freundlicher Liebe“ sagte, er verlasse sich auf Jean-Pauls Herz, und es werde schon noch werden, erwiderte dieser, daß er grade mit dem Alter immer weiter abkäme; er glaubt aber doch, daß sie Jahre lang recht gut und froh miteinander leben könnten, ohne daß der eine dem andern das kleinste Steinchen verrücke. Im folgenden Jahre fügte er noch einen längeren Zusatz zu der oben erwähnten Vorrede hinzu, in dem er sich nochmals gegen die dem Ultrachristenthum anklebende Kleinlichkeit und Enge der Ansichten von der Gottheit und der Weltunermeßlichkeit aussprach. —

Noch weniger als mit Schellings Werken war Jean Paul mit denen Hegels vertraut. Von Thieriot erbittet er sich 1802 eine nicht näher bezeichnete Hegel'sche Schrift, genauer scheint er sich erst 1807 mit ihm beschäftigt zu haben. Er schreibt da an Langermann, daß ihm Hegel über alle Erwartung hinaus gefalle und daß er in andern, weniger von Philosophie saturirten Zeiten mehr präcipitiren und mehr aufklären würde. Während er Hegels Schreiben und Denken gegen Jacobi verworren gefunden, ist er bei seinem „neuesten philosophischen Systeme“ [1]) durch seine Klarheit, Schreibart, Freiheit und Kraft überrascht; jetzt erst

1) Er meint wahrscheinlich die Phänomenologie.

findet er auch, daß sich Hegel vom „Vater-Polypen" Schelling abgelöst, wiewohl man alle diese nach einander abgehenden Arm- und Kopf-Polypen leicht wieder in den Vater-Polypen stecken könne. Als Jean Pauls Sohn Max in Hegels Lehren Zuflucht suchte, warnt ihn der Vater, denn Hegel sei der scharfsinnigste unter allen jetzigen (1821) Philosophen, bleibe aber doch ein dialektischer Vampyr des innern Menschen. Schon in Nürnberg, 1812, war Jean Paul mit Hegel persönlich bekannt geworden, aber erst in Heidelberg trat er ihm näher. Er fand da in der Familie des Philosophen die freundlichste Aufnahme, die Gattin insbesondere gehörte zu den Frauen Heidelbergs, deren er sich am liebsten erinnerte, [1]) Hegel selbst überbrachte ihm mit Creuzer das Doktordiplom. In seiner Aesthetik [2]) sprach er sich jedoch nicht grade günstig über den Humor wie über unsern Dichter aus.

Der Humor stellt sich nach Hegel nicht die Aufgabe, einen Inhalt seiner wesentlichen Natur gemäß sich objektiv entfalten und ausgestalten zu lassen und ihn in dieser Entwickelung aus sich selbst künstlerisch zu gliedern und abzurunden, sondern es ist im Humor die Person des Künstlers, die sich selbst ihren partikularen wie ihren tieferen Seiten nach producirt, so daß es sich dabei wesentlich um den geistigen Werth dieser Persönlichkeit handelt. Seine Hauptthätigkeit besteht darin, alles, was sich objektiv machen und eine feste Gestalt der Wirklichkeit gewinnen will oder in der Außenwelt zu haben scheint, durch die Macht subjektiver Einfälle, Gedankenblitze, frappanter Auffassungsweisen in sich zerfallen zu lassen und aufzulösen. So ist auch Jean Paul auffallend in dem barocken Zusammenbringen des objektiv Entferntesten und dem kunterbuntesten Durcheinanderwürfeln von Gegenständen, deren Beziehung etwas durchaus Subjektives ist. Die Geschichte, der Inhalt und Gang der Begebenheiten ist nach Hegel das am wenigsten Interessante; die Hauptsache bleiben die Hin- und Herzüge des Humors, der jeden Inhalt nur gebraucht, um seinen subjektiven Witz geltend zu machen. Eine Metapher, ein Witz, ein Spaß tödtet den andern, man sieht nichts werden, alles nur verpuffen.

Von Hegels Anhängern können hier, da die bedeutendsten nicht mehr

---

1) Vgl. W. VIII, 98. 123. 158. 328.
2) Werke Bd. X, 2. pp. 226 ff.

Zeitgenossen Jean Pauls, ja nicht einmal Hegels sind, nur Marheineke und Gabler erwähnt werden. Durch Dorow[1]) sind uns einige Briefe Jean Pauls aus den Jahren 1805 und 1806 an Marheineke überliefert; sie enthalten jedoch außer einem Urtheile über Hamann kaum etwas anderes von Bedeutung, als Jean Pauls Absicht, für Marheinekes Taschenbuch einen Aufsatz über die Reliquien zu schreiben, sowie die Bemerkung, daß er nach den ihm übersandten Proben von Marheinekes Arbeiten froh sei, daß wieder ein neuer Geist in die Kirchengeschichte kommt, die immer so leer wie die Kirchen selbst ist. 1807 ersuchte Marheineke Jean Paul um Beiträge für die Heidelberger Jahrbücher. Der Enthusiasmus für ihn sei groß und er selbst sei nur Eine Stimme im Namen vieler; er schlage Corinna, die alemannischen Gedichte, des Knaben Wunderhorn oder Görres' Volksbücher zum Recensiren vor. Jean Paul sagt mit Freuden Ja und will gern das kritische Zeidel- und Zergliederungsmesser an bessere und schlechtere Werke ansetzen als an seine. Bei dem Besuche des Dichters in Löbichau war auch Marheineke ein Gast der Herzogin, wir erfahren jedoch nichts weiter, als daß er mit der Gräfin Chassepot und der Baronesse Ende Jean Paul in Gera abgeholt habe. Georg Andreas Gabler, welcher später Hegels Nachfolger in Berlin und damals bayrischer Studien-Rector und Lyceal-Professor war, schilderte an Jean Pauls Grabe in begeisterter Rede der studirenden Jugend die unsterblichen Verdienste „des Mannes, der war wie andere und auch nicht wie andere, des Mannes, welcher dem Frühlinge gleich, dessen erster Tag einst ihn gebar, mit dem Sonnenschein und mit dem Thau seines Geistes tausend edle, verborgene Keime belebte und befruchtete, daß sie zur Fülle und Pracht einer wundervollen Schöpfung erstanden."[2])

Damit hätten wir die eine der von Kant ausgehenden Reihen von Denkern, soweit sie auf Jean Pauls Leben, Dichten und Denken eingewirkt oder sich anerkennend oder ablehnend über ihn geäußert haben, durchlaufen. Es erübrigt jetzt noch die Darstellung von Jean Pauls Verhältniß zu Jacobi und dessen Geistesverwandten und Freunden

---

1) Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur. Berlin 1841. Band V. pp. 24 ff.

Bei Döring a. a. O. p. 39 ff. findet sich ein Auszug aus dieser Rede.

Hamann, Köppen, Baggesen so wie zu einigen andern in Kant wurzelnden Philosophen, vor allem zu Schopenhauer und Herbart.

Zweites Kapitel.

Der zwischen Jacobi und Jean Paul geführte Briefwechsel[1] gehört, wenn wir die verhältnißmäßig geringe Anzahl der Briefe bedenken, zu den gehaltreichsten, zu den am wenigsten mit Spreu belasteten, welche unsere Literatur kennt. Jean Paul befindet sich im Irrthum, wenn er mehr höflich als treffend an Jacobi schreibt, daß er an andere tiefsinnigere Briefe richte, weil er da lehren, hier aber lernen wolle. Es gilt vielmehr, was er anderwärts sagt, daß er und sein Freund denen beizuzählen seien, welche in Briefen vor Gedanken nicht zu Worte kommen können und stets einander, zumal über Bücher, ein Buch zu sagen haben.

Bereits am 13. Okt. 1798 wendete er sich durch Vermittelung der Gräfin Münster von Leipzig aus mit einem Briefe, dessen erste Worte lauteten: „Verehrtester Lehrer meines Innersten" an Jacobi und lud ihn zur Mitherausgabe einer Monatsschrift ein, an welcher sich, wie er hoffe, auch Herder betheiligen werde. Der Gedanke an eine solche Zeitschrift sei ihm durch die neueste Aeußerung des Fichte'schen Spinozismus eingegeben, durch die jetzige fuga pleni, durch den transcendenten Fohismus, der gern jeden Welten- und Kometenkern in einen Nebel zertreiben will, oder endlich, um noch einen andern Ausdruck für dasselbe zu brauchen, durch das jetzige philosophische Laternisiren alles Lebendigen. Jacobi lehnte ab, aber seine Antwort war doch derart, daß durch sie die innigste und vertrauteste Herzensgemeinschaft inaugurirt wurde. Er war seit anderthalb Jahren mit Jean Pauls Schriften bekannt, seitdem hat ihn der Gedanke, dem Dichter zu schreiben, der oft brennende Begierde war, nicht verlassen. Es ist unendlich, was er ihm von seinem Leben mit ihm in seinen Schriften zu sagen hätte. Wir finden in der That in zwei Briefen Jacobis vom Jahre 1797, an Dohm und Baggesen, Genaueres über dies Leben mit Jean Paul.

---

1) Jean Pauls Briefe sind in seine Werke aufgenommen (Band 29); in dem von Roth herausgegebenen Briefwechsel Jacobis (Leipzig 1825—1827) finden sich leider nur wenige an Jean Paul gerichtete Briefe und auch diese nur bruchstückweise; reichlicher fließen unsere Quellen in dem von Zöppritz (Leipzig 1869) herausgegebenen Nachlasse Jacobis.

Ersterem nennt er ihn eine ganz seltsame und wunderbare Erscheinung. „Die Natur scheint," sagt er, „alle Gaben an ihn verschwendet zu haben, er scheint aber ein schlechter Wirthschafter zu sein." Den zweiten Theil des Armenadvokaten hält er fast durchaus für ein Meisterwerk, den dritten dagegen, wie auch einen Theil des ersten, für Narrenwerk. Dohm soll jedenfalls die Bekanntschaft des Mannes machen, sobald er etwas mehr Muße bekommt. Im Anfange des folgenden Jahres berichtet Jean Paul auch seinem Freunde Otto, daß er durch die Gräfin Münster viel Gutes von Jacobi über sich erfahren, und daß dieser wider sein Vermuten auf den zweiten Theil des Siebenkäs etwas halte.

Das Verhältniß zwischen den beiden wurde in kurzem ein so vertrautes, daß im Anfange des Jahres 1799 Jacobi dem Freunde das vertrauliche „Du" anbietet, wodurch er Jean Paul in das höchste Entzücken versetzt und zu der Anrede „Aeltester Bruder meiner Seele" veranlaßt.[1] Der Philosoph bittet ihn und Herder um Beiträge für das „Ueberflüssige Taschenbuch";[2] beiden will er eine Abschrift seines Briefes an Fichte schicken, aber, wie es sich von selbst verstehe, unter dem Gelübde der Verschwiegenheit. Der Dichter seinerseits erklärt Jacobi für den tiefsten Denker seiner Zeit und setzt ihn weit über Kant. Er allein kann uns vom Jahrhundert heilen, ja sein Spinoza, insbesondere die siebente Beilage, ist die Auflösung und das Gegengift der ganzen Kantischen Kritik.[3] Seinen Meta-Kant setzt er an Tiefsinn an, und in der athletischen Diktion, in der demosthenischen Kette und Gewalt über den Spinoza. Noch keine Philosophie hat ihn so tief angefaßt und das Licht in den düstersten Schacht so reinigend gesenkt und keine studirte er wiederholter.[4] Denn er ist ihm im Unterschiede von jenen negativen kritischen Philosophen ebenso wie Leibnitz, Plato, Herder, der positive, weil seine innere Welt, die sich höher aus dem Wasser gehoben als bei anderen, eine größere Fülle von Inseln und Ländern aufdeckt.[5] „In ihm feiern wir," ruft er, „die Vermählung von Religion und Philosophie, er ist der Dichter und Philosoph zugleich, denn wo wäre der zweite Schriftsteller,

1) Vgl. O. III, 45.
2) Vgl. Zöppritz. No. 63. p. 209 ff.
3) Vgl. WW. 17, 84.
4) Vgl. 29, 289.
5) Vgl. 13, 271.

dessen Herz so trunken nach Liebe dürstet und von Liebe überquillt, indeß zu gleicher Zeit sein Geist so scharf einschneidet und so philosophisch die Welt abschält?" „Er gab uns," sagt Jean Paul nach Jacobis Tode, „Liebe und Wahrheit auf einmal und glich so dem Magnete, welcher sowohl anzieht und trägt, als am Himmel orientirt und als Kompaß zeigt. Wenn der Dichter ein Auge mitten auf der Brust und der Philosoph eines oben auf dem Wirbel hat und ins Blaue sieht wie jener ins Tiefe: so hat der rechte Mensch zwei Augen zwischen der Stirn und der Brust und sieht überallhin. Dieser rechte Mensch aber ist Jacobi." Aus seiner Hand empfängt Jean Paul „die von der Schönheit damascirte Waffe, an der die gegen das Leben gezückten Zergliederungsmesser der Zeit zerspringen. Dieser seltene Bund zwischen schneidender Denkkraft und der Unendlichkeit des Herzens zeigt sich auch in seinem Stil, denn er giebt die gespannte metallene Saite mit dem weichen Vertönen, und seine straffe, kerndeutsche Prosa ist musikalisch in jedem Sinne."[1])

Ob Jacobis Enthusiasmus für Jean Paul genau denselben Höhepunkt erreicht, können wir nach dem vorliegenden Materiale nicht mit voller Sicherheit entscheiden, haben aber eher Grund zu der Annahme, daß er gemäßigter war. Mehr als einmal beklagt sich Jean Paul darüber, daß der Freund so karg und saumselig mit seinen Antworten sei,[2]) von 1807 an wird der Briefwechsel überhaupt nicht mehr mit der früheren Regsamkeit fortgesetzt. Nichtsdestoweniger kennen wir keinen der übrigen großen Philosophen, welcher mit gleichem Interesse die Entwickelung des Dichters verfolgt hätte. Wegen der Clavis, die ihm Jean Paul zugeeignet hatte,[3]) kann ihn Jacobi nicht genug loben und preisen; er zollt ihm seinen Beifall im vollsten Maße, denn er habe ihn verdient. „Ich liebe Dich," schreibt er, „in einem Grade, daß ich Dich darum nicht loben kann! O daß ich Dich einmal in meinen Armen hielte!" Er setzt ihm dann ausführlich seine Stellung zu Fichte auseinander[4]) und schließt mit den Worten: „Du bist der erste, dem ich mich auf diese Art entdecke, weil Du der erste bist, dem ich es zutraue, daß er mir auf halbem Wege schon entgegenkomme." Auch später noch ist ihm bei jedem Wiederlesen

1) Vgl. F. IV, 21. 147. WW. 29, 217.
2) Vgl. WW. 29, 229 f. F. III, 266. 277. 301. 308.
3) Vgl. 29, 239. O. IV, 200.
4) Vgl. Zöppritz I, No. 71. p. 238 f.

die Clavis vortrefflicher vorgekommen und er hat sie unzählige Male wiedergelesen. Die „wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht“ hat er nur einmal, in Eutin, gelesen, will aber noch einmal zu ihr zurückkehren, um bestimmter zu erfahren, wie sich der Aufsatz zu ihm verhalte, bewundert hat er ihn durchaus. Ueber den Titan mag er nicht urtheilen, bis er wenigstens den zweiten Theil kennen gelernt hat. So viel aber muß er dem Freunde frei aus der Brust heraus sagen, weil er ihn wahrhaft liebt, daß es ihm in diesem Buche vorgekommen ist, als wenn er schon daran wäre, sich selbst nachzuahmen, welches noch viel schlimmer ist, als sich bloß wiederholen. An schönen Stellen fehlt es dem ersten Titanstheile nicht, und vielleicht ist er reicher an großen und wahren Gedanken als „kein“ anderer Band der Werke, aber Jacobis Herz ist „keinmal recht im Innern ergriffen und still gesammelt worden,“ im Gegentheil wurde ihm oft sehr unbehaglich. Das Buch machte ihm Mühe, Kummer und Sorge und verstimmte ihn gegen den Freund, den dritten Theil dagegen empfahl er 1802 Reinhold auf das Angelegentlichste. Jean Paul beklagte sich bei Otto über jene Jacobi von seiner moralischen Natur eingehauchte Beurtheilung des Titan [1]) und sagte, daß er als Kunstrichter nie ratificirt war. Er habe sich den Titan durch die Voraussetzung verdorben, daß derselbe die Narben des Giftes trage, gegen welches er grade das Gegengift bereite. Zwei Jahr später freilich giebt er Jacobi gegenüber zu, daß dessen Unmut über den ersten Band wahren Grund habe. Nach der Lektüre des zweiten Theiles jedoch, insbesondere des dritten, drängte es Jacobi, dem Freunde seinen Dank für die Freude zu sagen, die ihm dadurch verursacht worden wäre. Es sei ihm eine ganz neue Bewunderung für ihn entstanden und er wisse ihm nicht zu sagen, wie er ihn jetzt anschaue. Aber auch hier kann er ihm, wenn er an seinen Roquairol denkt, nicht verschweigen, wie es ihn mit peinlicher Sorge erfülle, daß Jean Paul schon so vieles von dem weiß, was das Herz austrocknet und die Seele tödtet. Die Antwort, welche ihm der Dichter darauf giebt, [2]) ist von der allergrößten Bedeutung für das Verständniß des Titan. Die erste Idee dazu sei ihm durch die Stelle im Allwill, wo Jacobi von poetischer Auflösung in lauter unmoralische

1) Vgl. O. III, 348.
2) Vgl. 29, 268 f. 277.

Atonie „Gesetzesfeindschaft“ durch lauter Reflexion spricht, gekommen; der Titan sollte eigentlich heißen Anti-Titan, denn jeder Himmelstürmer finde seine Hölle. Auch über Linda spricht sich hier Jean Paul ausführlich aus, ihr Denken, Lieben und Fallen hält er für sein bestes Werk. Erst nach dem Titan kommt Jacobi zur Lektüre der Mumien und des Hesperus. Erstere haben ihm unsägliche Freude gemacht, letzterer dagegen hat für ihn viel Anstößiges und ist dasjenige unter den Werken Jean Pauls, worin er sich mit ihm am wenigsten verträgt. Ebenso spricht er ihm seine Bewunderung der Vorschule aus, während er bei allem Herrlichen der Flegeljahre doch über manches nicht ohne Verdrießlichkeit, Schelten und Brummen hinwegkommt. Jacobi wünscht auch sehnlichst, daß Jean Paul an die Münchener Akademie, deren Präsident er selbst war, berufen würde, denn er kennt niemanden sonst, der ihm für das, was er Wahrheit nennt, zeuge. Auch Tieck schreibt 1812, nachdem er Jacobi besucht, daß dieser einer der aufrichtigsten Freunde und wärmsten Bewunderer Jean Pauls sei.

Als der Philosoph 1805 nach München übersiedeln wollte, hatte Jean Paul, der schon oft eine Begegnung mit dem Freunde herbeigesehnt,[1]) laut aufgejubelt, denn er hatte gehofft, daß Jacobi den Weg über Bayreuth wählen würde, um mit ihm zusammenzutreffen.[2]) Seine Hoffnung war jedoch nicht in Erfüllung gegangen, ebensowenig war Jean Pauls Absicht, ihn 1806 zu besuchen,[3]) zur Ausführung gekommen. Erst Anfang Juni 1812 sahen sich die Freunde von Angesicht zu Angesicht, nachdem Jacobi Nürnberg zum Rendezvous vorgeschlagen hatte.[4]) Er kam um 9 Uhr in Nürnberg an und besuchte den Dichter um 10 Uhr, traf diesen jedoch nicht an, da seine Ankunft erst um 2 Uhr erfolgen sollte und Jean Paul vormittags bei der Gräfin Monts war. Um 11 Uhr hatte ihn Jean Paul „an seiner Brust.“ „Ich hielt,“ schreibt er, „einen alten Bruder und Bekannten meiner Sehnsucht in den Armen; mir war, als säh ich ihn bloß wieder.“ Doch die Wirklichkeit entsprach, wenigstens für Jean Paul, nicht der Erwartung. Daß Jacobi ihn liebe, wisse er aus seinem jedesmaligen Abschiednehmen; dieser wollte

1) Vgl. z. B. 29, 279.
2) 29, 281 F. I, 461.
3) Zöppritz. II, No. 102 p. 16.
4) 29, 318.

ihn auch durchaus zum Durchsehen und Ordnen seiner Papiere nach München haben,[1]) allein er sprach Jean Paul zu oft von seinen eigenen Werken, über die persönlichen Verhältnisse des Freundes dagegen oder über seine Arbeiten that er keine Frage. Sodann scheint er ihm auch nicht den rechten Sinn für Scherz zu haben, und dies erklärt, warum er sich Katzenberger und Fibel nicht hat vollständig vorlesen lassen. „Er sollte," sagt Jean Paul, „meinem Herzball einen neuen Stoß zur Bewegung um die höhere Sonne geben und mich heiligen und mir so viel wie Herder, ja mehr als Herder werden — er war beides nicht — und meine frömmsten Wünsche für mich können leider nun von niemandem weiter erfüllt werden als von mir selber." Auch von dem Briefe, den Jean Paul nach der Zusammenkunft erhielt, ist er enttäuscht; er hätte einen längeren und bestimmteren erwartet und spricht Jacobi gradezu seine Befürchtung aus, daß er ihm durch seine Sichtbarkeit noch unsichtbarer geworden, als bereits durch seine komischen Werke. Allein die Antwort Jacobis ist wieder „ein Herzbrief seines alt- und neugeliebten Heinrich" und im Mai des folgenden Jahres, unmittelbar nach der Schlacht von Lützen, schreibt Jacobi, daß er oft und viel an ihn gedacht und ihn inniger geliebt und geehrt habe als je zuvor. Nach dem Lesen der politischen Zeitungen hatte er in seiner Angst zu den „Dämmerungen"[1]) gegriffen und von neuem den schon so oft wieder gelesenen Aufsatz: „Ueber den Gott in der Geschichte und im Leben" gelesen. „O Du Herrlicher," ruft er aus, „wie hat mein Herz, meine ganze Seele Dir gedankt. Hast Du ähnliches zu geben, so gieb es Deinem verschmachtenden Freunde." Auch nach dem Erscheinen der zweiten Auflage der Vorschule hat Jacobi keine Worte, um auszudrücken, welche Lust er an Jean Paul hat und wie der gute Geist in ihm den seinigen erweckt, stärkt und erhebt. Der letzte Brief, den wir von ihm kennen, ist zwei Jahre vor seinem Tode, 1817, geschrieben. Jean Paul hatte ihn von seinen Heilungen durch Magnetisiren berichtet und die Hoffnung ausgesprochen, auf dieselbe Weise auch seinem Kopf- und Augenleiden zu helfen. Jacobi antwortet,

1) Voß schreibt 1820 an Jean Paul: „Ich weiß noch gar gut, mit welcher Liebe Jacobi von Dir im Jahre 1812 sprach, als er Dich kurz vor seiner Ankunft in Heidelberg in Nürnberg kennen gelernt hatte. Du mußtest ihn hinreißen und beherrschen."

2) Schon im September 1809 hatte er ihm seine Freude darüber ausgesprochen. Vgl. Jean Pauls Antwort 29, 308.

er habe bereits durch seinen Freund Roth von der einen Wunderkur gehört und möchte wohl, daß Jean Paul auch an ihm sein Heil versuche.[1])

In dem letzten Briefe Jean Pauls findet sich auch die Erwähnung des „herrlichen Hamann“. Wir können diesen Freund Jacobis hier um so eher folgen lassen, als ihn Jean Paul selbst einigemal letzterem an die Seite stellt und versichert, daß diese beiden die einzigen neueren Philosophen sind, die er unaufhörlich liest.[2]) 1803 bittet er Herder um ein Postament in der Adrastea für den großen Todten, den nordischen Uraniden, den aus Sonnen bestehenden Nebelfleck. Er ist ihm ein tiefer Himmel voll teleskopischer Sterne, manche Nebelflecken löset aber kein Auge auf.[3]) Wie auf den Alpen liegen in seinen Schriften alle Zonen und Jahreszeiten nahe bei einander. Gleich seinem Freunde Herder ist er ein Heros und ein Kind zugleich und steht wie ein elektrisirter Mensch im Dunkeln mit dem Heiligenschein um das Haupt sanft da, bis eine Berührung den Blitz aus ihm zieht. Friedr. Schlegel hatte Jean Paul um die Herausgabe von Hamanns Schriften ersucht (vgl. S. 241). „Den Riesen“, ist seine Antwort, „soll ich wie einen Pik seinen (literarischen) Schatten ins weite Weltmeer werfen lassen? Er ist mir zu groß, sogar zu einer Vor- und Lobrede.“ Als sein Schoß-, Busen- und Herzenskind bezeichnet er ihn Marheineke und fügt hinzu, daß, wenn er gar nicht lesen wolle, sondern nur denken oder genießen, so lese er Hamann. Seine Briefe sind ihm die beste und wahrste Selbstbiographie, sein Stil aber ein Strom, den ein Sturm gegen die Quelle zurückdrängt, so daß die deutschen Marktschiffe darauf gar nicht anzukommen wissen. Seine Begeisterung für Hamann hat er in Berlin auch Tieck und Bernhardi mitgetheilt, so daß sie nun dessen „offne, frohe Schüler“ geworden sind. Das Einzige, was er an Hamann wenige Jahre vor seinem eigenen Tode aussetzt, ist, und dies ist allerdings viel, daß er ihn christlich verblendet nennt, während Jacobi unbekehrt im Lichte eigner Philosophie feststehe.[4])

1) Nach Jacobis Tode suchten die Angehörigen Jean Pauls den Tod des Freundes durch Unterschlagung einiger Zeitungen zu verhehlen.

2) Vgl. 29, 216. 289.

3) Vgl. W. VII, 292.

4) Zu der bisherigen Darstellung ist noch O. IV, 194. WW. I, 239. 17, 88 zu vergleichen.

Mit Jacobis „trefflichem Jünger“ Friedrich Köppen kam Jean Paul das erste Mal 1810 zusammen. Schon 1803 schreibt er Jacobi: „Dein Köppen ist klar und tief aus Deinem Meer geflossen;“ nach jenem Besuche aber rühmt er seinen nordisch redlichen Charakter und seine freie, philosophische, kraftvolle Ansicht. Er schlägt ihm darauf nicht nur für sein Werk, welches später auf Wunsch des Verlegers „Darstellung des Wesens der Philosophie“ genannt wurde, dreizehn verschiedene geistreiche Titel vor,[1]) z. B. Philosophische Optik; Ideen zur Idee; Ultimata rc, sondern läßt auch in den Heidelberger Jahrbüchern eine ausführliche Recension oder vielmehr einen Auszug dieser „encyklopädischen Darstellung der philosophischen Verhältnisse aller Wissenschaften“ erscheinen.[2]) Am Schluß derselben spricht er die Vermutung aus, daß grade die jetzige Zeit, welche sich am Todtentanze so vieler vorüber eilenden Systeme müde gesehen, der Köppen'schen Philosophie am offensten stehe, die nicht mehr das Lebensmark in philosophischen Knochenskeletten suchen will. Diese Hochschätzung des Philosophen hat der Dichter bis in seine letzten Lebensjahre bewahrt. So rühmt er 1819 von dessen beiden neuen Werken, Politik nach platonischen Grundsätzen und Rechtslehre, daß in ihnen kein Poltergeist des neuern Philosophirens, sondern ein Astralgeist des alten regiert. Im Frühling des folgenden Jahres besuchte er auf der Reise nach München die Köppen'sche Familie in Landshut und verlebte da einen „kräftigen Abend voll Ströme der Reden und der Liebe.“ Auf diese funkelnden und wärmenden Stunden, deren Genuß in ganz besonderer Weise durch die liebenswürdige Gattin Köppens erhöht wurde, welche leiblich und geistig so schön zu geben wußte, kommt Jean Paul in einem Briefe des nächsten Jahres noch einmal voller Dankbarkeit zurück und erbittet sich von dem Freunde, dessen Recensionen in der Münchner Literaturzeitung er mit Hintenansetzung aller übrigen allein lese,[3]) ein Urtheil über den eben vollendeten Kometen. Köppen stellt den Dichter neben Cervantes und Swift, obwohl in einer andern Klasse; um Schweif und Glanz und schießende Geistesstrahlen hat er seiner Ansicht nach nie zu sorgen, wohl aber sich nach Masse und körperlichem Lichte umzusehen; er soll lieber

1) Vgl. F. III, 231 ff. Ebenda rühmt Köppen auch die „Dämmerungen.“

2) Vgl. WW. 29, 310.

3) Bei Emanuel rühmt er den Witz und das Wohlwollen der Recensionen, vermißt aber eine tiefere Gründlichkeit.

den Geist beschränken und verdecken, um nur den Körper wachsen zu lassen. Der letzte Brief an Köppen gehört mit zu dem Letzten, was Jean Paul überhaupt geschrieben hat: er datirt vom April 1825. Der fast erblindete Dichter hat noch den Humor, über sein Unglück zu scherzen und erbittet sich zuletzt behufs einer Operation Auskunft über den Professor Reisinger. Er fragt, ob dessen Hand so gut sei wie sein Kopf, den er einst in halbstündiger Unterredung kennen gelernt, und ob sie eben so glücklich Licht giebt, als dieser hat.

Wenn Jacobi 1797 im December an Dohm schreibt, Baggesen[1]) habe gesagt, man könne nicht mehr Genie und nicht weniger Geschmack haben, als Jean Paul, so hat er dabei wahrscheinlich Baggesens Brief vom April desselben Jahres im Sinne, in welchem dieser sich zum ersten Male ausführlich über den Dichter ausläßt. Anhäufung, Anfüllung und Ueberhäufung des Schönen, Rührenden und Erhabenen findet sich seiner Meinung nach bis zum Ersticken in dessen Werken. Er blendet uns im Himmels Glanz, verbrennt uns die Flügel der Phantasie im Sonnen-Feuer, zerschmilzt uns in Thränen, ersäuft uns in Wonnemeeren, erstickt und begräbt uns in Blumen. Baggesen hat nichts dagegen, daß Jean Paul ihn fördert und entzückt und erschlafft, aber er hat viel dagegen, daß er es so Schlag auf Schlag thut, so daß man nicht den nöthigen Athem dazwischen holen kann, um es zu ertragen. Durch Jacobis Vermittelung sandte Baggesen im November des folgenden Jahres einen Brief an Jean Paul, der uns leider nicht überliefert ist; wohl aber besitzen wir aus dieser Zeit einige der Urtheile Jean Pauls über Baggesen. Otto gegenüber nennt er ihn moralisch widrig und ästhetisch angenehm und Jacobi erklärt er dies näher damit, daß Baggesen eine blühende, fruchttragende, heiße Welt sei, aber mit einem moralischen Schwerpunkte außerhalb des Mittelpunktes. Er ist ihm vortrefflich, humoristisch, echt witzig und frei zusammenfassend, kann aber nie Ruhe finden, nie wissen, was und ob er liebt, und kann kaum Eigennutz und Opfer trennen. Charlotte von Kalb, welcher Jean Paul jenen Brief geschickt, war durch ihn zwar belustigt, aber doch recht froh, als sie das „mysteriöse, dithyrambische Schreiben des berauschten Menschen" geendigt hatte. Sie

1) Vgl. zum Folgenden: Aus Jens Baggesens Briefwechsel mit K. L. Reinhold und Fr. H. Jacobi. Leipzig 1831.

kannte ihn persönlich und fand, daß er gefalle und belebe; aber man müsse ihn in eine reine Luft versetzen, damit er nüchtern werde, dann sei er weniger, aber besser. Jean Paul antwortete ihm kurz darauf, ebenfalls durch Jacobis Vermittelung. Einige Wochen später spricht er in einem Briefe an den letzteren die Befürchtung aus, Baggesen habe auf sein Sendschreiben ein geistreicheres, längeres und wärmeres erwartet, als sein Billet war. Jacobi möge doch die fünfte Bitte an ihn thun und ihm sagen, daß, wenn er alle seine Pläne wüßte, die schon da lägen und in zwanzig Jahren kaum zu ediren seien, so würde er sich wundern, daß er sich nur noch Zeit nehme zu schreiben. Jacobi schickte Baggesen diesen Brief, weil er glaubte, er würde seinem Herzen wohl thun. Dieser jedoch fürchtet, daß Jean Paul sich zwischen ihn und Jacobi stelle; er selbst hat auf ihn bescheiden und stolz Verzicht gethan. „Da alle zehn die Harfe durchwühlenden Finger meines phantastischen Briefes," fährt er fort, „keine Saite seines Herzens trafen, verzweifle ich, daß der arme Citherschläger je es dahin bringe, einen ordentlichen Accord dieser großen Pedalharfe abzulocken. Doch wer weiß, was geschehen könnte, wenn wir uns sähen." Im Mai bereits hofft Baggesen, mit dem Dichter zusammenzukommen und freut sich unbeschreiblich auf das „Angesicht zu Angesicht seines himmlischen Jean Paul, der ihn dann lieben wird." Leider erfahren wir jedoch auch über diese Zusammenkunft nichts, vielleicht hat sie, da Jean Paul nichts erwähnt, überhaupt nicht stattgefunden. Im November dagegen läßt ihn Jean Paul herzlich grüßen und ihm sagen, daß er durch eine seiner Schriften entzückt worden sei, ja er erbittet sich später irgend einen seiner Briefe von Jacobi, da seine Laune für ihn Salz, Würze, Zimmet und Honig sei. Die, welche ihm Jacobi hierauf schickte, gefielen ihm überaus. Er meint, daß Baggesen alle Genialität und Laune aufbiete, um zu beweisen, er habe sie nicht mehr. Sowohl im Moralischen als Aesthetischen fehlen ihm nicht die Kräfte der Flügelfedern, sondern ein Ziel, dem er immer zufliege und so wird ihm das Leben durch den unbestimmten Kreis-Flug leer und matt. Selber seine Klagen haben kein Ziel, er will klagen. Nur ein Amt und ein Weib und etwa ein Buch, an dem er 10 Jahre lang schreiben müßte, kann ihn ausheilen. Jean Paul verehrt seinen „herrlichen Humor und Witz" und „liebt seine Liebe soweit sie nicht die Allwillsche ist". Baggesen seinerseits ist glücklich, wenn der, den er so innig liebt, ihm ein wenig gut ist,

allein von der Clavis, welche ihm Jacobi empfohlen, meint er, noch ehe er sie gelesen, es werde wohl ein wahrer dänischer Kammerherrn-Schlüssel sein, das heißt, ein goldner, der nichts aufschließt.[1]) Völlig enttäuscht vollends war er vom Titan. Seiner Meinung nach wäre eher der Siebenkäs das Siebengestirn zu nennen und der Hesperus Titan, als diese neueste Erscheinung ihren alles verdunkelnden Namen verdient. Es fehlt freilich, wie er sagt, nicht an echt Jean Paul'schen, das heißt überhimmlischen Sonnen- und Wolkenblitzen, allein er findet diese doch seltner als in seinen andern Wunderwerken und das Ganze scheint ihm gar zu unförmlich. Auch stören ihn „gar zu auffallende Wiederholungen, schläfrige Räsonnements, überspannte Empfindungen und gesuchte Bilder und Gedankenverknüpfungen." Er glaubt, daß kein Sterblicher mit mehr Schriftstellertalent vom Himmel ausgerüstet wurde als Jean Paul, denn er findet an ihm überschwängliche Einbildungskraft, unerschöpflichen Witz, überströmende Fülle der Empfindung und reichen Vorrath des Gedächtnisses. „Allein wenn er fortfährt," sagt Baggesen, „auf diese Weise alle Mittel der Kunst zu verachten, wird trotz seinem ganzen allmächtigen Genie kein einziges Werk von ihm zur Unsterblichkeit gelangen." Trotz der unsäglichen Wonne, womit Baggesen die Tropfen und Thränen und Blumen und Strahlen und Blitze des höchsten Himmels in Jean Pauls Erde und Hölle mischenden chaotischen Schriften gesammelt, geschlürft und genossen hat, will er doch, wenn er nur die einzige Episode Virgils von Dido liest, dieses kleine vollendete Meisterstück lieber geschrieben haben, als alle Jean Paul'schen ungeheuren genialischen Werke. Er will, daß sich der Dichter während eines Jahres hinsetze und nichts schreibe, sondern Homer, Plato, Sophokles, Aristoteles, Plutarch, Lessing und besonders dreimal hinter einander dessen Laokoon lese. Wie ganz anders würde er dann seine Bücherwelten organisiren, deren chaotischer Urstoff so himmlisch ist. Jean Paul, dem diese Bemerkungen mitgetheilt wurden, war sehr erbittert darüber und meinte: „Baggesen ist toll; er hat Jacobi nachgesprochen und ist mir auch wegen meiner kalten Antwort auf seine Lohkuchen-Hitze aufsätzig." Auch bei Jacobi äußert er sich dahin, daß ihn Baggesens Schreiberei über den Titan geärgert, zumal da sie bei diesem wieder „aus

1) Nachdem er sie gelesen, lautet das Urtheil freilich ganz anders; vgl. den Brief an Jacobi vom 18. Juli 1800.

Aerger über seine an ihn" entstand. Ein Viertelsbuch könne er zu seiner Widerlegung verschreiben. In ähnlichem Sinne wie früher kam Baggesen auch später noch einmal auf den Titan zurück. Er klagt, daß ihm die deutsche Literatur, sein geliebtes Element, vergiftet worden, denn die Philosophie sei fichtisch, die Poesie schlegelisch geworden. Er hasse die Formalen, nur Jacobi und Jean Paul seien ihm geblieben, allein der erstere habe nur gegen das geschrieben, was ihm schon ausgemacht Nichts war, der letztere sei ihm unerträgliche Mittagssonne in seinem Titan geworden. Jean Paul seinerseits nennt ihn in der Vorschule phantasie- und humorreich; „sein poetischer Geist wohnt mehr in seinem Scherze als Ernste," schreibt er an Jacobi; deshalb bedauert er auch nicht, seine Parthenais noch nicht gelesen zu haben. Auch in der Recension Oehlenschlägers endlich meint er, Baggesen hätte die Gunstbezeugungen der andern Musen nicht so hoch anschlagen sollen, um darüber der komischen untreu zu werden. Kurz vor Jean Pauls Tode besuchte ihn Baggesen in Bayreuth; Spazier, unsere einzige Quelle hierüber, berichtet leider nichts weiter, als daß er, um sich für den Besuch vorzubereiten, den Kometen gelesen und, auf das Heftigste erschüttert von seiner eignen Aehnlichkeit mit dem Helden, dem Dichter entgegengerufen habe: „Mein Gott, Jean Paul, ich bin ja der Nicolaus Marggraf." Hierauf habe sich Jean Paul, nicht minder bewegt, ans Herz gefaßt und erwidert: „Als ob es nicht meine eigene Geschichte wäre!"

Von den übrigen Philosophen traten noch Schopenhauer und Herbart in den Gesichtskreis des Dichters. Des ersteren „Welt als Wille und Vorstellung" ist ihm ein genial-philosophisches, kühnes, vielseitiges Werk voll Scharfsinn und Tiefsinn, aber mit einer oft trost- und bodenlosen Tiefe, vergleichbar dem melancholischen See in Norwegen, auf dem man in seiner finstern Ringmauer von steilen Felsen nie die Sonne, sondern in der Tiefe nur den gestirnten Taghimmel erblickt, über welchen kein Vogel und keine Woge zieht. Von Herbart, „dem scharfsinnigen, tiefsinnigen, durchschneidenden Denker,"[1]) wurde er insbesondere in seinen letzten Lebensjahren gefesselt. Seine Pädagogik hatte er schon mit Eifer und Anerkennung für die Levana studirt,[2]) auch in der

1) Vgl. WW. 19, 318. 33, 16. 113.
2) Vgl. 22, 11.

Selina citirt er ihn einigemal.[1] Wahrhaft prophetisch aber sind die Worte, welche er 1822 niederschrieb. Nachdem er ihn einen kecken, auf-, um- und vielblickenden, mathematisch und philologisch gewappneten Perlentaucher und Goldbergsteiger mit philosophischem Musterstil genannt, fährt er fort: „Besonders die Psychologie hat an Herbart in Rücksicht auf das Entstehen, Wachsen, Verdichten und Versinken der Vorstellungen einen seltenen Landmesser und Physiokraten ihres Gebietes gefunden. Die Nachwelt wird sein erobertes Reich anbauen!“ Noch in seinen letzten Tagen, als er durch seine Krankheit bereits am Gehen gehindert war und auf einem mit Rädern versehenen Sessel gefahren werden mußte, erquickte er sich an der Psychologie und folgte stundenlang mit der gespanntesten Theilnahme dem Vorlesen über die Deduktion des Selbstbewußtseins. In diesen letzten traurigen Tagen wurden ihm auch noch einige frohe, heitere Stunden durch Theodor Fechner bereitet, welcher ihm seinen Panegyrikus auf die Medizin, seine Stapelia mixta sowie seinen Beweis, daß der Mond aus Jodine bestehe, freundlichst zugesandt hatte. —

Für einen Rückblick auf Jean Pauls Verhältniß zu der Philosophie seiner Zeit wird am Schluß unserer ganzen Darstellung die geeignetste Stelle sein; für jetzt empfiehlt es sich nur noch, einige Aussprüche Jean Pauls über das Verhältniß von Philosophie und Dichtung anzuführen. Hatte uns der unermüdliche Eifer und der Scharfsinn, mit dem er den verschiedensten Problemen der Philosophie von den verschiedensten Seiten her nahe getreten war, für einen Augenblick die Bewunderung und das Staunen vergessen lassen, welches die gewaltige Dichterphantasie des Verfassers der Unsichtbaren Loge, des Hesperus und des Titan bei den Zeitgenossen erregt hatte, so geht aus diesen Aussprüchen für den, der nicht bereits grade durch Jean Pauls Eklekticismus davon überzeugt ist, hervor, daß bei ihm der Philosoph doch hinter den Dichter zurücktreten mußte.

Die Philosophie setzt, sagt er, anstatt der Sachen oder Anschauungen ihre Papiergelder oder abgezogenen Worte und betreibt so spielend den gewaltigsten Tauschhandel der Gedanken ohne die Realitäten. Der Philosoph gleicht nur zu oft dem Polarstern, welcher zwar zu einer langen

1) Vgl. WW. 33, 88. 92.

Reise um die Welt, aber zu keiner kurzen in der Welt gut anweiset; die Metaphysik aber ist elendes, kaltes Mondlicht. Wenn der Philosoph dem Polarländer gleicht, der nur die Sterne seines Pols in Parallelkreisen, aber nie auf- und untergehen sieht, so gleicht der Dichter dem Bewohner des heißen Erdgürtels, dem alle Sterne auf- und untergehen müssen. Der Dichter erfaßt voller und lebendiger ein Ganzes als ein Philosoph, der nur mit dem Mikroskop auf dessen Theilen umherrückt. Täuscht Dich der Weise, so giebt er Dir einen Nebel der Erde, der sich in Regen verdichtet, täuscht Dich der Dichter, so giebt er Dir einen Nebelfleck des Himmels, der sich in Sonnen zerlegt. Wenn endlich Philosophie und Gelehrsamkeit sich im Zeitenlaufe zerreiben und verlieren, so bleibt gleichwohl das älteste Dichterwerk noch wie sein Apollo ein Jüngling, bloß weil das letzte Herz dem ersten gleicht, nicht aber so die Köpfe.

III. Abschnitt.

Die Zeitschriften und Literaturgeschichten.

Erstes Kapitel.

Von den größeren Zeitschriften schenkten den ersten bedeutenderen[1]) Werken Jean Pauls nur die Neue allgemeine deutsche Bibliothek und die Jenaer Literaturzeitung ihre Aufmerksamkeit. Nach dem Erscheinen der Unsichtbaren Loge wird von ersterer[2]) dem Dichter eine reiche Phantasie, inniges, warmes, edles Gefühl nachgerühmt;[3]) feiner Witz und originelle Laune, Kenntniß des menschlichen Herzens und der Welt, Belesenheit, Darstellungskunst

1) Die Beurtheilungen von Jean Pauls Erstlingsschriften sind dem Verfasser nicht zugänglich gewesen.

2) Aus dieser Zeitschrift will Jean Paul in seinem Knabenalter die Elemente der Natur- und Erdbeschreibung, der Arithmetik und Astronomie gelernt haben. Die 1784 an Nicolai, den Herausgeber, gerichtete Bitte, einige der Satiren in Verlag zu nehmen, wurde nicht erfüllt.

3) 11, p. 316. 1794. Der Verfasser der Recension ist Knigge.

leuchten dem Recensenten aus dem Werke hervor. Aber man muß, fährt er fort, sehr viele wilde Auswüchse übersehen, denn der Verfasser führt oft die Gelegenheit, einen witzigen Einfall anzubringen, mit Gewalt herbei und zeigt die Sucht, immer etwas Ausgezeichnetes, Unerwartetes an den Tag zu bringen. Die Sprache überschreitet allerdings oft die Grenzen der Prosa und wird zur höchsten Poesie; Bilder, mit den glühendsten Farben ausgemalt, häufen sich, ein üppiges Gemälde verdrängt das andere. Allein an manchen Stellen wird der Ausdruck, der kräftig sein soll, plump, platt und unedel, dann wieder ist in dunkle Worte und Pathos ein dünner, kleiner, armseliger Gedanke eingehüllt, Manier ist für Originalität untergeschoben. Alle diese Fehler, heißt es zuletzt, machen trotz der mannichfaltigen Schönheiten das Lesen des Buches zu einer Art von peinlicher Arbeit.

Was von der Unsichtbaren Loge, gilt der Bibliothek auch vom Hesperus.[1]) Hier wie dort herrscht eine Fülle von echtem Witz und unnachahmlicher Laune, von Welt- und Menschenkenntniß, glühender Phantasie, Wahrheit und Wärme in der Darstellung origineller Charaktere, kurz ein Reichthum, der dem Genie und den Kenntnissen des Verfassers Ehre macht. Dagegen ist auch hier eine ungeheure Menge von Auswüchsen sichtbar. Unwahrscheinliche Auflösungen sind unter die einfachsten Begebenheiten gemischt, Schwärmerei wechselt mit kalter Vernunft, fließende, reine Prosa mit hoher, poetischer Diktion, mit schwülstigem Bombaste und wässriger Geschwätzigkeit. Bei Besprechung des Siebenkäs, Fixlein und einiger kleineren Schriften[2]) fehlt der Tadel nicht, das Lob aber ist überwiegend. Der Recensent beklagt sich allerdings, daß nicht eines der Werke einen befriedigenden reinen Genuß gewähre. Wo man hinblickt, stößt man auf Sonderbarkeiten, welche allen Forderungen der Kritik trotzen. Aber bei all diesen Abweichungen von der Linie der Schönheit findet sich auch unendlich viel Großes, Herrliches und Edles. Die nimmer müde Phantasie des Dichters erhebt sich zu erstaunlicher Höhe und reißt unwiderstehlich mit sich fort, wenn sie das Endliche verläßt und sich zu den Regionen des Ueberirdischen, des Todes, der Unsterblichkeit aufschwingt. Verloren in diese Genüsse empfindet man,

1) 21, 1, p. 192. (1796.)
2) 35, 1, p. 219 ff. (1798.)

um wie viel diese ungeregelten Kinder einer sorglosen, genialischen Einbildung mehr werth sind, als die regelrechten einer bedächtig um sich schauenden. Der Recensent schließt die Anzeige „durchdrungen von einer aufrichtigen Hochachtung gegen die mannichfachen Talente des Verfassers, aber nicht ohne den Wunsch, er möge bald ein Werk liefern, das nicht bloß durch die Vollkommenheit einzelner Theile gefalle, sondern als ein schön zusammenstimmendes Ganzes belohne.“ Mit Fata und Werke vor und in Nürnberg kann sich die Bibliothek nicht befreunden, [1]) der Clavis wird eine zwar lobende, aber doch oberflächliche Anzeige zu Theil, [2]) die Briefe dagegen und die zweite Auflage des Hesperus werden wieder mit eifrigem Interesse begrüßt. Es würde, heißt es [3]) nach Anführung einer längeren Stelle aus jenem Werke, ein entehrendes Mißtrauen in die Empfindung der Leser verrathen, wenn wir nach einer solchen Probe noch ein Wort zur Anpreisung dieser Briefe hinzu setzen wollten; es versteht sich, daß, wenn von einer Schrift Jean Pauls die Rede ist, immer nur solche Leser gemeint sind, deren Zweck nicht Zeitverkürzung, sondern Genuß ihrer selbst und Veredelung ihrer Gefühle ist. Ihnen allein wagen wir es auch so unbedingt ein Buch zu empfehlen, das vielleicht mehr als so manches andre Werk dieses Schriftstellers nicht als Ganzes vortrefflich ist, sondern seine Wirkung einzig von der Vorzüglichkeit einzelner Schilderungen erwartet. Der Hesperus ist, heißt es in der Anzeige der neuen Auflage, schon in der ersten Ausgabe das Lieblingsbuch aller Leser von reinem Herzen und tiefer Empfindung geworden und wird es sicher in dieser zweiten noch mehr werden. Der Genius, der diese Dichtung belebt, ist freilich auch ein Genius von eigner Art und Kunst, aber es ist ein solcher, dem man sich, ist nur die erste Bekanntschaft gemacht, mit Herzlichkeit hingiebt und dem man sich immer inniger befreundet, je länger man sich mit ihm unterhält.

Zu unserer Verwunderung läßt Jean Paul keine Gelegenheit vorübergehen, ohne seine Abneigung gegen die Bibliothek und ihre Herausgeber zu zeigen. Das Urtheil über den Siebenkäs nennt er sanft und lobend und doch dumm. Nicolai gehöre ebenso wie Biester und

1) 1800. Bd. 49. 1. St. p. 29.
2) 1801. Bd. 60. 2. St. p. 405.
3) LXII. 1. St. Bd. 76.

Merkel zu seinen Mattmachern, die ihn zu Mattgold schlagen; er will sich beim Schreiben immer Böttiger und Nicolai als die Leser und Richter denken. In Berlin kam er mit Nicolai selbst zusammen, wußte aber nichts von ihm zu sagen, als daß er überaus zeitmörderisch erzähle, und fand in ihm einen noch schlafferen Menschen als Autor. Im Anhange zum Titan macht er diesem seinem Unwillen an mehreren Stellen Luft. Die Bibliothek ist ihm das Krebsbüchlein der Genialität, welches den genialischen Centripetalkräften mit ihren Centrifugalkräften entgegenwirke. Wie bei der Berliner Monatsschrift so findet er auch hier zu seinem Gräuel nur blankgescheuertes Blei der polirten Alltäglichkeit, destillirtes Wasser, geschönten Landwein: die allgemein-deutsch-bibliothekarischen Menschen sind ihm Copirmaschinen der Copien, die nichts errathen als Ebenbilder.

Nicolais Erwiderung blieb nicht aus; die beiden ersten Theile des Titan wurden mit einer geharnischten Philippika begrüßt.[1]) Wenn man einige von den früheren Werken Jean Pauls gelesen hat, heißt es im Anfange, so kann man seine späteren unberührt bei Seite legen. Der Mann hat nun einmal seinen Ton gewählt. Der Grund des Gemäldes ist gar sehr dunkel, überall Leiden und Anlaß zu Thränen, verwundete und leicht verwundbare Herzen. Schauderhafte Vorbedeutungen und schauerliche Erscheinungen, sogar Verbindungen mit überirdischen Wesen. Wie der Grund, so Farbe, Umgebung, Einfassung, Verzierung. Alles wehmütig und weich, aber dabei zugleich alles so bunt und kraus und üppig durch einander gemischt, daß man seine ganze Aufmerksamkeit nöthig hat, um sich in diesem Labyrinth nicht zu verlieren. Es gehört in der That, meint die Bibliothek, ein hoher Grad von Selbstgefälligkeit und Geschmacklosigkeit dazu, um die Leute auf solch ein Ragout einzuladen. Jean Paul läßt sich von seiner wetterwendischen Laune, von seinem Dünkel hin und her treiben. Unzusammenhang, Geschwätzigkeit, Gernwitz, Plattheiten und Bombast[2]) finden sich überall. Es könnte leicht geschehen, heißt es zuletzt, daß Jean Pauls Schriften bald nach und nach untergingen. Der feine Sinn und die Herzlichkeit, welche in vielen ein-

1) 1801. 64, 1. p. 74.

2) Auch das Journal der Moden (Juli 1807) wirft ihm vor, er sage nichts mit vielen Worten. (Vgl. W. II, 26.) Die Neckarzeitung vollends redet von „kauderwelschem Geschreibsel, das in wenigen Jahrzehnten vergessen sein wird." (Vgl. WW. 32, 300.)

zelnen Stellen so sehr gefallen, werden dann, in einen Esprit de Jean Paul ausgezogen, allenfalls citirt werden, wie die Sprüche todter Weisen, und das caput mortuum, dessen viel zurückbleibt, wird weggeworfen und vergessen werden. Wenn sich Jean Paul bessert, erklärt der Recensent, so wird sich die Bibliothek gegen ihn bessern. Wenn er fortfährt, ferner alles ohne Ueberlegung aufs Papier fallen zu lassen, was ihm in den Kopf kommt, so wird ihn nach und nach das Publikum bessern — oder verlassen. Jean Paul schrieb hierauf an Otto, Nicolai habe ihn in der Bibliothek bis auf ein paar Knochen aufgefressen, er antworte aber dem Kläffer nichts, an Thieriot: „Was machen die Recensir-Dachsschliefer, die in meinen Bau hineinbellen? In der A. D. B. boll sehr eine Bestie." Nach dem Erscheinen des dritten Theiles erklärte sich die Bibliothek außer Stande,[1] ein anderes Urtheil zu fällen als über die beiden ersten und doch geht sie hier weit milder zu Werke. Sie ist von der Wahrheit, Herzlichkeit und Milde mehrerer Scenen, Charaktere und Schilderungen innig durchdrungen, von dem Ganzen aber nur wenig befriedigt worden. Das Leben mit Jean Paul, dem Schriftsteller, gleicht dem Leben im Fruchthause. Die würzigen Düfte kitzeln die Geruchsnerven, allein nicht lange, so fühlt man sich nicht erfrischt und belebt, sondern überfüllt und betäubt und sehnt sich hinaus in den freien Fruchtgarten, wo des Duftes weniger, aber des wahren Genusses um so mehr ist.

Jean Paul seinerseits benutzte die Vorschule zu erneuerten Angriffen. Nicolai hat gerade wie Adelung, sagt er, an allen unsern genialen Dichtern Feinde und steht auf einer Stufe mit Bahrdt, Kranz, Wetzel, Merkel. Das siebente Kapitel der Miserikordias-Vorlesung ist ausschließlich der A. D. B. und „deren Surrogaten" gewidmet. Sie schreibt gewiß in den Fächern, die er selbst nicht beurtheilen kann, sagt er, ganz gut, nur schließt Jean Paul hiervon das philosophische und poetische aus. Hier steht sie fast auf zwei Achilles-Fersen. In der Philosophie finden sich Reste von Wolf, nicht aber von Leibnitz. Eine flache Kanzel- und Kandidaten-Philosophie, welche wie die gemeinen Leute grade da alles klar findet, wo die Frage und Dunkelheit erst recht angeht, setzt die gute Bibliothek einem scharfen dreischneidigen philosophischen Geiste der

1) 1803. 76, 1. p. 95.

jetzigen Zeit entgegen, welcher außer in Griechenland bei keinem Volke noch mit solchen Waffen erschienen ist. Was ihre poetische Seite anlangt, so will Jean Paul, zumal da sie von niemandem weiter citirt wird als von Verlegern, nicht viel daraus machen. Ihr Geist hat nie einen poetischen gesehen; kann er mehr oder weniger romantische Werke nicht recht tadeln, so sagt er, es werde ihm nicht recht wohl dabei, wie etwa Pferden an Stellen, wo Geister hausen sollen, es durch Unruhe und Scharren verrathen.[1]) Bald nach dem Erscheinen der Vorschule wurde dieselbe in der Bibliothek besprochen.[2]) Der Recensent gesteht, nicht ohne Vorurtheil an die Lektüre gegangen zu sein, allein er muß bekennen, daß er die für das Buch verwendete Zeit keineswegs unter die verlorne zählt. Es enthalte in der That eine Menge wahrhaft schöner Stellen, mehrere der treffendsten literarischen Vergleichungen, einzelne gediegene Urtheile und längst bekannte und allgemein umlaufende Grundsätze zuweilen so neu und reich gefaßt, daß ihr Werth dadurch nicht wenig erhöht wird. Dieser Anzeige aber ist noch ein Zusatz eines andern Recensenten beigefügt, welcher freilich von ganz anderem Standpunkte ausgeht. Darnach will Jean Paul beständig vorzüglicher scheinen, als er ist. Er will mehr Witz haben, als er hat und trägt beständig eine Erudition zur Schau, die er nicht hat. Der Recensent läßt es sich zuletzt angelegen sein, mit sehr vieler Gelehrsamkeit und Breite, aber auch ebensoviel Geschmacklosigkeit, nachzuweisen, daß Jean Paul falsch citirt und übersetzt hat.

Wie die Bibliothek ist auch die Jenaer Literaturzeitung bei Jean Pauls ersten Werken des Lobes voll. Mit Mißfallen und Unmut hat der Berichterstatter[3]) den Eingang zur Unsichtbaren Loge gelesen. Je mehr er aber las, desto mehr wurde er hingerissen, entzückt und begeistert. Zwar bot sich ihm viel dar, was er tadeln könnte, aber er möchte lieber gar nicht tadeln, sondern nur preisen, wo so viel genialische Kraft, eine so glühende Phantasie, ein so edler Sinn, eine so hohe Empfindsamkeit in dem Ganzen webt und lebt. Vieles ist allerdings, was man weg wünscht, aber noch weit mehreres, was man um keinen

1) Andere Aeußerungen Jean Pauls finden sich noch: F. IV, 41. 126. WW. 6, 62. 30, 153.

2) 1805. 96. p. 203.

3) 1795. I, No. 116. p. 164.

Preis missen möchte. Es ist ihm sehr unangenehm, in dem vollsten Genusse der Beschreibung einer erhabenen Naturscene oder der Darstellung edler und hoher Gefühle durch ein humoristisches Wort, ein barockes Gleichniß, einen vorsätzlich gesuchten niedrigen Ausdruck gestört zu werden; aber gar bald söhnt der Verfasser den Leser mit sich aus durch die ergreifende Wahrheit, mit welcher er die Natur schildert, durch die ästhetische Kraft, mit welcher er selbst Unbeschreibliches darstellt, durch die Hoheit und den Adel seiner Gefühle, durch die erhabenen Contraste des Reizenden mit dem Schrecklichen, der Freude mit der Traurigkeit.[1]) Auch vom Hesperus wird zunächst mit der höchsten Begeisterung gesprochen.[2]) In dem Allerheiligsten, dessen Eingang der Recensent aber etwas freier wünscht, liegt ein Reichthum von erhabenen und rührenden Ideen, von großen und neuen Bildern aufbewahrt, die mit Verwunderung gegen den Kopf, in dem sie erwacht sind, erfüllen. Allein es darf nicht verschwiegen werden, daß die Veranlassung zu hohen Gefühlen doch allzu geflissentlich aufgesucht scheint. Es wird doch fast gar zu viel in diesem Buche geweint. Es dünkt uns, fährt der Recensent fort, als ob die reiche Phantasie des Verfassers eine gewisse ermüdende Einförmigkeit nicht ganz habe vermeiden können. Ueberhaupt aber hat sich ihm bei diesem Buche oft das Bild eines Waldstückes aufgedrängt, in welchem nur das üppige Buschwerk, das die schönsten Aussichten versteckt, vorsichtig ausgehauen zu werden braucht, um sich in einen romantischen Garten zu verwandeln. Es scheint, daß so mancher Auswuchs nicht durch das üppige Treiben des Humors hervorgestoßen, sondern absichtlich als Beweis desselben angekittet worden, oder daß der Verfasser zum wenigsten einem gewissen Hang zur Sonderbarkeit, deren es zur Empfehlung seiner Arbeiten gar nicht bedarf, nicht genug widerstanden habe. An manchen Stellen ist der Ausdruck so seltsam, daß man ein Mißtrauen in den Geschmack des Verfassers setzen und fürchten könnte, er werde sich auf diesem Wege in einen Stil hineinarbeiten, der seine ästhetische Wirkung eben dadurch vernichtet, daß er sie allzu vollständig erzwingen will. Bei der Besprechung des

---

1) Koberstein nennt diese Recension „im ganzen sehr flach."

2) IV. 317, p. 418. Jean Paul erwähnt diese „vortreffliche" Recension in einem Briefe an Emanuel vom 5. Mai 1795. Koberstein nennt sie „bei weitem gediegener und geistvoller als die der Unsichtbaren Loge."

Fixlein wundert sich die Jenaer Zeitung,[1]) daß die Unsichtbare Loge und der Hesperus bei noch weit größeren Ansprüchen auf Bewunderung dennoch weit weniger bekannt geworden sind. Im Leben des eingeschränkten und zufriedenen Schulmannes liefere der Verfasser das Gegenstück zu seinem Dahore, einen Gerhard Dow neben Raphael. Es wäre aber vielleicht besser gewesen, wenn der Held einen etwas edleren Anstrich erhalten hätte, damit wir geneigt würden, ihm in dankbarer Empfänglichkeit ähnlich zu werden. Am höchsten und zu ihrer eigentlichen Heimat erhebt sich die Einbildungskraft des Dichters im Mustheil. Bei der Schilderung solcher Nachtstücke entfaltet sich sein Talent, das Uebersinnliche in faßliche Bilder zu kleiden und selbst die Unendlichkeit in den Rahmen begeisternder Worte zu fassen. Der Siebenkäs scheint der Literaturzeitung[2]) mehr von Fehlern und, einige Gemälde der Natur, einige Züge von Empfindsamkeit ausgenommen, etwas weniger von den Schönheiten zu besitzen, mit denen der Verfasser seine Werke auszusteuern pflegt. Es wird die Kunst der Anordnung vermißt, die freilich überhaupt wohl nicht die glänzendste Seite von Jean Pauls Romanen ist. Daher gleichen seine Romane einem Museum, in welchem eine Menge von Kunstwerken zusammengestellt sind, die zwar einzeln genommen die Aufmerksamkeit der Betrachtenden auf sich ziehen, aber nicht bestimmt sind, durch ihre Gruppirung die Idee eines schönen Ganzen zu geben. So sehr viele einzelne Schönheiten hinreichen und mehr als hinreichen, Leser für den Dichter zu begeistern, so sind sie doch keineswegs ausreichend, uns vergessen zu machen, daß diesen Werken noch eines, die vollendete Form eines Kunstwerkes, fehlt. Die wuchernde, fruchtbare Fülle des Genies interessirt als reichhaltige Natur, aber um als schöne Natur zu gefallen, muß sie sich Grenzen setzen und in bestimmten, obschon frei gewählten Formen fließen. Alle folgenden Werke des Dichters überging die Literaturzeitung, soviel uns bekannt ist, mit Stillschweigen; Jean Paul findet, wie wir sahen, die Ursache hierfür darin, daß Schlegel „philologischer Redakteur" geworden war.[3])

---

1) 1796. II, 143. p. 310.
2) IV, 361. p. 426.
3) Vgl. noch WW. 19, 38. F. III, 39.

Zweites Kapitel.

Durch die Jenaer Zeitung und durch Nicolai wurde das Publikum auf Jean Paul aufmerksam gemacht und es wurde durch sie für fast alle Zeitschriften das Signal gegeben, den am Horizont aufgetauchten Stern zu begrüßen.

1797 fragt jemand im Leipziger Literarischen Anzeiger an,[1]) wer die Mumien, auf die er durch den Titel des Hesperus aufmerksam gemacht sei, verlegt habe und was ihr Inhalt sei. In der Antwort darauf wird hervorgehoben, daß ein Auszug aus einem Werke dieses geistreichen und in einem zu hohen Grade originellen Schriftstellers unmöglich sei, denn wo alles Geist und Leben sei, vermöge dies niemand in wenige Worte zu fassen. Die Buchhändleranzeige des Campanerthals von demselben Jahre redet davon,[2]) daß Deutschland Jean Paul neben seinem Wieland und Goethe den ehrenvollsten Platz zuerkannt hat und daß er nach dem einstimmigen Urtheile gelehrter Richter einer der ersten Schriftsteller seines Vaterlandes sei.[3])

Im Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmackes erschien 1797 von einem Jünglinge ein Jean Paul als den Tröster der Schmerzbeladenen und Verkannten feierndes Gedicht;[4]) in Eggers deutschem Magazin ließ J. Fr. Schütze einen begeisterten Panegyrikus ertönen.[5]) Darnach verdient Jean Paul den Namen eines Lieblingsschriftstellers der Deutschen. Um seine Mitgenossen zum Studium seiner Werke anzureizen, hat der Anzeigende die Feder ergriffen, zugleich aber, um einem Manne, den er nicht persönlich kennt, dessen Bildniß aber vor ihm hängt, seinen lebhaften Dank öffentlich zu sagen für so manche schöne Stunde, die er ihm verdankt. „Mag die an Schwärmerei grenzende Verehrung eines großen jungen Mannes," schließt er, „mir das Lächeln mancher zuziehen, ich wage es darauf." Die Erlanger Literatur-Zeitung vermißt[6]) auch in den „Brie-

1) No. 83. p. 856.

2) a. a. O. Beilage zu No. 88. p. 908 f.

3) 1798. Beilage zu 114, p. 1157 ist der Hesperus unter Bezugnahme auf das Urtheil der Jenaer Literatur-Zeitung angezeigt.

4) II. Band VII. p. 569.

5) 1798. XV. p. 97.

6) 1799. No. 154.

sen und bevorstehendem Lebenslauf" nichts von dem, was diesem reichhaltigen Genie eigenthümlich ist. Witz, Gelehrsamkeit, Feinheit der Empfindung und scharfe satirische Züge laufen in leichtem Geäder durch diese ganze Dichtung. Der Werth des Dichters werde nun endlich nicht nur von Wieland, Goethe und Herder anerkannt, sondern von der Nation.[1]) Bei Besprechung des Titan bemerkt dieselbe Zeitschrift, daß Jean Pauls Schriften, ein paar ausgenommen, immer gewinnen, wenn man sie einzeln beurtheilt. Es sei eine schreiende Ungerechtigkeit, wenn man einen Schriftsteller, der so gut oder so schlimm seine Eigenheiten hat als Sterne, Swift und Rousseau, diese zu hoch anrechnet und seine Vorzüge zu tief herabsetzt. Die Greifswalder Neueste kritische Nachrichten[2]) sagten nach dem Erscheinen des Jubelsenior, wenn dieser originelle Schriftsteller es über sich gewinnen könnte, alles wegzuschneiden, was ohne Noth und Nutzen dehnt, so würde er einer der größten sein. Aber auch bei allem, was guter Geschmack an ihm auszusetzen habe, könne ihm kein feinfühlendes Herz widerstehen und der Reichthum seiner Phantasie, seines Witzes und seiner Kenntnisse erregten Bewunderung. Die Erfurter Nachrichten von gelehrten Sachen schreiben:[3]) War je ein Genie reich an Witz, an eigenthümlicher Kraft zu schaffen, unter tausend verschiedenen Ansichten neu und originell eine Sache hinzustellen, so ist es Jean Paul, mit dem gewisse Kunstrichter trotzen, daß er sich nicht in ihre vorräthigen ästhetischen Formen zwingen läßt. Es ist gewiß, daß in der unaufhaltsamen Ergießung seiner Laune ihm hier und da etwas Verfehltes oder zu weit Gewagtes entschlüpft, aber große Ströme nur treten leicht über. Ein Genie wie Jean Paul kann sich nie ohne einen beträchtlichen Verlust an seiner Originalität durchaus unter die Regeln des Aristoteles beugen.[4]) Diese Regeln würden sich in die rasselndsten Ketten für ihn verwandeln. In ähnlichem Sinne hatte sich früher schon

1) Jean Paul rühmt in einem Briefe an Thieriot (W. VI, 114 f.) dieser Recension nach, daß sie sich weit über ihres Gleichen erhebt; der Verfasser habe die Materie ganz in der Gewalt und hege gute Absichten. Schon 1797 übrigens las auf der Erlanger Universität ein Magister ein ästhetisches Colleg über Jean Pauls Schriften.

2) 1798. Achtes Stück. LXVI. p. 63.

3) III. Jahrg. 1799. 9. St. p. 65.

4) Jean Paul bemerkt hierzu (O. III, p 41): „Diese kritische Jämmerlichkeit erbittert mich."

Jean Pauls Freund Oertel im Merkur ausgesprochen. Darnach bezeugen alle, zu denen der Dichter faßlich spricht, einstimmig, daß seine Dichtungen ihr Herz zugleich erweichen und stärken, erschüttern und stillen, daß sie ihre Seele über das Leben erheben und mit dem Leben aussöhnen. Könnte nun diesen Dichtungen wirklich der Name eines Kunstwerkes abgesprochen werden, so wäre der Schade nicht für sie, sondern für dieses, und wir müßten dann nur auf eine neue Benennung sinnen, die ihren Werth bezeichnete. Hierauf wendet sich Oertel gegen Fr. Schlegel, welcher sich Jean Paul gegenüber auf die Griechen berufe, und hebt hervor, daß die neuen Ideen, die der immer fortschreitende menschliche Geist unaufhörlich entwickelt, auch eigenthümlich neue Formen erfordern. Ein neuerer Dichter läßt sich, sagt er, in eine griechische Theorie der Kunst nicht einpassen, sondern nur einpressen und nicht der absichtlichen Wahl, sondern dem Mangel eines reichen Stoffes dürfen wir die gerühmte griechische Dichtereinfalt beimessen. Der Titan wird vom Merkur damit eingeführt, daß der Unerschöpfliche sich hier selbst übertreffe. Niemand werde bei genauer Forschung das wahre Lebensprincipium übersehen, welches in einer ewigen Kriegserklärung gegen den alles niedertretenden, sich selbst zum angebeteten Mittelpunkt setzenden Egoismus des Zeitalters und der Titanen-Gewalt unsrer hohen Lichtmenschen besteht.

Es ist naturgemäß, daß der Titan, Jean Pauls Hauptwerk, auch die meisten und eingehendsten Besprechungen gefunden. Wir heben außer den bereits genannten noch einige andere hervor.

Die Hallesche Allgem. Literaturzeitung[1]) nennt das Werk keinen eigentlichen Roman, sondern ein Charaktergemälde in höherem Stil. Der ausgezeichnetste Charakter, den der Verfasser jemals dargestellt hat, ist ihrer Ansicht nach Roquairol, die Darstellung des Wahnsinns Schoppes hat die Vergleichung mit dem König Lears nicht zu scheuen. Ungleich geringer ist das Verdienst des Dichters in der Aufstellung der weiblichen Charaktere, denn sie sind meistens Resultate einer zwar tiefen, aber kränklichen Empfindung oder einer einseitigen Reflexion. Jean Pauls ästhetische Sünden sind aber immer noch bei weitem anziehender als so manche sogenannte ästhetische Schönheit, mit der man

1) 1804. No. 79. p. 625 ff.

uns heimgesucht hat. Die Recension schließt mit dem aufrichtigsten Wunsche, daß Gesundheit und Heiterkeit und ruhige Resignation auf den ewig gesetzlos schwankenden Beifall der Menge den Verfasser in den Stand setzen möge, auch für die Zukunft Geistes-Werke hervorzubringen, die seiner selbst und seines Vaterlandes würdig sind. Die Neue Leipziger Literatur-Zeitung leugnet nicht, daß der reine Kunstgenuß beim Titan unmöglich ist, allein die Kritik ist in dem seltenen Falle, ihren Tadel auf Lob gründen zu können und die Mängel aus dem Ueberflusse herleiten zu müssen. Jean Pauls Werke ganz zu empfinden, das heißt den Plan derselben auf einen Ueberblick zu durchschauen, dazu scheint eine Höhe des Standpunktes und eine Seherkraft zu gehören, auf welche die Menschen, im Durchschnitte wenigstens, gewiß keinen Anspruch machen dürfen. „Doch wo ist," ruft die Literaturzeitung aus, „ein zweiter Dichter, der einen solchen Vorwurf verdiente? Und dem einzigen, der ihn verdient, wird er ihm ein Vorwurf scheinen?" In der Zeitung für die elegante Welt[1]) veröffentlichte Aug. Klingemann einen „Brief an eine Dame bei Uebersendung des Titan," in dem er versichert, daß es bei manchen Schriften ein Fehler sein würde, wenn die Fehler darin fehlten und daß zu diesen Schriften besonders die Richter'schen zu rechnen seien. Hier fließen die Fehler aus der scharf concentrirten Individualität her, und grade deswegen duldet sie Klingemann neben dem Vortrefflichen gern, weil er jede kräftige und durch sich selbst vollendete Individualität liebt. So sehr Jean Paul auch gegen die Schönheit verstößt, so findet sich doch mehr Schönheit und Poesie in seinen Schriften, als in manchen der objektiven und allgemeinen Kunstwerke.

Die beiden letztgenannten Zeitschriften sprechen sich auch über die Vorschule mit der höchsten Anerkennung aus. Setze man Plato, den Dichter und Philosophen, heißt es in der Zeitung für die eleg. Welt,[2]) zum Richter des Werkes, so dürfte er wahrscheinlich bloß über die überströmende Dichterfülle in demselben einiges am Rande bemerken. Ueber das Genie haben bisher viele ohne Genie geschrieben, hier schreibt ein Genie selbst, und wie der Mensch das höchste Studium des Menschen, so beweisen diese Blätter dasselbe vom Genie. Die Leipziger Zeitung

1) 1803. No. 81. p. 639. — 1804. No. 19 erschien Jean Pauls Porträt.
2) 1805. No. 35. p. 273.

kann nicht zugeben, daß in der Vorschule die Wissenschaft nach den höchsten Grundsätzen wirklich gelehrt wird, wohl aber nennt sie das Buch eine kühne Rhapsodie von vortrefflichen und seltsamen, wahren und falschen Gedanken, denen der systematische Umriß mehr schadet als nützt. Jean Pauls regellose Poesie hat einen so hohen Werth, daß jeder, der sie zu schätzen weiß, um des Geistes willen die verfehlte Form übersieht. Daher will die Zeitung auch die Arbeit aus keiner andern Absicht anzeigen, als um auf den seltnen Werth dieses Buches auch den kältern Theil des Publikums aufmerksam zu machen, der zu stilistisch denkt, um in einer solchen Vorschule etwas lernen zu wollen. Seitdem Herder vom Schauplatz abgetreten ist, hat niemand sich ein so großes Verdienst um die Aesthetik erworben als Jean Paul. In ähnlicher Weise wird auch die Levana von der Halleschen Zeitung ohne Bedenken unter die edelsten Erzeugnisse des pädagogischen Strebens in Deutschland gerechnet. Im Morgenblatt äußert sich Horstig bei Besprechung derselben Schrift dahin, daß, wer Jean Paul näher kennt, in keiner seiner Schriften sein kindliches Gemüt liebenswürdiger ausgeprägt findet als in dieser. Um seinen Geist zu fassen, sagt er, braucht man Herz, und um sein Herz zu fassen, braucht man Geist. Es kann sein, daß mancher, der bisher sich mit Jean Paul nicht recht vertragen konnte, durch dieses Buch ihn lieb gewinnen lernt.

Allein es fehlte auch nicht an Urtheilen, welche sich der zuletzt laut gewordenen Opposition der Allgemeinen deutschen Bibliothek theils anschlossen, theils dieselbe vorbereiteten. Am mäßigsten verfährt dabei noch die Hallesche Literaturzeitung bei Besprechung der Vorschule und der Flegeljahre. Die Kritik, sagt sie[1]) in Bezug auf jene, hat die großen Eigenschaften von Jean Pauls Geiste mit einer bei neuen Erscheinungen nicht immer gewöhnlichen Bereitwilligkeit anerkannt, allein sie sah sich in ihren Hoffnungen, die bei den unverkennbaren Spuren von Genie, welche sich schon in den ersten Richter'schen Schriften zeigten, dereinst gereifte Kunstwerke von ihm erwarteten, in der Folge meist getäuscht. Jean Paul verschmähte bisher alle Kunst und ließ nur seine Natur und Gelehrsamkeit frei walten, wie beide es fügten. Die Vorschule übertrifft allerdings die Erwartung von dem, was man sich nach

1) 1808. No. 122. pp. 353 ff.

seinem bisherigen literarischen Charakter von ihm versprach; es zeigt sich ferner auch unleugbar viel philosophischer Scharfsinn. Allein es fehlt auch hier nicht an Stellen, aus denen man sieht, daß Richter die Stärke des eigentlichen philosophischen Kopfes gebricht, eine abstrakte philosophische Theorie in ihrer reinen Gestalt aufzufassen. In Rücksicht des Stiles wird anerkannt, daß im ganzen nicht die bizarre Mischung von Hohem und Niedrigem, Pretiösem, Schwülstigem und Plattem und vorzüglich nicht die groteske ewige Bildersucht herrscht, die man sonst an ihm gewöhnt ist. Den Flegeljahren kommt nach Ansicht der Halleschen Zeitung,[1]) wenn wir uns nicht bloß an die Vergleichung mit dem Mittelgute unserer schönen Literatur halten wollen, wovon hier freilich keine Rede sein kann, eine tiefere Stelle zu als so mancher früheren Schrift. Es wird hier nicht viel mehr geleistet, als was mancher andere gute Kopf, der Phantasie und Witz aufbietet, sonst aber sich gehen läßt, zu leisten im Stande sein würde. Nichtsdestoweniger wünscht die Zeitung auch diesem Werke des genialischen Schriftstellers eine ehrenvolle Aufnahme, denn auch hier leuchtet jene herrliche Sinnesreinheit, jene zarte Frömmigkeit hervor, auch hier spricht jener milde und starke Geist, der die mannigfachen Verhältnisse des Lebens kennt und in sich selbst eine ewige Quelle von Erhebung und Beruhigung findet.

Allgemeiner noch hatte sich Fülleborn im Breslauer Museum deutscher Künstler und Gelehrter ausgesprochen.[2]) Darnach kann man nicht leicht widersprechendere Urtheile hören als die über Jean Paul. Die am überlegtesten urtheilen, rühmen seine tiefe und feine Menschenkenntniß, seinen schlagenden Witz und die große Gabe, über die Empfindungen des Lesers nach Gefallen zu gebieten, aber sie sprechen ihm Geschmack und Nüchternheit ab. Er hat, sagen sie, unerreichbare Schönheiten, aber er hat auch schreiende Fehler und vereinigt alle Gaben des Witzes und der Phantasie mit einer unbezwinglichen Neigung zum Sonderbaren. Er versteht oft sich zu mäßigen, aber noch viel häufiger läßt er sich gehen. Man fühlt bei tausend Stellen, daß sie aus dem Herzen des Verfassers gekommen sind, aber noch mehreren sieht man Gelehrsamkeit und Collectaneen an. Siebolds Neue Würzburger gelehrte Anzeigen finden in

1) No. 268. p. 585.
2) 1800. No. 5.

den Briefen und bevorstehendem Lebenslauf nichts als ein genialisches Ernst- und Lustfeuerwerk.[1]) Bei den Fatas und Werken ꝛc. können sie nicht ableugnen,[2]) daß die Dinge sich um Jean Paul meistens sehr sonderbar paaren, obgleich nicht um das Mindeste sonderbarer als um andere Menschen und daß er alles recht genialisch vorbringt, jedoch auch recht sehr platt. Auf die neue Auflage des Campanerthals machen sie aufmerksam,[3]) nicht zwar, als ob das Buch auf den Titel einer verbesserten Auflage mit Recht Anspruch machen könnte, sondern weil es doch wenigstens keine verschlimmerte ist. Druck und Papier sind wenigstens nicht grade schlecht und da der Preis billig ist, so mag allerdings damit manchem Leser Jean Pauls ein Gefallen geschehen sein.[4]) Der Leipziger Allgemeine literarische Anzeiger beginnt seine Besprechung des zweiten Theiles des Titan mit der Anfrage,[5]) wie es kommt, daß zu demselben in Vergleichung mit dem ersten so schlechtes Papier genommen sei, und beantwortet sie damit, daß sich entweder der Preis des Papieres vermehrt oder der Debit des Werkes beträchtlich vermindert habe. Wäre das letztere, so bewiese es die alte Wahrheit, daß alle Manieren vorübergehend sind und nur Natur und Simplicität sich immer in gleicher Achtung erhalten. Jean Paul fahre sehr vornehm daher und möchte, wenn er Witz und Geist genug dazu hätte, alle Männer, welche nicht in seiner buntscheckigen Hanswurstmanier arbeiten, als elende Currentschreiber[6]) verachten. Dies sei so, als wenn ein wallachischer Veitstänzer mit seinen Kreuz- und Bock-Sprüngen und ekelhaften Verrenkungen eine Vestris einen Currenttänzer nennen wolle. Wie weit, heißt es zuletzt, kann es mit einem Manne kommen, dem vielleicht in seinem Theezirkel ein wenig zu viel geschmeichelt worden ist! Die (katholische) Oberdeutsche Allgemeine

1) 1800. No. 4. p. 48. Jean Paul nennt diese und ähnliche Wendungen der Recension eine dürftige, zertriebene Allegorie; im übrigen findet er die ganze Sinnesart liberaler, als er bei einem Würzburger Recensenten zu finden hoffte.

2) No. 48. p. 464.

3) 1802. No. 23. p. 191.

4) Die Recension des Campanerthals enthält nichts als die eben angeführten Worte.

5) 1801. No. 106. p. 1016.

6) Dies bezieht sich auf die Polemik Jean Pauls gegen die A. D. B. im Anhange zum Titan WW. 17, 84.

Literaturzeitung vermißt[1]) im Titan vor allem einen Plan. Sie findet außerordentlich viel alltäglich langweilige Dicta und man kann ihrer Ansicht nach zehn bis zwanzig Seiten fortlesen, bis man einmal auf einen bedeutenden Satz kommt. Vor allem aber verabscheut der Recensent, ohne die Mönche als solche wohl zu leiden, doch den Ton, in welchem Jean Paul über sie spricht, als niederträchtig.[2])

Wie der Leipziger Anzeiger, so findet auch die Bibliothek der redenden und bildenden Künste,[3]) daß der „gute" Jean Paul durch die Damen, die sich in seinen Clotilden und Lianen nothwendig gefallen mußten, etwas verwöhnt worden sei und sich nicht darein zu finden wisse, daß die Männer weniger artig gegen ihn sind als die Weiber. Er sei immer derselbe. Was aus einer edlen Denkungsart, einer zarten Empfindung, einer schöpferischen Einbildungskraft, einer reichen Fülle von Witz und einer in Bildern und Vergleichungen beinah schwelgenden Sprache Gutes und Schönes hervorzugehen vermöge, das alles finde sich in seinen Schriften. Dagegen was eine in unnatürlichen Erfindungen, seltsamen Situationen und Luftsprüngen aller Art sich gefallende Phantasie, ein absichtliches Haschen nach auffallenden Contrasten und Gleichnissen, eine unzeitige, ins Pedantische ausartende Gelehrsamkeit, ein unablässiges Ueberschwanken vom Kräftigen zum Plumpen, vom Edlen zum Gemeinen und vom Großen zum Kleinen, kurz, was eine in hohem Grade manierirte Schreibart zur Störung des ungetrübten Genusses beitragen könne, das sei ebenfalls in all seinen Werken in reichem Uebermaße anzutreffen.[4]) In ähnlicher Weise wird des Dichters Schreibart im „Thurm zu Babel" verspottet, einer satirischen Schrift, die sich „Lustspiel, das Goethe krönen wird," nennt. Jean Paul erscheint in einer Jacke, die aus illuminirten Bücherkupfern zusammengeschneidert ist, auf der Bühne, oder vielmehr, er „plumpt darauf, daß alles kracht und zittert." Er will die Anwesenden „originalisiren" und räth deshalb, sie sollen sich in der Stube auf den Kopf stellen, dann werde diese mit Manuscripten, Pfeifen und Drecke in einem Kreise um sie herumtanzen und die Decke werde ihnen zum Boden werden. So wird sie die Glorie der Neuheit um-

1) 1801. St. CX.
2) Ein satirischer Angriff Jean Pauls auf die O.L.Z. findet sich WW. 26, 147.
3) 1806. I. Band. 1. Stück.
4) p. 180 wird die Vorschule in dem oben angegebenen Sinne besprochen.

glänzen und sie werden wie eine Laus am Silberhaare der Luna kleben. Dann wird nicht mehr von der Morgenröthe und vom Sonnenaufgang gesprochen werden, sondern es wird heißen: der Himmel hat Schminke aufgelegt und man wird munter, wenn der große Erdklecks an den Busen der Sonne hinunterstürzt. Damit kommt man freilich nicht weiter, allein es wird doch Sensation gemacht und der Bücherthron Deutschlands erklommen. Zuletzt fragt Goethe, was die Bilderbogen bedeuten, mit denen Jean Paul behangen und überzogen ist. Jean Paul antwortet:

Das sind von allen Wissenschaften . . . . . Leintüren.
Die Welt ist jetzt gelehrt, will in Romanen repetiren.

Von besonderem Interesse ist das Verhältniß Jean Pauls zu Kotzebue und Merkel und den von diesen herausgegebenen Zeitschriften. Ersterer besuchte 1798 den Dichter und lud ihn „zu seiner Frau und Essen" ein; auch ein Jahr später noch berichtet Jean Paul, daß Kotzebue zu ihm komme und ihm seine Stücke zur Kritik gebe. Er nennt ihn jedoch „schwach, nichts Besseres oder Schlimmeres." „Wider meine Erwartung," schreibt er an Otto, „ist seine Rede schlaff, geistlos, ohne Umfassen wie sein Auge; auf der andern Seite scheint er weniger boshaft zu sein als fürchterlich schwach. Das Gewissen findet in seinem Brei-Herzen keinen massiven Punkt, um einzuhaken." Oertel gegenüber nennt er ihn einen welken, porösen Zunderschwamm, ohne Witz und Feuer und Umfassung. Es verlohnt seiner Meinung nach gar nicht, daß man mit oder von ihm spricht, nicht ein einziges eigenes Urtheil sei in seiner Seele, ja er sei ein verächtliches Subjekt.[1])

In Kotzebues „Freimüthigem" erschienen Besprechungen des vierten Bandes vom Titan,[2]) der Flegeljahre[3]) und der Vorschule.[4]) In der erstgenannten heißt es, Jean Paul sei mit der Kritik fertig und sie mit ihm. Um im ganzen urtheilen zu können, fehlt dem

1) Vgl. noch O. II, 225. Gervinus führt V, 613 einen Ausspruch Jean Pauls an, wonach Molière nur durch den Schimmer des Fremden in unserer Meinung über Kotzebue hinausgerückt werde.

2) 1803. No. 134. p. 535.

3) 1804. No. 107. p. 425.

4) 1804. No. 246 ff. Eine absprechende Bemerkung Jean Pauls über den Freimüthigen findet sich F. I, 398; an einer andern Stelle nennt er ihn einen zu verächtlichen, alles Große hassenden Knecht der Kleinigkeit.

Recensenten eine Kleinigkeit: den Band ganz gelesen zu haben. Er habe nämlich für die Lianennaturen mitunter recht aufrichtige Liebe, aber er könne ihnen nun einmal schlechterdings nicht so lange zusehen, als der Dichter sie zur Schau stellen mag. Die genealogisch fürstlichen Verhältnisse und die sonstigen Entwickelungen von Fäden, die in den früheren Bänden angeknüpft waren, mußte er, da er letztere seit lange nicht wieder gelesen, auf Treu und Glauben hinnehmen, ohne sonderlich viel davon zu verstehen. Aber es tröstete ihn die Ungewißheit, ob er es viel besser verstehen würde, wenn er die früheren Bände bis zum Auswendiglernen genau gelesen hätte.

Der Recensent der Flegeljahre findet in den Schriften des genialen und originellen Schriftstellers ein Chaos von reifen und unreifen Kenntnissen, von erhabenen, tiefgedachten und seichten, falschen Gedanken, überhaupt von Trefflichkeiten und Bizarrerien jeder Gattung. Jean Paul hat Aehnlichkeit mit seinen Namensvettern, den Aposteln, von Johannes hat er das Sanfte, Zarte, Schwärmerische, Bilderreiche und Mystisch-Barocke, von Paulus das Kühne, Kräftige und Schneidende.[1]) Seine Charaktere kehren immer wieder, aber er bringt sie in neue Verhältnisse. Wie Michelangelo ist er in seinen Cartons oft größer als in seinen mit Fleiß ausgeführten Gemälden. In der Kunst, durch Gruppirung der einzelnen Gestalten einen bestimmten Effekt hervorzubringen, darf sich Jean Paul dreist mit jedem Meister der Vor- und Mitwelt messen. Er versteht es ganz, das Herz zu ergreifen und den Leser vom Lachen zum Weinen die ganze Folge der Gefühle durchempfinden zu lassen. So sind auch die Flegeljahre reich an Situationen von hinreißender Schönheit. Der Beurtheiler der Vorschule kann mit den Gründen, wodurch Jean Paul seinen mit Witz und Bildern überladenen Stil zu rechtfertigen sucht, nicht zufrieden sein. Salz ist eine liebliche Würze der Speisen; wirft man es aber scheffelweise in die Brühe, so wird eine ungenießbare Heringslake daraus. Jean Paul fördert demnach Produkte zu Tage, die ein reiner Sinn nicht billigen kann, so genial und geistreich sie auch im übrigen sind. Die Vorschule ist kein philosophisches System, dennoch ist

1) Diese außerordentlich treffende Bemerkung ist auch vom Dichter selbst schon gemacht worden; in den Fragmenten aus dem Vita-Buch sagt er nämlich, offenbar mit Beziehung auf sich: Johannes wird mit einem Becher dargestellt, Paulus mit einem Schwert.

sie nicht unwichtig im ästhetischen Fache, insbesondere ist das über das Lächerliche, den Humor, die Ironie und den Witz Bemerkte zum Theil neu und oft sehr scharfsinnig.

Merkel spricht sich in den Briefen an ein Frauenzimmer[1]) insbesondere über den Titan aus. Auch er schätzt Richters Talente, sein lebhaftes, inniges Gefühl, seinen glänzenden Witz, seine flammende Phantasie, ja er liebt den edlen Menschen in ihm, aber berauschen läßt er sich nun einmal nicht. Der Titan scheint ihm eines der schönsten und widersinnigsten, der anziehendsten und langweiligsten Bücher. Denn auch hier zeigt Richter ein glänzendes Genie, aber den verderbtesten Geschmack, den man je einem Schriftsteller verziehen hat, Kraft eine poetische Welt zu schaffen, aber nicht Einsicht genug sie zu ordnen, kränklich lebhaftes, verworrenes Kunstgefühl und zu wenig, allzu wenig Künstlersinn. Fast alle guten Menschen sind krank und die gesunden sind Taugenichtse. Seine edlen Weiber sind nervenschwache Empfindlerinnen; die Frauenzimmer sollten ihm daher den Prozeß darüber machen, daß er sie nur in Kranke und Dumme zu theilen weiß. Seine schwächste Seite ist sein Stil. Daß er eine üppige Phantasie hat, beweist jedes Blatt durch ein kräftiges Bild, ebenso zeigt er eine ungeheure Belesenheit; aber grade diese Vorzüge sind es, die seinen Stil verderben. Sie verleiten ihn mit jeder Idee zu kokettiren, und weil er immer witzig, poetisch, belesen schreiben will, geht es ihm endlich wie den starken Brantweintrinkern, denen am Ende kaum Scheidewasser pikant genug scheint. Er verfällt in einen bildernden Bombast, dergleichen selbst Lohenstein nicht aufzuweisen hat. Jean Paul ist ein Genius, der auf Wolken hinschwebt und lächelnd sein Füllhorn umstürzt, Ananas und Bohnen, Pisangäpfel und taube Nüsse fallen herab, aber er selbst sieht nicht hin, was ihm entfällt. Durch diese Verbindung des Vortrefflichen und Fehlerhaften sind seine Werke eine gefährliche Lektüre für jeden, dessen Charakter und Geschmack nicht fest begründet ist. Den zweiten Band findet Merkel viel besser als den ersten. Sollte Richter jemals dahin kommen, sind die Schlußworte dieses Briefes, seine possirliche Manier ganz abzulegen, er würde ein sehr vorzüglicher, ein großer Schriftsteller werden.

---

1) Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur. 1800—1801. Band I—III.

Bei weitem flacher sind Merkels Urtheile über die Charlotte Corday und über das heimliche Klagelied. Erstere ist ihm eine der tragidrolligsten Phantasien; zusammengeflickt aus den gewöhnlichen Bestandtheilen seiner Schriften — einzelnen dichterischen Gedanken von hoher Schönheit, trefflichen Reflexionen, witzelnden Gleichnissen, unverständlichem Bombast und gezierten Plattitüden — ist sie eine vollständige Musterkarte aller Fehler, die ein angehender historischer Jüngling begehen konnte. Neben einem philosophischen Schriftsteller wie Gentz und einem wahren Dichter wie Voß [1]) muß ein bloßer Humorist immer ein klägliche Rolle spielen. Neben dem hellen Verstande und dem gebildeten Genie macht die Gaukelei der zügellosen Phantasie eine zu scheckige Figur. Im „Klageliede" findet Merkel die Moral: Hütet euch vor Schäferstunden, denn es könnte leicht geschehen, daß eure außerehelichen Kinder schlecht erzogen würden oder gar, daß sie, ohne sich zu kennen, einander heirathen wollten. „Welcher Wildfang," sagt Merkel, „(denn für Wildfänge ist eine solche Lehre doch eigentlich berechnet) würde, wenn man ihm das sagte, dem Sittenlehrer nicht ins Gesicht lachen! Die Idee des Ganzen ist also schief und die Moral stumpf." Zuletzt wird Jean Paul mit Wall und Laun verglichen; sollte Merkel diesen Schriftstellern ein Prognostikon stellen, so würde er ihnen weissagen, daß sie trotz ihrer ausgezeichneten Talente das Publikum bald ihrer überdrüssig machen würden. Einförmige Manier sei die Klippe, an der schon viele der vortrefflichsten Köpfe scheiterten.

Von Jean Paul findet sich nirgends ein anerkennendes Wort über Merkel. Schon 1798 im August traf er mit ihm bei Herder zusammen; „Abends Essen, Lachen und Merkel bei Herder", drückt er sich aus. Auch einige Tage später wird eine Begegnung erwähnt, hier wie dort jedoch ohne jeglichen Zusatz. Erst als Merkel seinen Brief über den Titan veröffentlicht hatte, wurde Jean Pauls Unwillen rege. Herder schreibt er, daß Merkel noch auf seinem Richterstuhle, dem die Lehne fehlt, sitze, seine Zunge für das Zünglein in der Themiswage halte und mit dem stillen Beifall zufrieden sei, den ihm Herr Merkel zolle. Da so viele auf ihn zürnen, besonders wegen seiner Bulle gegen den Titan, so fange er allmählich auch an, sich zu ereifern und gedenke ihn höchlich anzufein-

1) Die Corday erschien zuerst in dem von den Genannten im Verein mit Jean Paul herausgegebenen Jahrbuche.

den. Noch schärfer sind Aeußerungen in einem Briefe an Otto. Er nennt ihn da leer, unpoetisch, einen der Parteisucht mit Parteisucht bekriegt; er ist ihm zerlumpt und das Sprech- und Hörrohr der erbärmlichsten Allerweltseele, er soll in die Papiermühle des komischen Anhangs (vom Titan) unter den Holländer kommen, denn von jeher sind Jean Pauls Fühlfäden von diesem Plattfisch zurückgeflogen. Ebenso schreibt er an Thieriot, er wolle dem Alltäglichen einige seiner hohlen Zähne ausschlagen, an Böttiger aber, Merkel laufe mit seiner kritischen Sohlwage noch alle Wochen durch die Gassen, und Bosheit supplire ihm Gründe, man müsse doch einmal dieses leere Männlein auf einige Minuten in die Fischwage werfen. Im Anhange zum Titan finden sich jedoch nur kurze, allgemeine Bemerkungen. Merkels „Geschäftsbriefe über die schöne Literatur" beweisen, sagt Jean Paul, wie wenig eine gänzliche Beraubung alles genialischen Sinnes sogar einen merklichen Grad von Witz und Geschmack und Mut ausschließe. Jean Paul will mit niemandem streiten, der sie für eigenhändige Wund- und Krankenzettel einer seelenlosen Seele ausgeben will; ihm und vielen andern ist der Mann ein muntrer Sackgassen-Kehrer in der Stadt Gottes, der manchen Unrath wegfegt und sammelt, so daß er allein in der Gasse übrig bleibt. Auch in der Vorschule und den Flegeljahren kommt Jean Paul noch einmal auf Merkel zurück. Er und „die seines Gelichters" sind ihm ein wahres Reizmittel und Senfpflaster; in seinen kritischen Blättern wimmele es von Ungerechtigkeiten und Bosheiten. „Grade an großen Autoren, die es am ersten vertragen, zeigt er sich am meisten durch kleine Ergießungen von Galle und Hirnwasser, so wie man nirgends so oft, als an erhabene und öffentliche Gebäude pisset." [1])

Unter den Literaturgeschichten und ähnlichen Werken überwiegt bei Pölitz und Eichhorn die Mißbilligung, bei Wachler, Fickenscher und Jördens die Anerkennung.

Pölitz findet [2]) in dem Dichter ein hohes, poetisches Leben, einen Reichthum von neuen Bildern, eine Fülle und Kraft, die nicht selten zu luxuriös werden, ein warmes Ergreifen des Schönen, ein glühendes

1) Vgl. W. II, 79.

2) Praktisches Handbuch zur Lektüre der deutschen Klassiker. Leipzig 1804. Thl. 3. p. 296.

Colorit und ein üppiges Kokettiren mit allen Nüancen des Witzes. Aber die Unparteilichkeit verlangt das Geständniß, daß er nicht selten überladet, daß seine Bilder zuweilen dunkel sind, daß seine Schriften überhaupt mehr durch Einzelheiten, denn als ein Ganzes wirken. Nicht selten wird sein Witz einseitig; er ist nur mit Vorsicht zu lesen, damit nicht die Fehler copirt werden, die man seinen kräftigen Darstellungen verzeiht, weil sie ganz aus seiner Individualität fließen, die aber in der Nachahmung widerlich werden müßten. Aehnlich nennt Eichhorn[1] den Dichter einen Schriftsteller von edler Denkungsart, zarter Empfindung, schöpferischer Einbildungskraft, unerschöpflichem Witz, der allen Parteien der Lesewelt Genüge thun könnte, wenn er nicht eine seltsame Originalität, weit gesuchte Sonderbarkeiten und raffinirte Spielereien, geistige Luftsprünge aller Art, auffallende Contraste und Gleichnisse, ein Haschen nach pedantischer Gelehrsamkeit und eine manierirte und affectirte Schreibart liebte. Jetzt gefällt er nur excentrischen Köpfen durch seine Sonderbarkeiten und den Weibern durch seine treffenden Schilderungen der Natur, des weiblichen Herzens und lächerlicher Charaktere, aber beleidigt den Mann von Geschmack durch seine Geniesucht und sein beständiges Schwanken zwischen Kräftigem und Plumpem, Edlem und Gemeinem.[2]

Wie schon gesagt, überwiegt bei Wachler, Fickenscher und Jördens die Anerkennung. Ersterer bemerkt,[3] an Hippel anknüpfend, daß dieser in Tiefe und Wahrheit des Gefühls, in herrlicher Verschmelzung des Irdischen mit dem Uebersinnlichen und in Fülle und Glanz des Witzes von dem höheren Dichter-Geiste Jean Pauls weit übertroffen worden ist. Letzterer fällt, sagt Wachler, zwar oft mit seiner Gelehrsamkeit beschwerlich und weiß nicht Haus zu halten mit dem Reichthum seines Wissens und dem üppigen Spiele des Witzes und der Bilder, allein überall herrscht das Streben nach dem Höhern und dem Edel-Menschlichen vor. Bei alles durchdringendem tiefen religiösen Zartgefühl begegnen wir oft freien, hellen Ansichten und kühnen Winken über Dasein und Bestimmung des Menschen. Er dringt mit scharfem Blick ins Innere

1) Geschichte der Literatur. IV. Band. 1. Abth. Göttingen 1807.

2) Im Folgenden nennt Eichhorn den „genialischen" Benzel-Sternau einen Geistesbruder Jean Pauls.

3) Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Frankfurt a. M. 1818 f. (2. Aufl. 1834.)

des Menschen ein, Wahrheit und Strenge wechselt mit heiter mildem Spott, er züchtigt mit Schonung, zurechtweisend, erweckend und versöhnend; in feineren Beziehungen auf Zeichen der Zeit bewährt sich seine Meisterschaft besonders in Werken des reiferen Alters. Fickenscher nennt Jean Paul[1]) einen unserer ersten und originellsten Schriftsteller, dem nach dem einstimmigen Urtheile gelehrter Richter der ehrenvollste Platz nach Wieland und Goethe zuerkannt ist. Er vereinigt in sich eine Fülle romantischer Dichtung, trefflicher Phantasie, tiefer Empfindung, schöner Darstellungsgabe und Vernunft, und alle diese Göttergaben sind in ihm so verwebt und verschlungen, daß man nicht weiß, ob man seinen philosophischen, humoristischen oder empfindsamen Sinn am meisten bewundern soll. Nach Jördens endlich ist Jean Paul[2]) ein Mann, in welchem sich tiefes und feines Gefühl mit einer ganz ausnehmenden Fülle der Phantasie, einem unerschöpflichen Witz, einer großen Kenntniß des menschlichen Herzens und einer sehr ausgebreiteten Bekanntschaft in dem Reiche der Wissenschaften vereinigt finden. Wäre es der Fall, daß diese fruchtbare Phantasie und dieser reiche Witz keine Auswüchse hervortrieben, wüßte Jean Paul nach dem Ausdruck der Xenien seinen Reichthum zu Rathe zu halten, so würde das deutsche Publikum, welches ihn schon so lange unter die vorzüglichsten seiner humoristischen Schriftsteller zählt, ihm einen ganz unvermischten Beifall und ungetheilte Bewunderung widmen.[3])

---

1) Gelehrtes Fürstenthum Bayreuth. Band VII. Nürnberg 1804. pp. 207 ff.

2) Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. IV. Band. Leipzig 1809.

3) W. IV, 195 f. findet sich ein Brief Jean Pauls an Jördens vom Jahre 1788.

Schlußbetrachtung.

Auf das von Jördens herbeigezogene Schiller'sche Xenion, wonach das deutsche Publikum Jean Paul seine ungetheilte Bewunderung widmen würde, wenn er nur seinen Reichthum zusammenhalten wollte, lassen sich fast alle die tadelnden Urtheile, welche uns aus dem Munde der Zeitgenossen Jean Pauls entgegentönen, zurückführen. Die Natur hat, sagt Jacobi, alle Gaben an ihn verschwendet, er ist aber ein schlechter Wirthschafter. Anhäufung und Ueberhäufung des Schönen, Rührenden und Erhabenen findet sich nach Baggesen bis zum Ersticken in seinen Werken. Er blendet uns im Himmelsglanz, zerschmilzt uns in Thränen, ersäuft uns in Wonnemeeren, erstickt und begräbt uns in Blumen. Baggesen hat nichts dagegen, daß der Dichter uns fördert, entzückt und erschlafft, aber er hat viel dagegen, daß er es so Schlag auf Schlag thut, so daß man nicht den nöthigen Athem dazwischen holen kann, um es zu ertragen. Ueber die vielen wilden Auswüchse, die man übersehen müsse, über die Sucht, immer etwas Ausgezeichnetes, Unerwartetes an den Tag zu bringen, hatte schon die Neue allgem. deutsche Bibliothek bei Besprechung der Unsichtbaren Loge geklagt. Aehnlich wie Baggesen vergleicht sie das Leben mit Jean Paul, dem Schriftsteller, dem Leben im Fruchthause. Die würzigen Düfte kitzeln die Geruchsnerven, allein nicht lange, so fühlt man sich nicht erfrischt und belebt, sondern überfüllt und betäubt und sehnt sich hinaus in den freien Fruchtgarten, wo des Duftes weniger, aber des wahren Genusses desto mehr ist. Die Jenaer Literaturzeitung wird an ein Waldstück erinnert, in welchem nur das üppige Buschwerk, das die schönsten Baumgruppen und Aussichten versteckt, vorsichtig ausgehauen zu werden braucht, um sich in einen romantischen Garten zu verwandeln. An andern Stellen heißt es: Die Mängel müssen aus dem

Ueberfluß hergeleitet werden, die überströmende Dichterfülle ist der einzige Fehler, nur große Ströme treten leicht über; insbesondere werden Jean Pauls überhäufte Bilder, das Uebermaß von Metaphern, sein wie Reichstruppen zusammengetrommelter Bilderwitz getadelt. Jean Paul müsse wieder von vorn anfangen, wenn er groß werden wolle, verlangt Lichtenberg, denn er würze alles mit Cayenne-Pfeffer und es werde ihm begegnen, daß er, um sich kalten Braten schmackhaft zu machen, geschmolzenes Blei oder glühende Kohlen dazu essen müsse. Salz ist eine liebliche Würze, heißt es anderwärts, wirft man es aber scheffelweis in die Brühe, so wird eine ungenießbare Heringslake daraus; es geht dem Dichter schließlich wie dem Brantweintrinker, dem zuletzt Scheidewasser nicht pikant genug ist.

Mit dieser Ueberfülle des Reichthums, mit dieser Sucht nach allzu Pikantem ist untrennbar eine nicht zu rechtfertigende Willkür verbunden. Mit Schlegel, der die Vergötterung dieser Willkür tadelt und Jean Pauls Humor capriciös nennt, treffen Steffens, Wieland, Goethe, Hegel und verschiedene Zeitschriften hierin zusammen. Ersterer klagt über das willkürliche Zusammenwürfeln von momentanen Ansichten und barocken Witzen, Wieland über den unbegreiflichen Leichtsinn, womit der Dichter von den sublimsten Gedanken und rührendsten Gefühlen in die Hanswurst- und Sepperles-Launen übergeht. Goethe bekommt Gehirnkrämpfe von dem Werfen aus einer Wissenschaft in die andere; wenn er über das Irdische in den Himmel gehoben ist, kommt auf einmal wieder ein Spaß. Hegel meint, daß man nichts werden, alles nur verpuffen sieht, auch ihn stört das barocke Zusammenbringen des objektiv Entferntesten und das kunterbunte Durcheinanderwürfeln von Gegenständen, deren Beziehung etwas durchaus Subjektives ist. Auch nach den Zeitschriften endlich läßt die Neigung des Dichters zum Sonderbaren, seine wetterwendische Laune ihn nach unnatürlichen Erfindungen, seltsamen Situationen, raffinirten Spielereien, auffallenden Contrasten haschen und erzeugt eine bizarre, bunte Mischung von Hohem und Niedrigem. Kräftiges und Plumpes, Edles und Gemeines, tief Gedachtes und Seichtes, Schönes und Widersinniges, Anziehendes und Langweiliges, Schwärmerei und kalte Vernunft, bildernder, schwülstiger Bombast und gezierte Plattitüden sowie wässerige Geschwätzigkeit, dies sind die in Jean Paul vereinigten Gegensätze, und zu einem solchen Ragout einzuladen hat

er, wie sich die Bibliothek ausdrückt, die Selbstgefälligkeit und Geschmacklosigkeit.

Die letzte Quelle all dieser Ausschreitungen ist ein zu scharf hervortretender Subjektivismus und einseitiger Idealismus. Wir vergessen nach Lichtenberg die Personen und die ganze Geschichte eines Werkes von Jean Paul über dem Verfasser. Das Humoristische hat, sagt Goethe, keinen Halt und kein Gesetz in sich selbst, sondern läßt das Talent nach individueller Bequemlichkeit walten; jenem Chinesen in Rom gleich zieht der Humorist sein luftiges Gespinst dem ewigen Teppich der soliden Natur vor und giebt sich, wie Tieck und Baggesen hervorheben, viel zu wenig den Einflüssen des klassischen Alterthums hin. Goethe bedauert Jean Paul demnach, daß er zu isolirt gelebt hat und deswegen bei manchen guten Partien seiner Individualität nicht zur Reinigung seines Geschmackes kommen konnte. Es scheint ihm leider, daß Jean Paul selbst die beste Gesellschaft sei, mit der er umgeht; eine frühere Ausbildung wäre ihm zu gönnen gewesen. Später nennt er ihn gar einen Philister, wie ja auch Frau von Staël sagt, daß er ein deutscher Kleinstädter sei und bleibe, und wie Schlegel von seiner Unbekanntschaft mit der Welt und seiner Einschränkung auf den Horizont eines kleinen Städtchens redet. Im Anschlusse an Goethe klagt auch Schiller über Mangel an ästhetischer Nahrung und Einwirkung auf der einen, über allzu viel Subjektivität und einen zu idealistischen Hang auf der andern Seite. Ernst und Innigkeit ist allerdings damit verbunden, aber keine Freiheit, Ruhe und Klarheit; Charakterlosigkeit, Flachheit und Seichtigkeit wird allerdings dadurch vermieden, allein das Charakteristische wird nicht selten zur Caricatur und artet in Einseitigkeit und Härte aus. Noch schärfer äußert sich Hegel. Seiner Ansicht nach stellt sich der Humor nicht die Aufgabe, einen Inhalt seiner wesentlichen Natur gemäß sich objektiv entfalten und ausgestalten zu lassen und ihn in dieser Entwicklung aus sich selbst künstlerisch zu gliedern und abzurunden, sondern es ist im Humor die Person des Künstlers, die sich selbst ihren partikulären wie tieferen Seiten nach producirt, so daß es sich dabei wesentlich um den geistigen Werth dieser Persönlichkeit handelt.

Daß nach alle dem von Formvollendung nicht die Rede sein kann, wird uns nicht überraschen. Die höchste und einzige Operation der Natur und Kunst ist ja, wie Goethe hervorhebt, die Gestaltung und

in der Gestaltung die Spezifikation. Irgend etwas muß natürlich, wenn das Talent nach individueller Bequemlichkeit waltet, entstehen, ist ja doch aus dem verschütteten Samen Vulkans ein wundersamer Schlangenbube entsprungen; nur erwarte man nicht ein künstlerisch nach allen Seiten hin vollendetes Produkt. Die Kraft, eine poetische Welt zu schaffen, findet auch Merkel in Jean Paul, aber er vermißt die Einsicht sie zu ordnen und gewahrt ein kränklich lebhaftes Kunstgefühl, aber zu wenig, allzuwenig Künstlersinn. Die wuchernde, fruchtbare Fülle des Genies interessirt uns nach der Jenaer Zeitung als reichhaltige Natur, aber um als schöne Natur zu gefallen, muß sie sich Grenzen setzen und in bestimmten, obschon frei gewählten Formen fließen, nicht aber, wie es anderwärts heißt, sich Ausbeugungen und Abweichungen von der Linie der Schönheit und Vollendung erlauben. Demgemäß wünscht auch die Bibliothek, Jean Paul möge ein Werk liefern, das nicht bloß durch die Vollkommenheit einzelner Theile gefalle und rühre, sondern als ein schön zusammenstimmendes und vollendetes Ganzes belohne und als solches zu einer wiederholten Anschauung einlade. Eine für den Dichter hochbegeisterte Zeitschrift giebt in gleicher Weise zu, daß seine Schriften immer gewinnen, wenn man sie einzeln beurtheilt, mehr, als wenn man sie nach der Idee eines Ganzen ästhetisch-kritisch zu wägen suche. Herders Gattin glaubt in Jean Paul den Geist des Baumeisters vom Straßburger Münster wiedergekommen. Das ganze Gebäude ist mit lauter einzelnen kleinen heiligen Bildern erfüllt, das Gemüt und der Geist verweilen dabei gerührt und gestärkt; allein wir möchten das Ganze erfassen und sind unwillig, daß wir unter den tausend Empfindungen nicht weiter kommen. Seine Romane gleichen, wie die Jenaer Literaturzeitung bemerkt, einem Museum, in welchem eine Menge von Kunstwerken zusammengestellt sind, die zwar einzeln genommen die Aufmerksamkeit der Betrachtenden auf sich ziehen, aber nicht bestimmt sind, durch ihre Gruppirung die Idee eines schönen Ganzen zu geben. Es könnte sogar, prophezeit die Bibliothek, leicht geschehen, daß Jean Pauls Schriften bald nach und nach untergingen. Der feine Sinn und die Herzlichkeit, welche in vielen einzelnen Stellen so sehr gefallen, werden dann, in einen Esprit de Jean Paul ausgezogen, allenfalls citirt werden wie die Sprüche der todten Weisen, und das caput mortuum, dessen viel zurückbleibt, wird weggeworfen und vergessen werden. Alles in allem: Der

strenge Künstler muß, sagt A. W. Schlegel, Jean Paul als das blutrothe Himmelszeichen der vollendeten Unpoesie der Nation und des Zeitalters hassen. Er ist, wie Garve klagt, ohne Geschmack oder von falschen Grundsätzen verführt, auch Goethe vermißt Reinigung des Geschmackes. Für Originalität ist, einem andern zufolge, Manier untergeschoben, alle Manier aber ist vorübergehend und nur Natur und Simplicität erhalten sich immer in gleicher Achtung. Selbst Herder bedauert, daß seine Manier nicht simpel genug und deshalb leicht davon abhalte, das Gold aus dem Schachte zu holen; Jean Paul versündige sich dadurch an sich selbst und am Publikum unverantwortlich. Eine sehr häufig wiederkehrende Bemerkung ist es zuletzt noch, daß der Grund der Jean Paul'schen Gemälde zu dunkel ist, daß überall Leiden und Anlaß zu Thränen, verwundete und verwundbare Herzen sich finden. Fast alle guten Menschen sind krank und die gesunden sind Taugenichtse, seine edlen Frauen insbesondere sind nervenschwache Empfindlerinnen. Die Frauen sollten ihm daher den Prozeß darüber machen, daß er sie nur in Kranke und Dumme zu theilen weiß. Das Kranksein, sagt Solger, ist das größte Verdienst Jean Paul'scher Helden, sie sind ordentlich stolz darauf und überlassen die Gesundheit den Alltagsmenschen.

Die schärfsten unter all diesen tadelnden Urtheilen finden sich, wie wir gesehen haben, in den Zeitschriften und bei den Kritikern ex professo. Unzweifelhaft ist die Hauptursache dafür, daß diese sowohl wie jene sich zu so starken Ausdrücken verstiegen, die Bitterkeit, mit welcher der Dichter selbst, auch ohne wirklich angegriffen zu sein, bei jeder Gelegenheit, ja sogar da, wo eine solche fehlt, seine Recensenten verfolgt.[1] Wir dürfen nur an seine Urtheile über die Neue allgem. deutsche Bibliothek denken, die dem jungen, bis dahin noch völlig unbekannten Autor doch gewiß mit vieler Bereitwilligkeit die Pfade zu ebnen suchte; ja selbst Kotzebue und Merkel gegenüber bewahrt Jean Paul durchaus nicht die vornehme Würde, die doch grade ihnen gegenüber so leicht gewesen wäre. Die meisten seiner Kritiker stumpfen aber selbst ihre Pfeile wieder ab und halten die herrlichsten Kränze bereit, um sein Haupt damit zu schmücken, andere verehren in ihm von vornherein den gottbegeisterten Genius.

1) Laube sagt: „Das Verhältniß zu seinen Tadlern anbetreffend giebt es einige Beispiele, wo eine auffallende Schmähhitze an ihm bemerkt wird.“

Seinen Geisteswerken ist nach Bouterwek die Unsterblichkeit gesichert, auch wenn der Stil seltsam über die Grenze der klassischen Form ausschweift. Börne giebt allerdings zu, ähnlich wie vorher Herder, daß die Schätze, welche Jean Paul hinterlassen, nicht alle gemünztes Gold sind, das man nur einzurollen braucht. Wir finden vielmehr Barren von Gold und Silber, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweist, aufgespeicherte ungemahlene Brotfrucht und Aecker genug, worauf noch die spätesten Enkel ernten werden. Allein, fährt Börne fort, solcher Reichthum hat manches Urtheil arm gemacht, Fülle hat man Ueberladung gescholten, Freigebigkeit Verschwendung. Weil Jean Paul so viel Gold besaß als andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Andere rühmen ohne jeglichen Rückhalt den Reiz und Reichthum seiner Ideen, die genialische Kraft und die glühende, flammende Phantasie; Jean Paul ist ein allmächtiges Genie, niemand ist mit so viel Schriftstellertalent ausgestattet, der chaotische Urstoff seiner Schriften ist himmlisch, der Dichter ist einer der größten Lieblinge der Sprache. Auch nach den Zeitschriften hat seine regellose Poesie einen so hohen Werth, daß jeder, der sie zu schätzen weiß, um des Geistes willen die verfehlte Form übersieht; für seine humoristischen Ausschreitungen wird man durch die ästhetische Kraft, mit der er selbst Unbeschreibliches darstellt, durch die Hoheit und den Adel seiner Gefühle und durch die ergreifende Wahrheit seiner Schilderungen ausgesöhnt. Ja seine ästhetischen Sünden sind immer noch bei weitem anziehender, als so manche sogenannte ästhetische Schönheit; es findet sich in seinen Schriften, so sehr sie auch gegen die Schönheit verstoßen, doch mehr Schönheit und Poesie, als in manchen der objektiven und allgemeinen Kunstwerke; die ungeregelten Kinder einer sorglosen genialischen Einbildung sind mehr werth, als die regellosen einer bedächtig um sich schauenden. Seine Originalität ist nicht unter die Regeln des Aristoteles zu beugen; die neuen Ideen, die der immer fortschreitende menschliche Geist unaufhörlich entwickelt, erfordern auch eigenthümlich neue Formen. Wieland war zwar einige Mal nahe daran, sich über Jean Paul zu ärgern, allein er besann sich noch zu rechter Zeit, daß der Dichter das Recht habe, er selbst zu sein und daß das, was er an ihm vermisse, von vielem Hohen und Vortrefflichen mehr als ersetzt werde. Auf das Verlangen, Jean Paul möge mehr vom antiken Geist

in sich aufnehmen, erwidert Knebel, er soll bleiben, wie er ist und darf sich nicht metamorphosiren. Er ist er, so sehr es noch ein Sterblicher gewesen, der die Feder in die Hand genommen hat. Was haben Swift, Sterne u. s. w. für antike Formen in ihren Schriften? Wenn man, sagt er noch vor Börne, das Gold aus der Grube gräbt, hat es darum keinen Werth, weil es nicht sogleich geformt ist? Mögen andere aus ihm zu ihren Formen nehmen, genug, wenn er reichliche Ausbeute liefert, um daraus formen zu können.

Auch Herder endlich spricht seine Freude aus, daß Jean Paul als solcher existirt, der er ist; er versichert, daß der Dichter auf seine Art und in seiner Weise fortschreiben müsse; auch die üppigen Auswüchse seines Frucht- und Blütenbaumes sollen stehen bleiben, denn auch sie sind nicht ohne schöne Blüten. Insbesondere betonten Herder und seine Gattin, was schon Charlotte von Kalb hervorgehoben; diese hatte gesagt, daß überall Kampf und Krieg sei, ödes, todtes, kaltes Nichts, schale Form, kein Inhalt, daß hingegen in Jean Paul ein Geist mit Herz und Seele erschienen sei, der Tausende aus ihrem Todesschlummer wecken könnte. Aehnlich halten auch Herders seinen Genius, seinen reichen, überströmenden Dichtergeist weit und hoch über die gemütlosen, bloß in und für die Formen dargestellten poetischen Produkte der damaligen Zeit, die ihnen Brunnen ohne Wasser sind. Gegen die, welche die Vergötterung der Kunst der Veredelung der Menschheit durch sie vorziehen, steht Jean Paul auf einer hohen Stufe; Herders geben alle künstlich metrische Form hin gegen seine Tugend, seine lebendige Welt, sein fühlendes Herz. Er bringt wieder neues, frisches Leben, Wahrheit, Tugend und Wirklichkeit in die verlebte und mißbrauchte Dichtkunst. Die Welt muß von dem Klingklang der Formen, Reime und Füße erlöst werden und auf den Seelenklang einfacher und wahrer Empfindungen geleitet werden. Steif und leer, herz- und geistlos sind die hoch gepriesenen poetischen Abgötter der Zeit mit ihren Formen, mit denen sie uns eine kunstvolle Menuet vortanzen, gegen den einzig lebendigen Richter, der ein Genius und Heiland seiner Zeit ist. Eben diese Urtheile über Jean Paul werden durch die von ihm selbst über Goethe und Schlegel gefällten ergänzt. Er giebt allerdings zu, daß Goethe alles bestimmt auffaßt, während bei ihm selbst alles romantisch zerflossen sei, daß bei jenem die Empfindung nach Worten, bei ihm nach Tönen hindränge, allein diese Unbestimmtheit nimmt er

auch wieder in Schutz und giebt die Formvollendung jener gern hin um des tieferen Inhaltes willen. Schlegel ist ihm ein gräcisirender Formschneider, dessen Hauptsatz ist: alles ist Form und alle Form ist griechisch. Nach Schlegel müsse man zum Ideale durch Verzicht auf die Materie gelangen, die dagegen, welche Materien wie Gottheit, Unsterblichkeit der Seele, Verachtung des Lebens u. s. w. wählten, müßten mit Hohn und Spott verfolgt werden; der Humor vollends sei ebenso verwerflich als ungenießbar, da er bei den Alten nicht anzutreffen sei. Alle diese Formalisten sind für Jean Paul lieblos und egoistisch, es fehlt ihnen das vollschlagende, auffliegende, freudetrunkne Herz. Auch Goethe gehöre zu ihnen, er liebe den Stoff nur noch an seinem Leibe und quäle uns mit seinen ausgetrockneten Weisen à la grecque. Und doch sei von den Griechen wohl das Höchste in der Plastik, nicht aber in der Dichtkunst geleistet worden. Wie das Herz Schillers, so sei auch das Goethes eingeäschert zu nennen, beide seien ästhetische Gaukler, die für keine Seele eine haben und von denen alle Charaktere nur beschaut, nicht ergriffen werden. Nur über die Kunst könne Goethe mit Feuer schreiben, die Menschen aber verachte er und sei nur darin Gott gleich, daß er eine Welt und einen Sperling mit gleichem Gemüte fallen sehe. Goethe erhebe nicht, sondern erheitere nur, sein heidnisch-sinnliches Heroum werde durchaus nicht scharf genug genommen.

So vertritt Jean Paul im Gegensatz zu Goethe, welcher ihm der Repräsentant des antiken Geistes erscheint, das moderne, nationale Element. Dies zeigt sich auch anderweitig. Die Nibelungen stehen ihm mit der Fülle ihres deutschen und sittlichen Stoffes dem Homer mehr voran als nach, sie sind ein verklärter und verklärender Germanismus, ein wahrer Antikentempel Deutschlands. Nicht die altklassische Philologie und ihre Vertreter, sondern die altdeutsche und die Wiedererwecker des germanischen Alterthums vermögen ihn zu begeistern. G. Hermanns Seele spiegelt rein, aber klein wieder, sein Stand auf einem Hügel des Helikon ist von größeren Alpen und Montblancs verbaut; Ernesti ist zwar ein großer Philolog, aber kein großer Philosoph; Fouqué dagegen, Arnim und Dobeneck, Hagen und Büsching werden gepriesen, daß sie die alten deutschen Götter und Helden heraufbeschwören, die uns Urenkel scharf anschauen müssen, damit wir bewegt werden. Für die alten Humanisten ist nach Jean Paul an großen Kunstwerken das Genießbarste,

was an den Elephanten das Schmackhafteste, die Füße; er spricht von den Schwätzern früherer Jahrhunderte, welche dem singenden Griechenlande die Philomelen-Zunge nicht haben lösen können. Nicht durch das Exponiren des Tyrtäus, d. h. durch Begeisterung für ein altes, unter- und eingesunkenes Land soll man in den Schulen das heilige Feuer der Vaterlandsliebe anblasen, sondern durch das Einführen in Klopstocks Hermannsschlacht und Feuer-Oden. Der Deutsche liebt aber nur das, was nach Breiten, Jahrhunderten und Sprachen weit her ist, eine Horazische Ode erscheint ihm wichtiger als eine Klopstock'sche, er lehrt Pindar und Aristophanes in den Schulen, um die eigenen großen Dichter aber kümmert er sich nicht. Jean Paul wagt die Weissagung, daß der Abstand von Griechenland immer breiter werden wird. Denn die Griechen erscheinen uns durch die Ferne, in die sie gerückt sind, in einem idealeren Lichte, sie haben sodann, wie bereits bemerkt, in der Plastik, nicht aber in der Poesie das Höchste geleistet. Gesetzt endlich auch, daß sie wirklich die Vollendung erreicht haben, die ihnen nachgerühmt wird, so ist doch eine Wiederbelebung ihres Geistes für unsere Zeit nicht möglich. Ursprung und Charakter unserer ganzen neuen Poesie geht vielmehr nicht auf das Alterthum, sondern auf das Christenthum zurück. Dieses hat im Unterschiede von jenem die Sinnenwelt vertilgt, es fordert dafür Einkehr ins Innere, über der Brandstätte der Endlichkeit blüht das Reich des Unendlichen. Die romantische Poesie ist nichts als die christliche und läßt sich daher als das Schöne ohne Begrenzung, als das schöne Unendliche definiren. Das Mystische und Musikalische ist das Allerheiligste dieser Weltanschauung.

Diese Vorliebe fürs Mystische, Romantische, Christliche ist aber bei Jean Paul mit einer schon von seinen Zeitgenossen vielfach bewunderten Mannhaftigkeit und mit einem Patriotismus verbunden, dessen sich die wenigsten rühmen konnten. Nach Börne hat es Jean Paul zuerst gewagt, das jedem Deutschen so grause Wort „Ich" auszusprechen, er war es, der für unsere Enkel die Saat der deutschen Freiheit ausstreute, er war der Jeremias seines gefangenen Volkes. Das Doktordiplom feiert ihn als Vorkämpfer der Freiheit; seiner Friedenspredigten wegen, sagt Perthes, werde die Nation ihm später noch Dank wissen, er, der rechtschaffne und deutsche Mann, habe noch ungefundene Wege betreten, die grade in des Menschen Herz und Geist führen. Auch Reimer redet von

der kühnen und nicht genug zu preisenden Art, mit der sich der Dichter des tiefverwundeten und mit Schmach beladenen Vaterlandes angenommen habe. Schweigger preist ihn als einen Streiter im heiligen Kampfe; nach dem Erscheinen der Dämmerungen bekennt Steffens, daß Jean Paul durch alle Stürme und Gebrechen dieser Zeit sich Herz und Sinn rein und klar erhalten habe, auch für Jacobi sind sie ein Trost und eine Labung, Ernst Wagner wird durch sie zur höchsten Begeisterung entflammt und findet auf jeder Seite in strahlender Klarheit ausgesprochen, was er selbst nur so dämmernd geahnt. Der Ritter Truchseß, der Nachhall aus jener Zeit der Treue und altdeutschen Herzlichkeit und Biederkeit, ist nicht minder für Jean Paul begeistert, mehrere preußische Officiere bringen ihm ihre Huldigungen dar, ja Varnhagen, der damals auch Officier war, rühmt ihm persönliche Tapferkeit nach und meint, daß er, wenn die Gelegenheit käme, mit dem Degen schneller bei der Hand sein würde als mancher andere. Dieselbe Mannhaftigkeit leuchtet auch aus dem, was wir aus Jean Pauls Munde selbst wissen, hervor. Alle seine Werke seien, schreibt er an Perthes, Freigeborne, keine Sklavenkinder irgend einer knechtischen Absicht. Gegen Knebels politischen Indifferentismus erhebt er laut seine Stimme, Voß dagegen ist ihm urdeutsch, lieb- und kraftreich, Thümmel ein redlicher Germanismus der Treue, Archenholz wird gepriesen, daß er uns aus unseren monarchischen Ketten und Bandagen aufzurütteln gesucht habe. Gleim, der biedere Borussianer, der aus Feuer und Offenheit und Redlichkeit und Mut und preußischem Vaterlandseifer zusammengesetzt ist, thut ihm damit wohl, daß er an kein Stiefvaterland glaubt; seinen Triumphwagen zieht nicht bloß das Musenpferd, sondern auch die weißen geheiligten Rosse der biedern Germanen. Insbesondere bewundert Jean Paul die patriotische Gesinnung an Fichte. Dieser ist ihm ein kräftiger Vorfechter für deutsche Erlösung, der doch wenigstens das Morgenroth der großen Befreiung erlebt hat. In seinem Charakter und Mute, ja in seinem Stile hat er viele Federn aus Luthers Flügeln, in den Reden an die deutsche Nation, die Jean Paul selbst anzeigt, wird der echt-deutsche Geist angeregt, begeistert und verkörpert.

Jean Paul erstrebt aber nicht nur ein starkes und freies Vaterland, er will auch auf religiösem Gebiete die Geister von Knechtschaft und Aberglauben befreien. Schon als Jüngling erbittet er sich Lessings Fragmente, um jeden Preis will er von Vorurtheilen, welche es auch immer

seien, befreit werden. Neben Lessing empfiehlt er in späteren Jahren auch Paulus in Heidelberg, dessen freimütige Forschungen ihm den rechten Weg zur Erkenntniß des Christenthums zu bahnen schienen; an dem sonst so aufrichtig verehrten Klopstock mißfällt ihm die theoretische Annahme und poetische Ausmalung der größten orthodoxen Unbegreiflichkeiten, ja selbst der vielfach bewunderte Hamann ist ihm zuletzt zu „christlich verblendet", während doch Jacobi unbekehrt im Lichte eigener Philosophie feststehe. Auch an Herder tadelt er, daß dieser auf seinen zarten Zweigen außer den Früchten noch die Consistorialwäsche trage, die der Staat an ihn zum Trocknen aufhänge. Ein Consistorium aber hat ja, wie er schon als Student schreibt, ein Recht, mit mehr Ehre dumm und mit mehr Heiligkeit boshaft zu sein als andere Menschen. In einem der Briefe von Schwarz ist ihm zu viel von allerlei Geistlichem. Werners Mysticismus, seine unbestimmten Floskeln, seine Mischung von Glauben und Unglauben werden von Jean Paul eben so bitter gegeißelt als die Frömmigkeit der Frau von Krüdener, welche sich den Theologen zugewendet, die Vernunft und Freiheit gefangen nehmen und dann hinrichten. Horn ist ihm zu kränklich christlich; die Richtung, welche späterhin Görres einschlug, bezeichnet er als eine von seinen Ueberzeugungen weit abliegende. Insbesondere erklärt sich Jean Paul gegen die neuen Ueberchristen, wie Kanne, Ammon, Harms u. s. w., ja er will selbst ein Buch wider das Ueberchristenthum schreiben und bedauert, daß Kanne seine Kräfte ans christliche Kreuz schlage. Es giebt keine andere Offenbarung als die noch fortdauernde, sind seine Worte. Unsere ganze Orthodoxie ist erst in die Evangelien hineingetragen worden und jedes Jahrhundert trägt seine neuen Ansichten hinein. Selbst die Apostel sind ihm noch eingeschränkte Juden. Nicht das mystische, alle Freude und alle Kraft tödtende, in Mönchsgrillen befangene Christenthum Kannes ist das allein seligmachende, sondern das heitere Christenthum eines Herder oder Jacobi. Wenn es kein Papier mehr gäbe, sagt Jean Paul, so müßte man alle Priesterröcke dazu verarbeiten, damit Herder seinen Erlöser darauf schriebe. Herder hat Theologie und Philosophie wie ein Mittler vereinigt und Jesum zum zweiten Male Mensch werden lassen, so daß ihm hoffentlich niemand wieder die falsche Schminke giebt, die diese edlen Züge bedeckte.

Nach alle dem wird es uns nicht überraschen, daß Jean Paul seine Stimme gegen diejenigen erhebt, welche in ihm nur den scherzhaften,

satirischen Humoristen erblicken, ja wir sahen, daß gerade diese seine Richtung von fast allen seinen Zeitgenossen kaum beachtet worden ist. Er tadelt an Hoffmann, daß dieser, obwohl der Nachahmer seines Komischen, doch kein Freund seines Ernstes sei, ebenso an Schlegel, daß dieser nur das Humoristische an ihm achte, das Sentimentalische oder Edle dagegen in seinen Werken verwerfe. Von Falk verlangt er, daß dieser seinen Satiren den erhabenen Hintergrund auf den Ernst der ewigen Natur gebe, ohne den sie die Mortalität der Kalender erleben und verdienen. Knebel rühmt allerdings mit Vorliebe Jean Pauls Witz, dafür aber schildert ihn auch dieser als einen geschmackvollen, epikureischen Horaz, für den die andere Welt nichts reelleres ist als ein Regenbogen; ihm gefalle nur, heißt es weiter, Satire und eine Empfindung, deren Raupenfüße oder Ringe auf der Erde kriechen. Villers wünscht statt der sanften und niederen Töne, die seine Harmonika eine Zeit lang gespielt, und statt der Manier von Swift und Sterne endlich einmal wieder aus seiner Dante-Shakespeare Ader ein großes Poem voll phantastischer Hoheit und Aussichten in Himmel und Erde. Die Jenaer Zeitung will lieber, daß er uns Bilder in der Art Raphaels schenke als in der von Gerhard Dow; deshalb behagt ihr der Fixlein nicht vollständig, der Held soll vielmehr einen edleren Anstrich erhalten, damit wir ihm ähnlich zu werden uns bemühten. Henriette Herz fand den Dichter im Gespräche sehr selten humoristisch, Rahel bemerkte vom Komischen „keine Ahnung," sie schildert ihn vielmehr als scharfsinnig, die Stirn von Gedanken wie von Kugeln zerschossen. Hierzu dürfte endlich auch noch gehören, daß Jean Paul Hippels Schriften zwar rühmt, aber doch von einem Enthusiasmus für sie, wie er ihn Herder, Hamann, Jacobi und andern entgegengetragen, sehr weit entfernt ist.

Was er an Herder und Hamann preist, ist vor allem der Universalismus. Ersterer griff, sagt er, in alle Wissenschaften formend ein, er ist vielseitiger als Schiller und steht vor einem Meere, das alle Völker nachspiegelt; er ist der Gesichtsmaler der Völker und Landschaftsmaler der Zeiten. Jean Paul erquickte sich daher noch in seinen letzten Stunden an den Ideen zur Philosophie der Geschichte. Hamann, der nordische Uranide, der aus Sonnen bestehende Nebelfleck, ist ihm zu groß, sogar zu einer Vor- und Lobrede, wie auf den Alpen lagern in seinen Schriften alle Zonen und Jahreszeiten nahe bei einander. Jean

Paul selbst zeigte außer einer gründlichen Kenntniß der zeitgenössischen Philosophie — er wies z. B. als einer der ersten auf die Bedeutung Herbarts hin — auch das regste Interesse für die andern Wissenschaften, insbesondere auch die Naturwissenschaften; er war einer der ersten, welche die Wichtigkeit des Sanskritstudiums erkannten; Männer wie Herder, Jacobi, Varnhagen, Dalberg, Alvensleben und Kretschmann überreichten ihm ihre Manuscripte und erbaten sich seine Bemerkungen. Er selbst bezeichnet sich als einen Menschen, der die Erweiterung unseres Innern für alle Systeme, Schönheiten und Charaktere für unsre Bestimmung hält. Keine Kraft, kein Erschaffenes in der offenbarten Welt, so lautet eines der Urtheile von Zeitgenossen, ist ihm unbekannt, mit unsäglichem Forschen hat er alles in sein Gedächtniß gezogen, was nur einen Namen hat.

Mit diesem Universalismus muß nach Jean Paul nicht sowohl Scharfsinn, als vielmehr T i e f s i n n, nicht nur Verstand, sondern auch G e m ü t, nicht der Goethe'sche Gleichmut, sondern werkthätige, innige M e n s c h e n l i e b e verbunden sein. Bei dem sonst von Jean Paul so hoch gestellten Lichtenberg ist seiner Meinung nach nur seine mathematische Einseitigkeit schuld, daß er die Flügel zwar im Aether bewegt, aber mit zusammengeklebten Schwungfedern. Die Poesie Schillers ist für Jean Paul nur Reflexionspoesie, Fichte hat für ihn Scharfsinn, aber nichts weiter, Hegel ist der scharfsinnigste aller Philosophen, bleibt aber doch ein dialektischer Vampyr des innern Menschen. Kant dagegen und Aristoteles sind ihm Menächmen an Tiefsinn, in Schelling begrüßt er zuerst wegen seiner seltnen Vereinigung von Phantasie und Tiefsinn den zweiten Bacon der Naturphilosophie, der doch der ungeheuren atomistischen Welt von Erfahrungen als ordnende Weltseele gebricht. Auch Platner wird gepriesen, daß er die Leibnitz'sche Philosophie im körnigsten Auszuge lehre und eine höhere vieläugige Denkseele besitze, als er in die Wolf'schen Paragraphen-Zellen zu bannen vermöge. Grade dies ist das Große an Herder, Jacobi und Schleiermacher, daß sie das Göttliche in der Philosophie achten, daß wir in ihnen die Vermählung von Religion und Philosophie, von Dichter und Philosophen feiern, daß sie auf eine große Weise gelehrt sind und von der Gelehrsamkeit nicht wie von einem austrocknenden Epheu, sondern wie von einer Trauben-Rebe umschlungen werden.

Eben dieselben sind ihm aber nicht nur durch ihren Tiefsinn, sondern auch durch ihr Gemüt groß; Heros und Kind zugleich sind ihm sowohl Herder als Hamann. Wo wäre neben Jacobi der zweite Schriftsteller, ruft er aus, dessen Herz so trunken nach Liebe dürstet und von Liebe überquillt, während zu gleicher Zeit sein Geist so philosophisch die Welt durchdringt? Er gab uns Liebe und Wahrheit auf einmal und glich so dem Magnete, welcher sowohl anzieht und trägt, als am Himmel orientirt und als Kompaß dient; es ist in ihm ein seltener Bund zwischen schneidender Denkkraft und der Unendlichkeit des Herzens. So rühmt auch Herder von Jean Paul nicht nur Verstand und Satire, sondern das warme, volle Herz, das innigste, beste Gemüt, das ganz in der reinen Welt lebt, wovon die Bücher der Abdruck sind. An Gemüt ist er ein Kind, heißt es, an Geist ein Mann; er hat noch junges, warmes Blut und nicht das kalte Fischblut unserer Zeit; er ist ganz Herz und Geist, ein fein klingender Ton auf der großen Goldharfe der Menschheit, eine Wehr gegen den Egoismus des Zeitalters. In gleicher Weise spricht Schleiermacher von seiner Kindlichkeit, Wieland ebenso von dem reinsten Gemüte wie vom höchsten Schwunge der Phantasie. Goethe rühmt außer seiner Umsicht und seinem Reichthum noch das gemütlichste Element, in dem sich alles bewege, Knebel nennt ihn sittlich und unschuldig wie ein Kind, mit dem gradesten, einfältigsten Herzen. Deshalb geht Jean Paul dazu fort, der Dichtkunst den Vorzug vor der Philosophie zu geben. Wenn Philosophie und Gelehrsamkeit, schreibt er, sich im Zeitenlaufe zerreiben und verlieren, so bleibt gleichwohl das älteste Dichterwerk noch wie sein Apollo ein Jüngling, bloß weil das letzte Herz dem ersten gleicht, nicht aber ebenso die Köpfe.

Dieses Gemüt, dieses Herz macht Jean Paul drittens auch zum Sänger der Schmerzbeladenen und Verkannten. Er liebt die Menschheit, heißt es, und bekriegt die Laster; sein Zweck ist, die Menschheit von mancher trüben Wolke zu befreien, schreibt die Königin Luise. Er sang nicht, sagt Börne, in den Palästen der Großen, sondern war der Dichter der Niedergeborenen, der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinen, da vernahm man die süßen Töne seiner Harfe.

Tiefsinn, Gemüt und Menschenliebe finden ihre Vereinigung darin, daß Jean Paul vorwiegend der ethische Dichter ist. Von Kant rühmt er, daß dieser sich und die ganze Nachwelt zum ersten

Grundsatze der Moral durchgearbeitet habe und damit wie ein belehrender Engel unter Zeitgenossen getreten sei, vor denen französische Philosophie mit vergiftendem Athem predige. Wessen Tugend, fährt er fort, die Schriften dieses Mannes nicht stärken, der sieht nur seinen sichtbaren Kopf, nicht sein unsichtbares großes Herz. In ähnlicher Weise rühmt er die Schleiermacher'sche Ethik; an Reinhold ist ihm das Herz lieber als das Gehirn, Baggesen dagegen ist ihm moralisch widrig, da er einen moralischen Schwerpunkt außerhalb des Mittelpunktes hat. In Weimar erkennt er nur eine Unendlichkeit, die vor Menschenkälte rettet, die Moralität. Nichts ist ihm groß und unerschöpflich, als Menschenliebe; Kenntnisse dagegen und Talente sind ihm etwas, doch aber Hundsfötter, um fein zu sprechen. Sogar Goethe muß an Jean Paul anerkennen, daß es ein sehr guter und vorzüglicher Mensch sei, daß es ihm mit dem Guten Ernst sei, daß ihn seine Wahrheitsliebe eingenommen habe; er redet von dem geheimen ethischen Faden, wodurch alles zu einer — allerdings nur gewissen — Einheit geleitet wird. Von andern wird Jean Paul wegen der tröstenden Wahrheiten gepriesen, die dem Elenden das Leben erträglich machen, sowie wegen der edlen Erwärmung, welche er der Seele giebt; er dringt mit scharfem Blick ins Innere und giebt kühne Winke über die Bestimmung des Menschen; er ist weckend, begeisternd und redlich, er stärkt und erhebt. Dalberg sieht in dem Dichter den hochherzigen Bekenner der Gottesverehrung und Tugendliebe, der den ernsten Tempel der Wahrheit mit seiner Fülle der anmutvollen Geistesblumen so lieblich ausschmückt. Die Herzogin Wilhelm preist seine in jedem Falle zurechtweisende Hand, sie harrt mit Sehnsucht auf jede gutgemeinte Wahrheit und dankt ihm im voraus dafür. Für die Gattin von Paulus und ihre Tochter ist er seit Jahren der einzige Lehrer, der ihnen das Höchste, etwas Unvergängliches, ewig beglückend und beseligend Fortwirkendes gegeben hat. Nach Voß steht der gute Mensch in ihm noch weit höher als der geistreiche, witzige, humoristische; er lehrt lebendig, daß nur der gute Mensch der große Dichter sein kann. Jean Paul ist Tröster und Lehrer für viele, ein milder Stern in den dunklen Nächten des Lebens. Schubert bekennt freudig, daß der Dichter ihn wie ein guter, lieber Engel durch den schönsten, aber auch gefährlichsten Theil seiner Jugend hinübergeleitet, sein Herz mit Liebe genährt und ihn am meisten unter allen deutschen Schriftstellern für die Heimat im Reiche

des Geistigen gebildet hat. Mitten in einer gefahrvollen Zeit hat sich Schubert hineingerettet in die Schöpfungen seines reinen, kindlich frommen, liebevollen Herzens. Insbesondere wird Jean Paul auch von der Herder'schen Familie als eine reine, schöne, moralische Natur gepriesen, wie sie unter den vergötterten Autoren nicht immer gefunden wird. Sie finden an ihm eine Tugend, deren sich nicht viele rühmen können, eine himmlische, moralische Sendung ist in ihm. Seine Schriften müssen, sagt Herder, grade jetzt verbreitet werden, wo die Frechheit ihren Thron so hoch und breit bauet, wie sie kann, und wo man erfährt, daß der Cynismus das Höchste ist, wonach zu ringen. Sein hohes, sittliches Gemüt macht ihn zu einem Arzt seiner Zeit; er bringt wieder neues, frisches Leben, Wahrheit, Tugend, Wirklichkeit in die verlebte und mißbrauchte Dichtkunst. Er war ein Priester des Rechts, sagt Börne, ein sittlicher Sänger, er war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geißel, wenn er strafte.

Zu einer staunenswerthen Höhe aber, zu ihrer eigentlichen Heimat, erhebt sich seine nimmer müde Phantasie, wenn er das Endliche verläßt und sich zu den Regionen des Ueberirdischen, des Todes, der Unsterblichkeit aufschwingt. Bei der Schilderung solcher Nachtstücke entfaltet sich sein Talent, das Uebersinnliche in faßliche Bilder zu kleiden und selbst die Unendlichkeit in den Rahmen bedeutender und begeisternder Worte zu fassen. Schlegel gegenüber bezeichnet er selbst Gottheit, Unsterblichkeit der Seele, Verachtung des Lebens als die ihm eigenen Materien, in Berlin erquickt es ihn, daß derselbe Seufzer nach dem Ueberirdischen, der sein Herz hebt, in tausend andern aufsteigt. Er weist, sagt Helmina v. Chezy, immer auf Gott hin und befriedigt das Sehnen nach einer Welt über den Sternen, seiner Zeit aber ist vor lauter Sinnlichkeit die Empfänglichkeit für das geistig Schöne verloren gegangen. Dieser Spiritualismus hat zur unmittelbaren Folge jenen Contrast von Ideal und Wirklichkeit, den wir so vielfach bemerkten. Alles auf Erden wird, sagt Jean Paul, unterbrochen, in der Schöpfung kann man die Segmente, Stummel und Sektoren nicht los werden, nur Gott macht sein Ganzes. Daß er sich von dieser Wahrheit nicht überzeugen kann, das ist sein Complementirungswahn; der Jüngling giebt diesen am schwersten her, und doch muß man ihn, um froher im Gebäude des Schicksals zu dienen, am Ende abdanken. Dieser Complementirungswahn läßt überall

Götter in den Menschen suchen, der Autor soll so vollendet und ohne Fehl sein, als wir es träumen oder doch wenigstens so, als sein Werk. Dies ist aber nicht möglich; Jean Paul findet daher immer in den fernen Sonnen nur nahe, zertrümmerte, verkalkte, vulkanische Erden; die großen Autoren sind nicht andere Leute, sondern gleichen der Erde, die von weitem im Himmel als leuchtender Mond dahinzieht, für den aber, der die Ferse auf ihr hat, nur aus boue de Paris besteht. Jean Paul fand daher sein Ideal weder in Herder noch in Jacobi vollständig verwirklicht; er, der sonst so Charakterfeste, wendete sich einem Don Juan gleich von der einen Geliebten zur andern, dem ewigen Juden gleich von der einen Wohnstätte zur andern. Es war ihm eben, wie Herder schreibt, jeder Gedanke an Etablissement und Realität lästig und widrig.

Nur die wenigsten aber der Zeitgenossen erkannten diesen Dualismus im Wesen Jean Pauls; sie vereinigten sich fast alle zu den überschwenglichsten Ausdrücken, die das, was uns bisher als vereinzelte, immer nur eine Seite seines Schaffens und Seins charakterisirende Lobsprüche entgegentraten, in Eins zusammenfaßten. Dem einen ist er das Kind des himmlischen Frühlings, der Fürst der germanischen Dichter. Ein andrer bewundert den schönen, hohen Gang, den er wandelt, einzig bis jetzt, den keiner vor ihm betrat, den keiner ihm nach wird betreten dürfen. Er steht, ruft ein dritter aus, geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Er ist ein ferner Seher in Zeit und Zukunft, ein Phänomen in der Zeit, die ihn bedarf. Er ist ein Wesen höherer Art, einer der ersten Genien, und eröffnet den Zugang zu einer neuen, schöneren Welt. Ein Aushauch des Gottes, den er fühlt, ist er, ein Heiliger; wie der große Friedrich ist er realisirte, in Menschheit eingekleidete Göttlichkeit, eine Darstellung des unsichtbaren Weltgeistes. In ihm ist ein Gott, in höherer Bedeutung als Horaz' est deus in nobis von den Dichtern es sagt, er ist ein Gottmensch, ein Gottgenius, ein Heiland; seine Schriften sind die zweite Bibel, sind ein Religionsbuch. Er wird höher als Rousseau, Herder und Schiller gestellt, nur in Shakespeare und Goethe findet er Ebenbürtige. —

Vergleichen wir diese Aussprüche der Zeitgenossen Jean Pauls mit den Urtheilen der Gegenwart, so läßt sich daraus, so weit dies überhaupt

innerhalb der Grenzen, welche uns gesteckt sind, möglich ist, ein endgültiges Urtheil über den Dichter gewinnen.

Gervinus hatte, wie dies dereinst Schlegel, Frau von Staël und wenige andere gethan, den Humor, für dessen Hauptvertreter Jean Paul erklärt wird, als rein verständig und pragmatisch hingestellt; im Verlauf seiner Beurtheilung beweist er freilich, daß der Dichter so gut wie nichts von einem derartigen Humoristen an sich habe. Hillebrand jedoch griff jenen Gedanken wieder auf und behauptete, daß wir bei der Lektüre Jean Pauls kaum oder doch nur auf Augenblicke aus der Stube des beschränkten Schulmeisters herauskommen; auch er freilich kann den Beweis hierfür so wenig beibringen, daß er zuletzt wieder zurücknimmt, was er am Anfang behauptet. Es bedarf in der That nur des einfachen Hinweises zunächst auf Jean Pauls Stellung zu den großen Fragen seiner Zeit, zu der Philosophie und den übrigen Wissenschaften sowohl, als auch zur Politik, sodann aber auf das Interesse und Verständniß, mit welchem er die Dichtung seiner Zeit in sich aufnahm, um uns von der Unhaltbarkeit jener Behauptungen zu überzeugen. Wir dürfen ferner nur an die Theilnahme und Begeisterung denken, mit der er von Helden des Friedens und des Krieges, der Kunst und der Wissenschaft, von Fürsten und Städten, von edlen, hochgebildeten Frauen und von jugendlich schäumenden Studenten gefeiert wurde, so ist der Schluß unabweisbar: Ein solcher Mann **kann** kein Philister und Kleinkrämer gewesen sein, der Vorwurf, daß er „von all den Welthändeln in seinem Schneckenhäuschen wenig oder gar keine Notiz genommen“ habe, ist durchaus ungerechtfertigt. Deshalb dürfen wir auch kaum denen beistimmen, die seine Idyllen für das einzige noch Lesenswerthe erklären. Der Stimmung, aus welcher heraus Werther oder die Räuber geschrieben, sind wir doch längst entwachsen, es ist ferner unleugbar, daß Hermann und Dorothea, Iphigenie, Wallenstein, Tell vom rein ästhetischen Standpunkte aus jene Jugendwerke weit überragen. Und doch, wer wollte deshalb die Bedeutung dieser Jugendwerke verkennen? Wer wollte sie nicht für unvergleichliche historische Denkmale einer gewaltigen titanenhaften Zeit rühmen? Genau dies ist, wenn wir von der Zeitfolge, in der sie geschaffen, absehen, das Verhältniß von Jean Pauls großen Romanen zu den Idyllen. Auch der Hesperus-Stimmung sind wir längst entwachsen, während wir uns mit Behagen in einen Wuz, einen Fixlein hineinversetzen, als schilderten sie

Scenen und Menschen der Gegenwart. Nun aber denke man an den Beifall, der grade dem Hesperus von fast allen Seiten entgegengebracht wurde, man denke daran, daß grade um dieses Werkes und der übrigen großen Romane willen, nicht aber der Idyllen wegen der Dichter mit den überschwenglichsten Ausdrücken von den verschiedensten Seiten her gefeiert worden ist, so wird man kaum denen beistimmen, welche diese Romane für unrettbar veraltet erklären. Auch sie sind großartige historische Dokumente einer großen Zeit, auch sie repräsentiren eine ganz bestimmte Richtung dieser Zeit. Jean Paul ist, wie Vischer sagt, eine historisch merkwürdige, integrirend in den Gang unserer Literatur sich einfügende Gestalt, er ist nach Hettner ein würdiger Sohn seiner großen Zeit und hat tief und redlich theilgenommen an ihren tiefen Bildungskämpfen.

Bei der Frage nun, welches diese Jean Paul eigene geschichtliche Stellung sei, insbesondere im Unterschiede von Goethe, läuft alles darauf hinaus, ob und inwiefern Jean Paul der spezifisch moderne Dichter ist, als welchen ihn ein Theil der Mitwelt im Gegensatze zu Goethe gepriesen und wie er uns auch in der Darstellung Vischers entgegentritt.

Letzterer findet, wie wir sahen, das Charakteristische der neuen Zeit in der Bedeutung, welche das Selbstbewußtsein, die Subjektivität, erhalten hat. Während im Alterthum sich der Geist in unmittelbarer Einheit mit der Natur bewegte, wird in der neuen Zeit die Subjektivität frei und mündig. Das befreite Selbstbewußtsein weiß sich als Angel der Welt, oder, mit Gervinus und Eichendorff zu reden, die freilich nur von der Sturm- und Drangperiode sprechen, es ist dies die Zeit der titanischen Bemühungen, die des Menschen Selbstkraft und Größe unter die Waffen riefen und ihn von den Göttern sich zu sondern hießen. Stolz auf moralische Unabhängigkeit und Lossagung von dem persönlichen Gotte ist die Losung. Es ist dies die Zeit, in der die Menschheit ohne höhere Autorität sich aus sich selber durch die bloße Kraft der eigenen Vernunft selig machen soll. Die innere Welt, fährt Vischer fort, wiegt über die äußere, ein subjektiver Stimmungshauch legt sich über alle Gebilde der Poesie. Der klassische Stil behandelt im Geiste der Plastik die Welt allgemeiner, ungebrochener und regelmäßiger, der moderne, dem malerischen oder musikalischen Verfahren entsprechend, verfolgt eine buntere Welt in die tieferen Brüche des Bewußtseins, die schärfste Eigenheit der

Individualität und schreitet bis zu den kühnsten Verbindungen des Ernsten und Komischen fort. Darnach scheint es allerdings, als sei Jean Paul das Ideal eines modernen Dichters, namentlich im Gegensatze zu Goethe. Hebt doch auch Vischer von letzterem ebenso wie von Schiller hervor, daß sie in der Schule der Alten jene Planheit und Generalität des Pathos gelernt hätten, welche das Individuelle nicht in seinem vollen Umfange aufnimmt, daß sie mehr Typen als Individuen geben. Jean Paul ferner bekennt selbst, daß Goethe alles bestimmt auffasse, während bei ihm selbst alles romantisch zerflossen sei, daß bei jenem die Empfindung nach Worten, bei ihm nach Tönen hindränge. Grade das Vorherrschen des Subjektiven endlich wird ihm von mehreren der bedeutendsten Zeitgenossen zum Vorwurfe gemacht.

Und doch ist der Punkt, von dem aus Jean Pauls Zurückbleiben hinter dem Geiste der Zeit klar wird, nicht schwer zu finden. Sein Subjektivismus ist nämlich mit noch zu viel Willkür behaftet, das empirische Ich ist bei ihm oft stärker, als das reine. Sein Subjektivismus hat, und dies ist das Wichtigste, zu *wenig* von jenem Titanenhaften; es fehlt Jean Paul nicht jener prometheische Geier, von dem Gervinus redet, nur wird er zu schnell gezähmt. Am deutlichsten erhellt dies aus seinem Verhältniß zu Fichte; er knüpft, wie Lazarus hervorhebt, allerdings unendlich oft an und mit Fichte an, ebenso oft aber bindet er auch mit ihm an. Man vergegenwärtige sich nur, wie viel höher ihm die um so viel mildere Natur des Glaubensphilosophen Jacobi steht; man denke an seine Clavis, an den Spott, mit dem er den „Spinozismus" und die „potenzirte Scholastik" der Wissenschaftslehre, die „mordende Luftleerheit" und den „giftigen Samielwind" der idealistischen Philosophie verfolgt, so wird man in Jean Paul kaum den unbedingten Anhänger der Fichte'schen Lehre, den Dichter des absoluten Ich preisen dürfen.

Die Strahlen der modernen Weltanschauung erscheinen vielmehr bei Jean Paul trotz aller Opposition gegen Kanne und Aehnliche durch das Prisma des *Christenthums* gebrochen, grade wie bei Goethe durch das der antiken Weltanschauung. Jean Paul findet nicht im menschlichen Geiste den Meister und Schöpfer der Welt, sondern braucht einen persönlichen Gott; nur Gott ist ihm ein Ganzes, in der Schöpfung dagegen sind nur Segmente, Stummel, Sektoren. Für Jean Paul muß die Unsterblichkeit als Trost und Ziel winken; er setzt, wie Gelzer sagt, seine

größte Geisteskraft zeitlebens an die Verherrlichung der Gedanken: Gott, Unsterblichkeit, Ewigkeit. Er verfällt einer Transcendenz, einem Spiritualismus und Dualismus, wie sie allerdings nur dem Christenthum eigen sind. So ist es auch möglich, daß ihm Gelzer nachrühmt, er rühre oft ganz nahe an den Mittelpunkt der christlichen Heilswahrheit, das rein gestimmte Ohr vernehme oft Anklänge einer überirdischen ewigen Wahrheit. So ist es erklärlich, daß Hillebrand von seiner Sehnsucht nach dem Jenseits redet, Scherr davon, daß seine Gestalten alle von der Krankheit am Irdischen, von einer geistigen Schwindsucht befallen sind. Das Christenthum ist die Religion des Schmerzes, des Leidens, der Thränen; es ist nicht zufällig, daß grade bei Jean Paul und unter dessen Werken grade beim vielgepriesenen Hesperus der „Grund der Gemälde so dunkel ist," daß „überall Leiden und Anlaß zu Thränen, verwundete und verwundbare Herzen" sich finden. Das Christenthum predigt die Liebe gegen alle Menschen, ist die Religion der Armen; es ist nicht zufällig, daß grade Jean Paul überall als der Humanitätsdichter und als Dichter und Hort der Armen gepriesen wird. „Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr;" giebt es wohl klassischere Typen dieser geistlichen Armut als einen Wuz, Fixlein, Fibel oder auch Walt?

Hierauf ist schließlich auch Jean Pauls Formlosigkeit zurückzuführen. Er leitet die neuere Poesie vom Christenthume ab, die aber hat, sagt er, die ganze Sinnenwelt mit all ihren Reizen vertilgt; alle Erdengegenwart wurde zur Himmelszukunft verflüchtigt, das Reich des Unendlichen blüht über der Brandstätte der Endlichkeit auf. Die neuere Dichtung ist daher nach Jean Paul als das Schöne ohne Begrenzung, als das schöne Unendliche zu definiren. Wer diese Definition von Schönheit giebt, kann allerdings nicht nach der Palme der Vollendung ringen. Als ob das Schöne nicht grade im Gegentheil „die Idee in der Form begrenzter Erscheinung" wäre, als ob es nicht die „reine Wirklichkeit der Idee in einem begrenzten, daher überschaulichen, einzelnen Wesen" forderte! [1]) Diesen Zusammenhang haben auch Wundt und Planck erkannt. Ersterer behauptet, daß das Uebergewicht der Seele gegen den Körper zugleich der entschiedene Mangel der Kunstform sei und daß an diesem Mißverhältniß die Jean Paul'schen Romane zerbröckeln und alle künst-

1) Vgl. Vischer, Aesthetik. §§ 14. 44. 53. 56.

lerische Harmonie der Theile verlieren. Letzterer redet von dem verschwimmenden und formlosen Jenseits als dem Ziele Jean Paul'scher Dichtungen und sagt, daß das Ideale bei ihm ein für die dichterische Gestaltung unerreichtes Jenseits bleibe, es bleibe einseitig der innerlichen Welt des Gefühls und Gedankens angehörig.

Im Unterschiede von Jean Paul wendete sich Goethe der antiken Welt zu. Aber auch für ihn wurde diese Hinneigung zur Vergangenheit verhängnißvoll, sie hinderte ihn, vollständig bis zu der Weltanschauung unseres Jahrhunderts vorzubringen, wie sie ihren klassischen Ausdruck in unseren großen Philosophen, insbesondere in Hegel und dessen in seinem Geiste fortwirkenden Schülern gefunden hat. Auch Goethe ist noch nicht zur wahren Freiheit vorgedrungen, auch bei ihm wird jener prometheische Geier, obschon er noch gewaltiger und herrlicher seine Schwingen geregt, als bei Jean Paul, nur zu bald gezähmt. Goethe flüchtet nun aber nicht in das Jenseits, nicht zu einem außerweltlichen, christlichen Gotte wie Jean Paul, sondern zur antiken Weltanschauung, zum Heidenthum, und verlangt von diesem Standpunkte aus überall die Beschränkung. Daß ihn eben diese Kunst der Beschränkung zum größten unserer Klassiker machen mußte, liegt auf der Hand; allein er hätte nicht das, was ihm für die Dichtung die höchste Norm sein mußte, zum Weltgesetz erheben sollen, er hätte nicht als obersten Wahlspruch aufstellen dürfen, „daß wir entsagen sollen." Der Ikarusflug seiner Helden stimmt schlecht zu jener Lehre, nach welcher sich das befreite Selbstbewußtsein als Angel der Welt weiß.

Unsere ganze Zeit ist immer noch zu sehr in der Goethe'schen Ueberschätzung des Alterthums befangen, daher auch die Abkehr derselben von Jean Paul. Die bereits mit der Reformation, diesem Anfange vom Ende des Christenthums, diesem hölzernen Eisen, beginnende Hinneigung zur antiken Welt war historisch als Reaktion gegen den einseitigen Spiritualismus des Christenthums nothwendig. Jetzt aber hat diese Reaktion ihre Dienste geleistet und es ist wieder eine Reaktion gegen die Reaktion nöthig, das heißt eine tiefere Auffassung vom Wesen des Christenthums. Die Weltanschauung unserer großen Philosophen, wonach der menschliche Geist frei und autonom ist, wird nicht eher ein Gemeingut unserer Nation werden, als bis das Christenthum von derselben richtig erkannt ist. Nur der befreit sich vom Christenthum, der dasselbe versteht.

Die ganze Entwickelung drängt auf eine Synthese von Alterthum und Christenthum. Unserer Zeit aber ist das Verständniß des einen Gliedes dieser Synthese, des Christenthums, völlig abhanden gekommen. Die schlimmsten Feinde desselben, die, welche es verflachen, sind gegenwärtig die sogenannten Freisinnigen, Strauß nennt sie die Halben. Das Großartige, Weltbewegende des Christenthums, das was es hoch über die gesammte antike Welt erhebt und zu einer nothwendigen Uebergangsstufe für unsere Zeit macht, lassen sie als nebensächlich, überwunden bei Seite und behalten dafür Unwichtiges bei oder legen, was ihnen gut scheint, hinein. „Wir sind immer noch Christen," rufen sie zuversichtlich aus. „Wir geben zwar alles das auf, was die großen Väter und Lehrer der Kirche geglaubt haben, unsere Auffassung von Gott ist eine andere als die urchristliche, wir geben die Lehre von der Dreieinigkeit, von der übernatürlichen Geburt Christi, von den Engeln, von den Wundern preis, allein — wir sind Christen, denn wir halten Jesum für einen unvergleichlichen Menschen und finden im Christenthum eine Sittenlehre wie sonst nirgends." Diesen Liberalen gegenüber kann nicht eindringlich genug darauf hingewiesen werden, daß das Christenthum nicht in der Ethik oder im „Leben" gipfelt, sondern wesentlich „Lehre" ist, daß es eine Weltanschauung ist, eine Metaphysik, eine Spekulation über Anfang und Ziel alles Existirenden, und als solche sich ebenso vom Alterthum wie von der neuen Zeit unterscheidet. Im Christenthum ist zum ersten Male der Menschheit zum Bewußtsein gekommen, daß es der Geist allein ist, welcher die Materie schafft und organisirt. Dieser Geist ist aber im Christenthum noch ein außerhalb der Welt und der Menschheit existirendes Wesen; der Dualismus von Geist und Körper, Priester und Laien, Papst und Kaiser, Kirche und Staat, Jenseits und Diesseits, Himmel und Erde war die nothwendige Folge von dieser Transcendenz. Die Kluft zwischen diesem jenseitigen Gotte und der sündigen, erlösungsbedürftigen Menschheit wird im Christenthum durch den Gottmenschen ausgefüllt, dadurch, daß Gott in dem einen Individuum Jesus Fleisch ward; durch den Glauben an diesen Gottmenschen, an den Sohn Gottes, wird die Menschheit erlöst. Nicht ein einzelnes, auserwähltes Volk ist zum Heile berufen, dem gegenüber die andern Barbaren oder Verdammte sind, sondern die ganze Menschheit; dieses Heiles kann sie freilich erst im Himmel, nicht schon im irdischen Jammerthale theilhaftig werden.

Die Hinneigung zum Alterthum war zwar ein heilsames Gegengift gegen diese Jenseitigkeit, allein man ging zu weit nach der andern Seite. Man lebte nicht mehr im Jenseits, übersah aber auch, wie wenig die Völker der alten Welt das Diesseits wahrhaft zu verklären gewußt haben, wie fern ihnen die wahre Humanität gewesen; man suchte nicht mehr das Heil für die Menschheit im Himmel, wendete sich aber auch egoistisch und theilnahmlos von der Gesammtheit der Menschen ab. Der Demokratismus des Christenthums wurde vom Aristokratismus verdrängt.

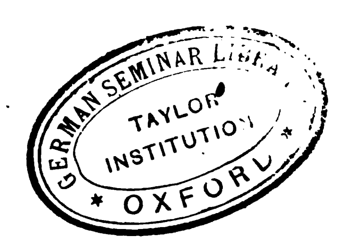
Wenn nun aber das Ideal unserer Zeit, die Erlösung der Menschheit durch sich selbst, nur durch eine erneuerte Vertiefung in die christlichen Prinzipien erreicht werden kann, so leuchtet ein, welche Bedeutung grade Jean Paul für die Lösung dieser Aufgabe hat.

Hätte Jean Paul nichts weiter erstrebt als eine Rückkehr zum Christenthum, wie es sich am großartigsten und consequentesten in der katholischen Kirche entwickelt hat, so würde er als ein sonderbarer Schwärmer ohne allen Einfluß und alle Geltung dastehen. Das Große an ihm aber, seine geschichtliche Stellung, das, was ihn auch von den Romantikern unterscheidet, ist eben dies, daß seine Dichtung zwar der gesammten bisherigen Entwicklung zuwider in der Transcendenz und dem Dualismus des Christenthums wurzelt, daß aber die Blüten und Früchte, welche uns der dieser Wurzel entsprossende Baum in so reichlicher Fülle spendet, unter der Sonne der modernen Weltanschauung zu einer ungewöhnlichen Pracht und einem kaum geahnten Glanze sich entfaltet haben. So gewiß sich unsere Zeit nicht allein ans Alterthum anlehnen, sondern ebenso aus dem Christenthum sich neue Kraft schaffen soll, diese beiden aber im Laufe der Zeiten einem höheren Dritten weichen müssen, so gewiß hat auch unsere Dichtung nicht allein auf den von Goethe gewiesenen Pfaden weiter zu wandeln, sondern sich auch das, was Jean Paul Unvergängliches geschaffen, zum Vorbilde zu nehmen; vielleicht begrüßen wir dann dereinst auch einen neuen Dichtergenius als Apostel dieser neuen Zeit.

Register.

*) bedeutet, daß sich der betreffende Name in den Anmerkungen findet.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.


GERMAN SEMINAR LIBRA
TAYLOR
INSTITUTION
OXFORD

